This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

869
F626

VOLKSBÜCHEREI

UC-NRLF
$B 315 200

Bilder aus den Kriegszeiten Tirols

100/103

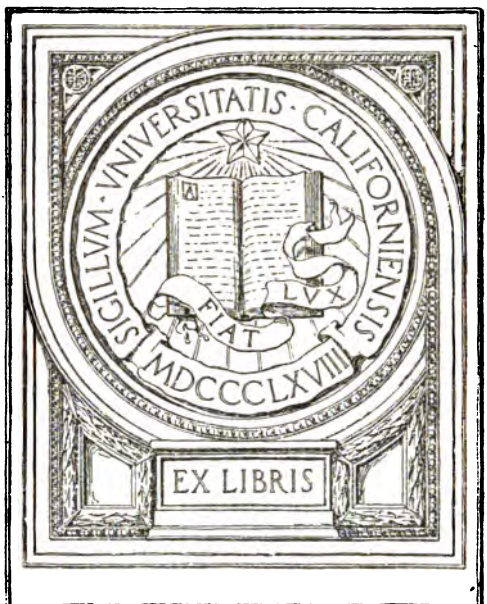
80 Heller
= 80 Pfennig

Von

Alois Flir

VERLAGSBUCHHANDLUNG „STYRIA"

In Leinwand gebunden mit Rotschnitt K 1·30 = M. 1·30


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

869
F626

Bilder

aus den Kriegszeiten Tirols.

Geschichtliche und poetische Erzählungen

von

Alois Flir.

Mit Einleitung. — 1. bis 10. Tausend.

Graz.
Verlagsbuchhandlung „Styria".
1906.

„Typograph"-Maschinensatz.

Fournier
Collection

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria" in Graz.

Inhalt.

Seite

Einleitung V
Die Schützenweiber 1
Die Hochzeitfahrt 70
Der Flüchtling 85
Das Treffen bei Giggl 140

Poetischer Teil.

Das Gebet 163
Der Wirt von der Mahr 168
Das Heimatland 175
Der Leidensgefährte 178
Des Sandwirts Treue 182
Des Sandwirts eigentliches Lebensende 190

Einleitung.

Am 4. November 1905 sind hundert Jahre verflossen, seitdem die ersten Truppen Napoleons die Tiroler Grenze überschritten, — vierzehn Tage nach der berüchtigten Kapitulation Ulms durch den unglückseligen österreichischen Generalquartiermeister Mack, und fast gleichzeitig mit dem Vorstoße Napoleons ins Herz der österreichischen Erblande.

Ein so überwältigendes Schauspiel der Riesenkampf des alten Österreich mit der genialen Kriegskunst des Korsen darbietet, so hat sich doch die Teilnahme des Volkes und die dichterische Verherrlichung jener furchtbaren Zeit weniger an die Kämpfe von Regensburg und Ebelsberg, an die Schlachtfelder von Aspern und Wagram geheftet, als an die Betrachtung der Katastrophe Schills, vor allem aber an die *großen Tiroler Aufstände*.

Wer hat nicht wieder und wieder sich gerne erzählen lassen von den Kämpfen an der Ladritscher Brücke, auf dem Sterzinger Moos, am Berge Isel, im Strub- und im Lueg-Paß? Zwar hat die neuere Geschichtschreibung am Schlusse jenes Kampfes die Überlegung und das formale Recht vermißt; aber wie sollte nicht trotzdem unser tiefstes menschliches und nationales Interesse auf jene Episode des großen vor hundert Jahren begonnenen Trauerspiels sich wenden, in welcher wir dies tapfere deutsche Volk gegen fremde Unterdrückung sich erheben, mit Aufbietung seiner eigenen schwachen Kräfte die Übermacht besiegen und endlich, verlassen von aller Welt, sich verbluten sehen? Es war ein kleines Volk, das diesen Kampf kämpfte, aber es war kein mattherziges Anfassen, sondern ein todesmutiges Wagen; nicht ein Erlahmen nach dem ersten Erfolg, sondern zähes Aushalten; nicht Verzagen nach der Niederlage, sondern stets

neu aufflammender Glaube an das ewige Recht und dessen endlichen Sieg; nicht wohlgeschulte Heeresmassen und fein berechnete Unternehmungen, sondern ein ungelehrtes Naturvolk, das von seinen Bergen in die Täler niedersteigt und seinen Bedränger, wo es ihn findet, mit den Fäusten zerschmettert, um nach getaner Arbeit den Geschäften wieder nachzugehen. Zwar kämpfen auch die kaiserlichen Heere für das Vaterland, — aber hier kämpfte ein Volk für ein Kaiserhaus, an das es mehr durch die Bande alter Überlieferung und der Treue, als durch materielles Bedürfnis geknüpft war; es kämpfte aber auch gegen Verletzung seines Herkommens in Recht und Eigenwesen, es kämpfte endlich für seine Religion.

Die Art, wie dieser Gebirgskrieg begonnen, die kleinen Mittel, mit welchen er geführt und mit welchen oft so große Erfolge errungen wurden, bringen durch den seltsamen Gegensatz zu der sonst gehandhabten methodischen Kriegskunst ein eigentümliches Interesse hervor. Die Einverständnisse mit Wien wurden eingeleitet durch Briefe, in welchen Tirol als die Braut, ihre Ausstattung als die Rüstung zum Kampf, der Erzherzog als Bräutigam erschien. Am 16. Jänner 1809 reisten Andreas Hofer, Wirt am Sand in Passeier, Peter Hueber, Gastwirt zu Brunek, und Nessing nach Wien, vereinbarten dort in nächtlichen Zusammenkünften den Plan der Kriegseröffnung, teilten dann denselben unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses auf dem Rückwege vertrauten und einflußreichen Männern, wie dem Jakob Sieberer, Wirt zu Langkampfen, und k. k. Major Anton Oppacher, Wirt am Jochberg, Josef Ignaz Straub, Gastwirt zur goldenen Krone in Hall, Andrä Angerer, dem sogenannten Wieseler Wirt in Volders, und anderen mit, wie man sieht, hauptsächlich Wirten, welche vermöge ihrer ausgebreiteten Kenntnis des Landes und der Leute die geeignetsten Führer des Aufstandes waren. In den Wirtshäusern wurde überall Pulver, Blei und Mundvorrat aufgespeichert, überallhin Verbindungen angeknüpft und der Befehl geschickt, beim Herannahen der österreichischen Hilfstruppen die Landeskassen mit Beschlag zu belegen, die Wege, Brücken und Stege zur rechten Zeit zu zerstören. In der bestimmten Nacht sollten die Kreidenfeuer auf den hervorragenden Punkten angezündet, morgens Blut, Mehl

und Knochen in das Wasser geschüttet werden, als Zeichen, daß jetzt alles auf sein sollte.

Ewig wird man es mit Bewunderung nacherzählen müssen, wie ein so wichtiges Geheimnis, das viele Tausende zu Mitwissern hatte, vor dem Feinde verschwiegen bleiben konnte. Überhaupt nahm in dem nun ausbrechenden Kampfe die Sache dann immer den besten Fortgang, wenn die Bauern lediglich auf ihren eigenen Füßen standen. Der Tiroler war damals dank dem blühenden Schützenwesen der geübteste Schütze in ganz Europa. Er führte in einem Säckchen Pulver und Kugeln mit sich; die Langsamkeit im Laden war in den Bergen nicht von zu großem Nachteil. Während die Tiroler nach Art der Jäger auf den Höhen herumschweifen konnten, mußte die reguläre Armee der Feinde sich fast stets im Tale und wegen des Geschützes und der Zufuhrwagen auf der Hauptstraße halten; zudem konnten jene auf jedem vorspringenden Felsen genau die Stärke, Stellung, Bewegungen des Feindes beobachten, beim Angriff in undurchdringliche Schluchten sich zurückziehen und rasch wieder auf entlegeneren Punkten sich sammeln und den Feind fast ungestraft bei Tag und Nacht beunruhigen. Diesem nützte natürlich seine Reiterei fast gar nichts; seine Artillerie verlor gleichfalls wegen der Natur des Landes ihre Furchtbarkeit. Fruchteten somit die künstlichen Kriegswerkzeuge des Feindes nur sehr wenig, so bediente sich der Tiroler mit um so größerem Erfolg der plumpen Mittel, welche die Natur selbst ihm an die Hand gab. Er führte längs den Bergeskanten dicke Brustwehren aus Baumstämmen, mit Erde und Moos ausgefüllt, auf, verband sie mit Querbäumen und türmte große Steine darauf, die man auf die Straße hinabstoßen konnte, oder er fügte an den steilsten Plätzen Holzstämme in Form eines Dreiecks zusammen und band sie mit Weiden, die man im entscheidenden Augenblick abhieb, an starke Baumstämme. In ähnlicher Weise benutzte er auch die sogenannten Holzrisse, durch welche er Steine und Stämme auf einen gewissen Punkt der Straße niederlassen konnte.

Bei dieser Kampfesart, welche mit wenig Abänderungen in allen größeren und kleineren Gefechten des Tiroler Aufstandes wiederkehrte, war es am geratensten, eben nur den Bauern

und die Natur des Bauern frei wirken zu lassen; von einer streng eingehaltenen Führung konnte hier kaum die Rede sein, wie es denn auch ein bezeichnender Zug dieses ganzen Gebirgskrieges ist, daß man bei den entscheidendsten Erfolgen den dem einzelnen zukommenden Anteil nur sehr schwer ausmessen kann. Die hier entfesselten Kräfte bedurften weniger eines eigentlichen Leiters, als eines zusammenhaltenden Mittelpunktes. Dieser brauchte eben nicht ein überlegenes Talent zu sein, wenn er nur die körperliche Kraft, den schlichten Verstand und die sittlichen Eigenschaften dieser Gebirgsbewohner in sich vereinigte. Schon gleich im Anfang, besonders aber seit den heißen Tagen im Mai, war dieser Mittelpunkt und diese Seele des Ganzen der Sandwirt von Passeier. Nicht der unermüdliche Intendant, Freiherr Josef von Hormayr, durch dessen Hand die Fäden der ganzen Verschwörung liefen, konnte sich eines annähernd gleichen Einflusses auf die Gemüter und die Entwicklung der Dinge rühmen; nicht reichte der rührige Verschworene Martin Teimer aus Schlanders, noch der tapfere Sieger bei der Mühlbacher Klause, Peter Kemnater, Wirt von Schabs, noch der brave, ordnungsliebende und milde Straub, noch der unerschrockene Rotbart, der Kapuziner Joachim Haspinger, der begeistert seinen Scharen das Kruzifix vorantrug, noch der ebenso verwegene als schlaue Mann von Rinn Josef Speckbacher und andere entfernt an Hofers Bedeutung, obwohl dieser häufig vor einzelnen derselben, namentlich vor den beiden letzteren (im untern Inntal, am Berge Isel) in den Hintergrund treten mußte. Was ihn aber vor allen anderen auszeichnete, war sein hochherziges Vertrauen auf die gute Sache und die unbedingteste Hingabe an sein Kaiserhaus; hierauf beruhte größtenteils der Zauber, den er auch über begabtere Naturen ausübte.

Hofer stand im 42. Lebensjahre, als er 1809 den Schauplatz betrat: ein echtes Kind Tirols, schon seiner äußeren Erscheinung nach, die uns aus vielen Abbildungen bekannt ist, von ziemlich hoher Gestalt, mit breiten Schultern, schön gewachsen, mit rundem, rotbackigem Gesicht, kleiner, etwas breiter Nase, lebhaften braunen Augen, schwarzem Haar, einem vollen, auf die Brust herabwallenden Kinnbart, aufrecht und würdevoll einherschreitend, einnehmend durch freundlichen Ge-

sichtsausdruck und angenehme Stimme. Seinem Stande gemäß gebildet, schrieb und sprach er Italienisch und Deutsch gleich gut, oder, wenn man will, gleich schlecht. Durch sein Wirtsgewerbe, seinen Handel mit Wein und Branntwein war er überall im Lande bekannt, durch seine Gutmütigkeit, Treue und Frömmigkeit überall geachtet und beliebt, durch seinen Mutterwitz und Hang zum Scherz ein angenehmer Gesellschafter, dabei mäßig im Genusse von Speisen und Getränken. Solange er das Oberkommando von Tirol führte, herrschte allgemein und überall Einigkeit, Ruhe, Ordnung und Sicherheit, denn, wie ein Tiroler Schriftsteller sagt: Ihn leitete weder Ehrgeiz noch Habsucht, weder Stolz noch Leidenschaft. Er stellte sich an die Spitze des Aufstandes einzig für den Glauben seiner Väter, welchen kirchliche Neuerungen und Priesterverfolgungen zu untergraben schienen, dann für das teure Vaterland, welches, seiner Verfassung und Freiheiten schmählich beraubt, unter despotischen Beamten und überschwenglichen Lasten seufzte, endlich für das angestammte Erzhaus Österreich, unter dessen Zepter sich Tirol so viele Jahrhunderte glücklich pries und dessen gerechte Sache wider Napoleon, die Geißel Europas, wenigstens in ganz Deutschland, wie man hoffte, Beifall und Unterstützung finden sollte. — —

Die Geschichte der Tiroler Freiheitskämpfe teilt sich in drei Perioden. Nach dem Falle Ulms wurde sofort Vorarlberg von den Franzosen besetzt; gleichzeitig mit dem Vorstoß gegen Wien rückte Napoleons Marschall Ney von Bayern her gegen die Tiroler Grenze, und am 4. November 1805 stand er vor der Scharnitz, einer uralten Talbefestigung, zu der auch der Leutaschpaß gehört. In Tirol war schon vor Ausbruch des Krieges die Landesmiliz gerüstet. An der Scharnitz erfuhr Ney zum ersten Male, wie ernst der Kampf mit den Tirolern zu nehmen sei; leider war aber die Verteidigung vergebens, denn die Leutasch wurde umgangen und war nicht mehr zu halten. Nur die Schützen entkamen, und der Weg nach Innsbruck stand Ney offen. Der Oberkommandant Erzherzog Johann zog seine Truppen und die Schützen über den Brenner nach dem Pustertal zurück. Am 5. November zog Ney in Innsbruck ein; am 10. November fiel Kufstein ohne Widerstand. So

war — in allen Fällen durch das Ungenügen der Generale, worin nur Erzherzog Johann eine rühmliche Ausnahme bildet — die schöne und tüchtige Armee zersplittert. Am 14. November 1805 unterzeichnete Jellacic als Anführer der Tiroler regulären Armee (die Milizen und Schützen kommandierte Chasteler) zu Dornbirn die Kapitulation.

Der Friede von Preßburg machte den Kämpfen für einige Jahre ein Ende, — nicht aber dem Feuer, das in der Brust der Tiroler glühte und das nur des Anlasses bedurfte, um auszubrechen.

Diesen Anlaß bot der feurige Aufruf, den Erzherzog Johann im Frühjahr 1809 im geheimen erließ und der den Tirolern in die Seele sprach. Das Wort: „Es ist Zeit!" ging im Fluge von Mund zu Munde, und am 9. April erließ Hofer die offene Order zur Schilderhebung. Die Kämpfe an der Ladritscher Brücke, bei Sterzing, am Isel bei Innsbruck, der Einzug der siegreichen Schützen in Innsbruck, bezeichnen die glorreichen Etappen der Erhebung. Am 13. April kapitulierte der französische General Bisson, und am 15. April endete dieser zweite ruhmreiche Teil, — vollbracht von Bauern, die in fünf Tagen zwei Generale und siebzehn Stabs- und Oberoffiziere samt ihren Truppen gefangennahmen. Tirol wurde nach dem sogenannten Besitzergreifungspatent als sequestriertes Land vom Generaladjutanten Goës, in Wirklichkeit von dessen Stellvertreter Hormayer verwaltet.

Kurz darauf folgten die Kriegserklärung des Kaisers Franz, die Unglückstage für Österreich, die Einnahme Wiens. Tirol lag offen, die österreichischen Truppen waren in das Innere der Monarchie abberufen. Um die Verbindung mit Italien frei zu bekommen, gab Napoleon Befehl, dem „Bauernaufstande" ein Ende zu machen. Die Tiroler waren voll Zuversicht; aber Chasteler tat nichts. Die Leitung war nicht zielbewußt und einheitlich, Hofer in Südtirol festgehalten. Nach erfolglosen Kämpfen am Strubpaß kam es zur Kapitulation Innsbrucks, und sich sicher glaubend, plante der französische General Lefebvre ganz Tirol zu unterwerfen, rief aber dadurch die zweite gewaltigste Bewegung hervor, deren Held Andreas Hofer war. Sein Wort hatte unglaubliche Wirkung; er verfügte über etwa

sechstausend Schützen; unter seinen Führern ragte Josef Speckbacher durch Verstand, Entschlossenheit und Kühnheit hervor. In glühender Andacht machte Hofer das Gelöbnis des Herz-Jesu-Festes und brach am 25. Mai mit seinem Heere nach dem Brenner auf; am 29. Mai wurde der allgemeine Kampf beschlossen. Hier trat zum ersten Male der Kapuziner P. Joachim Haspinger auf. Am Isel kam es zu einem heftigen Kampf, in dessen Verlauf die Franzosen unter Deroy über Nacht in der Stille abzogen und Tirol räumten.

Der Anlaß zur dritten Erhebung sollte von außen kommen. Im Waffenstillstand, der der Schlacht bei Wagram folgte, gab Österreich Tirol preis; die ganze österreichische Macht zog ab; Lefebvre rückte mit 50.000 Mann von zwei Seiten gegen Tirol. Hofer protestierte im Namen des Landes gegen den Einmarsch und rief das ganze Land unter Waffen. Wie Wetterstürme brachen die Niederlagen am Brenner (der sogenannten Sachsenklemme), an der Pontlatzer Brücke über die Feinde; am 11. August begann eine allgemeine Flucht über den Brenner; der französische Marschall vereinigte zwar seine Truppen noch einmal bei Innsbruck, allein am 13. wurde er von allen Seiten angegriffen, und in der berühmten Schlacht am Berge Isel warfen die Bauern den Feind hinaus. Gleichzeitig wurde die französische Kolonne im Pustertal aus dem Lande gejagt.

Ganz Tirol war jetzt befreit.

Hofer ließ sich in Innsbruck als Regent nieder, hielt strenge Ordnung, ohne aus seiner Bäuerlichkeit herauszutreten, und wurde als Oberkommandant von Tirol allgemein anerkannt.

Er hatte den Höhepunkt seiner ruhmreichen Heldenlaufbahn erreicht; nur zu bald sollte die tragische Wendung kommen. Im Frieden von Wien mußte Österreich das treue Tirol abermals preisgeben. Schon hatten die Führer mit Hofer sich geeinigt wegen der Unterwerfung, als falsche Gerüchte von österreichischen Siegen und das Drängen einiger ihn verleiteten, sich für Fortsetzung eines Kampfes zu entscheiden, der nur noch Aufruhr sein konnte. Die Mehrheit des Volkes hatte die Waffen bereits niedergelegt. Alle Bemühungen, Hofers irrige Ansicht zu widerlegen, waren schließlich fruchtlos; sein sonst so heller Verstand hatte sich durch Haspingers Beredsamkeit trüben lassen.

So fand Hofer ein tragisches Ende, mit dem er seinen Irrtum büßte, das ihm aber auch für alle Zeiten den Namen eines Blutzeugen für deutsche Treue und Ehre sicherte.

* * *

Die Neuherausgabe vorliegender Bilder zum hundertjährigen Gedenktage jener Ereignisse bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Diese „Bilder" sind so frisch und treffend, ihre Darstellung ist so lebendig und lebenswahr, daß sie als Perlen der Erzählungskunst angesehen werden dürfen. Dies gilt auch von jenen, für welche der Verfasser die dichterische Form gewählt hat; was ihnen an rhythmischem Wohlklang etwa abgeht, ersetzt die Kraft des Ausdrucks und die unmittelbare Lebendigkeit der Schilderung.[1])

Das erste dieser Bilder (Die Schützenweiber) mag als entferntes Vorspiel, ein Wetterleuchten der späteren Ereignisse betrachtet werden. Die Geschichte gliedert sich in Ober- und Unterteile, als wäre sie zum Anbaue von Akten und Szenen bestimmt; sie bildet eine weitblickende Verteidigung des Schützenwesens gegen den engherzigen Fanatismus der Frauen. Sie leitet auf die Kriegsnovellen über. Die dritte Geschichte (Der Flüchtling), eine etwas spröde Auseinandersetzung über das Eingreifen des Staates in kirchliche Rechte, bezieht sich auf Episoden nach 1805, und die zweite (Die Hochzeitsfahrt) auf Stimmungen nach dem Kampfe. Als rein geschichtlich ist die Darstellung des Treffens bei Giggl, die Schilderung der letzten volksmäßigen Gegenwehr, hier an den Schluß gestellt; der Verfasser brachte sie an erster Stelle. Die Gedichte feiern Einzelheiten aus den Kämpfen und Schicksale Tiroler Helden. Wurden vorher die Tiroler Kriegshelden zumeist von ausländischen Dichtern gefeiert, so ertönt hier zum ersten Male ihr Lob aus dem Munde eines heimischen Sängers. „Unsere Zeit wäre allerdings", meint der Verfasser, „rein geschichtlichen Darstellungen weit günstiger; aber eine Fülle

[1]) Vorliegende Ausgabe enthält nur jene poetischen Bilder, welche sich unmittelbar auf den Krieg und die daran sich anschließenden Ereignisse beziehen.

des Besten und Schönsten sinkt unter, wenn nicht die Poesie es rettet. Die Kritik müßte sich nur zu oft beinahe auf die bloße Benennung der Tatsache beschränken, während die Dichtung das Dahingeschwundene zurückruft und in veredelter Erscheinung wieder herstellt. — Die Novellen sind weit geschichtlicher, als man aus ihrem Namen vermuten könnte: das Gegenständliche bot sich in reichem Detail, und die Nachhilfe, welche da und dort notwendig wurde, verfuhr beiläufig, wie die Ausführung einer fremden, unvollendeten Zeichnung."

In der Zeit des Bruderbundes kann vernünftigerweise von Feindschaft zwischen Tirol und Bayern keine Spur mehr vorhanden sein, so daß, wo von Kämpfen gegen die Armee des Nachbarlandes die Rede ist, dies nach keiner Seite mehr Anstoß erregen wird. „Je versöhnter die Parteien sind," sagt der Verfasser selbst, „um so freier wird gegenseitig das Wort. Und wenn es auch nicht allen genehm sein sollte: Tirol darf das Andenken an seine glorreiche Zeit durch keine Rücksicht unterdrücken. Die gebrachten Opfer verdienen ihre Entschädigung. Aber des Guten nächster, würdigster Lohn auf Erden ist sein lebendiges Bewußtsein. Diesen Lohn schuldet das Vaterland fortwährend sich selbst."

* * *

Ein kurzes Lebensbild des Verfassers mag hier angezeigt sein; wir folgen im wesentlichen einer von Chr. Schneller in der zweiten Auflage der Bilder gegebenen Schilderung.

Alois Flir war ein schlichter Sohn des Volkes. Er wurde am 7. Oktober 1805 im Weiler Graf bei Landeck im Oberinntale geboren; sein Vater, ein Müller, tat sich im Kriege von 1809 rühmlich hervor. Flir machte seine Gymnasialstudien zu Meran (wo er wegen einer Rauferei das consilium abeundi erhielt) und Brixen; seine philosophischen Studien vollendete er 1826 in Innsbruck.

In seiner Berufswahl war Flir lange schwankend. Schon auf dem Gymnasium und in den philosophischen Jahrgängen am Lyzeum griff der Jüngling in seinem ganzen Sinnen und Trachten weit über die damaligen Lehr- und Lernziele hinaus;

er hatte schon 1825 aus strebsamen Freunden einen „Dichterklub" um sich versammelt und trug sich schon seit den Gymnasialjahren mit dem Plane, ein Drama zu schaffen, dessen Held König Alfred der Große sein sollte — ein Gedanke, den er später auch ausgeführt.

Flir hatte daran gedacht, zwei Jahre in Brixen Theologie zu studieren, Italienisch, Hebräisch und Chaldäisch zu lernen und dann in Wien für eine Professur sich auszubilden. Allein schon im Oktober 1826 befand er sich in Wien, und zwar um Medizin zu studieren, welche er mit dem Ziele einer Professur von Anfang an nicht als Berufssache betrachtete. Während dieses seines fast fünfjährigen Aufenthaltes vertiefte er sich insbesondere in das Studium der alten Klassiker und der alten Geschichte sowie der griechischen Philosophie. Großartige Entwürfe beschäftigten seinen lebhaften Geist. Er wollte „das Leben in seiner Verklärung" lyrisch verherrlichen, seine „Hauptideen" begeistert in Oden ausströmen und die Entwicklung der Menschheit in einem Dramenzyklus darstellen, — Entwürfe, durch welche er sich zu solcher Arbeitslust angeregt fühlte, daß er sie in drei bis vier Jahren auszuführen hoffte. Dazu kam es freilich nicht, wohl aber schrieb er Balladen und philosophische Dialoge, und arbeitete sein Drama Alfred fertig aus. Zur Aufführung desselben kam es jedoch nicht.

Der Gegensatz, in welchem Flirs vertieftes geistiges Leben [1]) und sein hochfliegender Idealismus zum wechselvoll bewegten Leben einer Weltstadt stand, führte ihn endlich auch zu einer Berufswahl. Am 13. März 1829 hörte er in der Stephanskirche einen Kanzelredner — es war der bekannte Domprediger Veith — zu Gott rufen, er möge den Menschen einmal einen festen Entschluß und Beharren geben, — und in derselben Stunde entschied sich Flir für den geistlichen Stand. Diese seine Berufs-

[1]) Wie bedeutend das persönliche Wesen Flirs damals schon war, mag man daraus ermessen, daß zwei seiner Zöglinge — in den Wiener Jahren verschaffte eine Hauslehrerstelle ihm den Unterhalt — in der Folge zum Katholizismus übertraten; es waren dies der Mediziner Dr. Leop. Trebisch, der bei der Taufe, 1838, den Namen Alois annahm, und dessen jüngerer Bruder Ferdinand, der wenige Wochen nach der Taufe, 1842, starb.

wahl bereute er nicht; es war keine Gefühlsanwandlung gewesen, welche leicht wieder hätte verfliegen können.

Nachdem Flir 1831 bis 1833 Theologie in Brixen studiert hatte und Priester geworden war, kam er im Herbst des letztgenannten Jahres als Hilfspriester nach Innsbruck und 1834 als Hilfspriester nach See in Paznaun. In dieser Bergeinsamkeit dichtete er sein Kraftdrama „Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidentums". Schon im folgenden Jahre erlangte er nach einer glänzenden Bewerbungsprüfung als Nachfolger seines von ihm hochgeehrten und geliebten Lehrers Johann Niederstätter die Lehrkanzel für klassische Literatur und Ästhetik an der Universität in Innsbruck. Damit ging sein lang gehegter Lieblingswunsch in Erfüllung und lag ihm ein weites Feld wissenschaftlicher Tätigkeit offen.

Was Flir seinen Schülern geworden, weiß jeder derselben zu rühmen. Wie wenige Lehrer der Hochschule, wußte er mit schwungvollem Vortrag in kraftvoll edler Sprache seine Zuhörer für den behandelten Gegenstand zu begeistern und zu eigenem Denken und Schaffen anzuregen. Jeder fühlte sich bald überzeugt, daß er an dem Manne, dessen lebendiges Wort vom Katheder herab an sein Ohr klang, durch das eben betretene Gebiet des Wissens einen zuverlässigen weitblickenden Führer finden werde.

Flirs geistiges Wesen selbst klärte sich ab, es blieb ihm jene edle Wärme und Begeisterung für das Gute und Schöne, welche nimmer aufhört, selbst Gutes und Schönes zu schaffen.

Im Jahre 1846 ließ Flir seine Bilder aus den Kriegszeiten Tirols in Druck erscheinen.

Die gewaltige Bewegung des Jahres 1848 zog auch Flir in ihre Kreise. Am 8. Mai wurde er zu Landeck in Oberinntal als Abgeordneter zum deutschen Parlament in Frankfurt gewählt. Flir ging nach Frankfurt, drängte sich, volle Unbefangenheit seines Urteils bewahrend, nie vor, griff aber, wenn der Anlaß gegeben war, als feuriger Redner in die Verhandlungen ein und verteidigte besonders mannhaft die Einheit Tirols gegen die Lostrennungsversuche der Welschtiroler. In Frankfurt wurde ihm auch die dortige Stadtpfarrerstelle mit dem Chararakter eines Domherrn angeboten, allein Flir lehnte ab,

weil er, wie er sich ausdrückte, auf Tirol nicht verzichten wollte. Es erhielt hierauf Beda Weber die genannte Stelle. Im Oktober 1848 nach Tirol zurückgekehrt, nahm Flir am politischen Leben, solange die immer drohender heranrückende Reaktion es gestattete, noch regen Anteil. Flir war übrigens in politischen Dingen gemäßigt, jedoch ohne jene Voraussicht der Entwicklung der Dinge, welche dem Politiker eigen zu sein pflegt; sein Gefühl und seine Phantasie waren in solchen Dingen immer stärker als sein Verstand.

In die folgenden Jahre fallen nacheinander die Vorlesungen, welche er über Shakespeares Hamlet und Goethes Faust unter großem Andrang der gebildeten Welt an der Universität hielt. Im Jahre 1852 erschien Flirs Werk: Die Mannharter, eine historisch-poetische Erzählung.

Es war tatsächlich die Liebe zur Kunst, welche Flir nach Rom zog und ihm einen mehrjährigen Aufenthalt dort als notwendige Reifezeit für seine Anschauungen über Ästhetik und Kunstgeschichte erscheinen ließ. In der ewigen Stadt gedachte er mit Hilfe deutscher Künstler umfassende Kunststudien zu machen, um sein ihm schon lange als hohes Ziel vorschwebendes Werk über christliche Ästhetik zu vollenden. Flir war überglücklich, als er nach längerem ungewissem Hoffen endlich im Juli 1853 zum deutschen Prediger in Rom ernannt wurde und mit diesem vom Kaiser Franz I. im Jahre 1827 geschaffenen Amte zugleich auch das Rektorat an der dortigen deutschen Nationalkirche Anima erhielt. Am 7. September jenes Jahres verließ er Tirol, um seine neue Stelle in Rom anzutreten. Obgleich er nicht beabsichtigte, länger als einige Jahre dort zu bleiben, sollte er doch sein geliebtes Heimatland nicht wiedersehen.

Flir brauchte einige Zeit, sich in die römischen Zustände einzuleben. Doch konnte er nun seinen Drang nach Kunststudien in vollem Maße befriedigen und kam mit manchen hervorragenden deutschen Künstlern, wie Cornelius, Overbeck, Achtermann, Rhoden, Wagner und anderen in Berührung. Über dem Umgang mit den Künstlern und über Roms Kunstschätze vergaß Flir keineswegs der Anstalt, deren Rektor er war. Das deutsche Nationalhospiz war gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem Niederländer Johann Peters aus Dortrecht, welcher

eine Zeitlang in päpstlichen Kriegsdiensten stand, und dem Priester Theodorich von Niem oder Neheim im ehemaligen Stift Paderborn, welcher angesehene kirchliche Ämter bekleidete und im Jahre 1417 zu Konstanz während des Konzils starb, unter dem Namen Beatae Mariae animarum zur Aufnahme und Beherbergung deutscher Pilger gegründet worden. Unter päpstlichem Schutze — der deutsche Papst Hadrian VI. fand in der Kirche des Hospizes auch seine letzte Ruhestätte — und von vielen Wohltätern gefördert blühte die Anstalt auf und erfreute sich seit dem Kaiser Friedrich III. auch des Protektorats der deutschen Kaiser. Im sechzehnten Jahrhundert aber begann der Rückschritt. Das Protektorat verwandelte sich allmählich in ein österreichisches und damit verlor die Anstalt auch ihren deutschen Charakter, da sie allen österreichischen Nationalitäten gemeinsam werden sollte, tatsächlich aber ihre Nutznießer Italiener waren. Flir nahm die bereits vor ihm gemachten aber erfolglosen Versuche zur Reorganisation derselben energisch wieder auf und drang durch; die Anstalt wurde reorganisiert und wieder in eine deutsche umgewandelt. Letzteres wurde hauptsächlich durch die Großmut des Kaisers Franz Josef I. ermöglicht, welcher 1854 verordnete, daß von nun an nicht bloß Österreicher, sondern auch nicht österreichische Deutsche in das Hospiz Aufnahme finden sollten, und daß die Kirche der Anima nicht mehr österreichische, sondern deutsche Nationalkirche zu nennen sei. Flir hatte dabei die Mühe nicht gescheut, aus dem Archiv der Anima, sowie unter Beihilfe des ihm befreundeten P. Theiner aus allen anderen Archiven Roms den Stoff zu einer Geschichte der Anstalt zusammenzutragen — ein Werk, welches mit seinen Belegen nicht weniger als 735 Folioseiten füllte. Einen daraus veranstalteten Auszug von zehn Bogen übergab er dem Kardinal Brunelli, welcher vom Papste zum Visitator der Anstalt ernannt worden war.

Sowohl diese Angelegenheit als auch die damaligen Verhandlungen betreffs des österreichischen Konkordats hatten zur Folge, daß Flir immer mehr in die höheren kirchlichen Kreise gezogen wurde. Er, dessen ganzes Glück früher der Gedanke an sein liebes Tirol ausmachte, entschloß sich endlich, für immer in Rom zu bleiben. Und doch war sein ganzes Wesen für diese

neue Richtung nicht geschaffen; er kam aus der Strömung hinaus, welche bisher sein geistiges Leben getragen hatte. Im Jahre 1857 starben ihm drei liebe Freunde nacheinander, darunter im kräftigsten Mannesalter der bekannte Professor Alois Meßmer, sozusagen unter seinen Augen, so daß er es im Hinblicke darauf selbst als kein Wunder bezeichnete, daß ihn Todesphantasien anwandelten. Auch Beda Webers Tod (1858) machte auf ihn tiefen Eindruck. Trüben Sinnes fragte er sich selbst: Wird es Abend in mir? Ist es schon die Dämmerung, die der Nacht vorangeht? Ist dieser herbe, bittere Ernst des langen Lebens Frucht?

Der ihm eine Zukunft voraussagende treue Freund behielt doch Recht; Flir hatte noch eine Zukunft vor sich. Nachdem er die ihm abermals angebotene Stelle Beda Webers in Frankfurt wieder ausgeschlagen hatte, wurde er im Sommer 1858 zum Uditore della Rota[1]) und zugleich zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Schon die äußeren Obliegenheiten dieses Amtes waren keine geringen. Als Uditore mußte Flir sich ein Amt mit einem Vorsaal, zwei Vorzimmern, einem Thronsaal, einem Empfangszimmer und einer Kanzlei einrichten; er mußte auf eigene Kosten sowohl einen Advokaten mit zwei Sekretären als auch Pferde und Wagen mit drei Bedienten in Livree halten. Selbstverständlich mußte er dabei auch die Kunst und Ästhetik ganz fahren lassen und dafür unter Kardinal Reisachs Anleitung an sehr trockene und ernste juridische Studien gehen. Als päpstlicher Hausprälat wurde er auch bei den kirchlichen Zeremonien der päpstlichen Kapelle oft in Anspruch genommen.

Ungeachtet aller Beschwerlichkeiten und Kosten, welche mit dem Antritte dieses Amtes verbunden waren, scheint Flir die gute Laune nicht verloren zu haben. Als er dem Kardinal Asquini seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser, welche Farbe er der Livree seiner Bedienten geben werde. Flir erwiderte, daran habe er noch nicht gedacht. Als der Kardinal bemerkte, daß die Uditore gewöhnlich die Farbe ihres Hauses beibehalten,

[1]) Die zur Curia justitiae gehörige Rota romana bildet den obersten päpstlichen Gerichtshof, welcher unter dem Papste Sixtus IV. (1471 bis 1484) neu organisiert wurde und im höchsten Ansehen stand.

entgegnete Flir, dann werde er seinen Bedienten eine weiße Farbe geben. — „Ist dies die Farbe Ihres Hauses?" fragte der Kardinal. — „Ja, Eminenz," war Flirs Antwort, „denn mein Vater war ein Müller!"

Die Übernahme der neuen Würde und Bürde hatte den nach Ruhe sich sehnenden Mann wieder in ein Leben hineingerissen, gegen das seine ganze Natur sich sträubte, eine Tatsache, welche manche Stellen seiner Briefe aus dieser Zeit bestätigen. Gegen Ende des Jahres 1858 wurde Flir sehr leidend; Rheumatismen, Entzündungskrankheiten und Wechselfieber warfen ihn auf das Schmerzenslager, wo er, ein Opfer des römischen Fiebers, am 7. März 1859 verschied. Er hatte ein Alter von dreiundfünfzig Jahren und fünf Monaten erreicht. Seine Leiche wurde in der Gruft der Anima beigesetzt; im Jahre 1896 ließ der Rektor der Anima und jetzige Bischof von Triest Msgr. Nagl ein Denkmal beifügen. Auch in Landeck wurde ihm ein Denkmal gesetzt.

Flirs zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Schriften wurden bereits erwähnt. — Ludwig Rapp gab 1864 Flirs für die Zeitgeschichte belangreiche Briefe aus Rom heraus, von denen sogleich eine zweite Auflage notwendig wurde.[1]) Im Jahre 1865 folgte eine Ausgabe von Briefen Flirs aus Innsbruck, Frankfurt und Wien, welche von 1825 bis 1853 reichen, jedoch von 1834 bis 1844 eine ganz unausgefüllt gebliebene Lücke aufweisen. — Sein Drama Alfred, welches, wie oben erwähnt worden, längst vollendet war, — seine Ästhetik, welche, da er sie 1841 herausgeben wollte, schon damals druckreif sein mußte — wohin sind sie gekommen? Auf Grundlage des von Flir selbst veranstalteten Auszuges der Geschichte der Anima verfaßte Anton Kerschbaumer, Professor der Theologie in St. Pölten, seine schon angeführte Geschichte und ließ darin Flir volle Würdigung angedeihen.

Von Flirs reicher und mannigfaltiger Geistesarbeit ist somit im ganzen wenig Umfangreiches, wenn auch Gehaltvolles, auf die Nachwelt gekommen. Wäre ihm die Fortdauer einer

---

[1]) Eine ausführliche Lebensschilderung Flirs ließ P. Franz Langnader, O. Fr. Min., im Jahre 1899 erscheinen.

behaglichen Stellung in seinem Vaterlande und ein höheres Alter beschieden gewesen, so wäre vielleicht noch manches ausgereift, wozu er die Entwürfe in sich getragen; er hätte die Muße gefunden zu überarbeiten und zu ordnen, was nun verloren ist. Aber das Andenken eines Menschen lebt nicht bloß in seinen Schriften, sondern vielmehr in seinen Taten fort. Flir glänzte als Gelehrter und Redner, aber wie er geistig groß war, so war er auch ein Mann des edelsten Herzens, gütig und hilfreich, wo er nur konnte. Er kannte keinen Eigennutz; über andern vergaß er sich selbst. Als Professor ließ er manchem armen Studenten Unterstützungen in einer Weise zufließen, die das Ehrgefühl des Empfängers nicht verletzen konnte, oder nahm das Mitgefühl und die Hilfe bemittelter Freunde dafür in Anspruch. Solange er in Rom war, hatte er in Tirol seine Agenten zur Unterstützung der Armut; die „Volks- und Schützenzeitung" vom 16. März 1859 wußte von einem solchen Agenten in Oberinntal zu berichten, welchem von Flir aus Rom für die Armen nach und nach mehr als fünftausend Gulden zugekommen waren. Wie in seinen Anschauungen, war er wahrer Christ auch in seinen Handlungen. An ihm verlor der Priesterstand eine seiner schönsten Zierden, das Land einen seiner besten Söhne.

Flir hat auf das geistige Leben Tirols in hervorragendem Maße eingewirkt; die Mehrzahl jener Männer, die nachmals dem Lande Ehre gemacht, dankt ihm einen beträchtlichen Teil ihres geistigen Fortschritts.[1])

Von ihm gilt Goethes Wort:

„Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme!"

[1]) Es seien nur aus dem geistlichen Stande folgende Namen als Flirs Schüler genannt: A. Meßmer, Heinrich Erler, Jos. Ant. Schöpf, Joh. Schöpf, Josef Steger, Josef Zingerle, Ludwig Rapp, Franz Bole u. a.

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Schützenweiber.

Vorwort.

Gewissenhafte Angabe der geschichtlichen Quelle. Einteilung. Nötige Vorsicht.

Anno 1789 war in Ostindien das Merkwürdigste der Krieg des Tippoo Saheb gegen Travancore; in Amerika Washingtons Präsidentschaft und die zwölf Zusatzartikel; in Schweden die Staatsreform unter Gustav III. und sein Krieg mit Rußland; an der türkischen Grenze die Einnahme von Belgrad und Bender; in Frankreich die große, ungeheure Revolution: aber in unserem stillen Tirol gebührt unter allen bekannten Begebenheiten des erwähnten Jahres der Vorrang unstreitig derjenigen, welche ich eben im Begriffe bin zu erzählen.

Hätte sich das Ereignis in einem schreibseligen Lande zugetragen, so müßte es längst weitum bekannt sein; bei unseren Großvätern wurde ihm bloßes Gerücht und Gerede zu teil, welches zwar rasch durch die Täler lief, aber sich in Bälde wieder verlor, besonders als androhende Gefahren die ganze Aufmerksamkeit ablenkten und auf sich zogen.

Doch ich darf und will nicht ungerecht sein! Der emsige alte Schullehrer G. erkannte die Merkwürdigkeit des Vorfalles, und ermangelte nicht, in seiner Dorfchronik ihn umständlich aufzuzeichnen. Leider bewahrte der Sohn nicht mit der Sorgfalt des Vaters das Heft; in einem feuchten Winkel wurde es von Moder vergilbt, von Motten durchnagt, und endlich fiel es noch unter die Hände der Enkel, welche gerade die wichtigsten Blätter am meisten beschädigten. So fand ich die Chronik. Sie enthält Berichte von der alten Straße, von der Pest und dem Pestfriedhofe; von drei großen Erdbrüchen; von

Mirakeln; vom Kirchenbaue; von der Stiftung der Frühmesse; von den ältesten Leuten des Dorfes; von der Errichtung der Schule und dergleichen. Erst in den letzten Blättern entdeckte ich Bruchstücke der Erzählung, die mich so sehr überraschte. Zum Glücke konnten die bejahrtesten Männer die Lücken nach Wunsch ergänzen. An das Ohr des jüngeren Geschlechtes summen nur noch abgebrochene, dumpfe Töne der Sage, und nur die Laute einer hehren Prophezeiung klingen noch feierlich fort.

Zu dieser Prophezeiung werden wir aber erst beim Schlusse gelangen. Denn die Erzählung wird dem Lebenslaufe so mancher Menschen gleichen; sie hat einen spielsüchtigen, raufluſtigen Eingang, einen immer leidenschaftlicheren Fortgang, aber einen friedlichen, geklärten Ausgang.

Das Schicksal des Erzählers vom Schutzengel macht es ratsam, den Namen des Dorfes zu verschweigen, und alle Umstände beiseite zu schieben, welche dem ausgestreckten Arm eines Wegweisers gleichen könnten; nicht als hätte ich eine Widerlegung zu fürchten; aber in Sachen der Nachrede sind die meisten empfindlich, und ich möchte ebensowenig anderen wehe tun, als ohne Not meine eigene Haut gefährden.

Nur so viel darf die Erzählung melden: jenes Dorf liegt idyllisch auf einem schönen Mittelgebirge; Obstbäume umwallen dicht die Häuser und Scheunen; nur eine Firste guckt da und dort neugierig hervor. Hoch über Bäumen und Bauten ragt das Gotteshaus, still und mild auf die umgebenden Wohnungen niederschauend, wie ein Schwan auf seine Jungen.

I. Teil.

Erstes Hauptstück.

Wie die Auflehnung entstanden und endlich sogar gewalttätig geworden.

Bei allem Aufschwunge des Schützenwesens befinden sich gegenwärtig in der Gemeinde N. nur wenige Mitglieder der edlen Zunft. Wie verschieden in verschiedenen Zeiten gestaltet

sich doch das Leben desselben Ortes! Denn in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts waren daselbst mehr Schützen, als rüstige Männer; Jünglinge, denen erst der weiße Flaum keimte, erhielten schon ihren Scheibenstutzen, und die Alten legten ihn erst fort, wenn der Arm zitterte und das Auge erloschen. Es knallte an Sonn- und Feiertagen bis zur letzten Dämmerung, und sogar Werktage riß unbedenklich die Schützenlust an sich. Sie zogen auch nach allen Seiten hin, wo festliche Schießstätten winkten, und meistens brachten sie glitzernde Blumen heim und farbige Bänder voll blanker Taler oder goldbesäumte Fähnlein mit funkelneuen Dukaten. Im weiten Umkreise wurden die Schützen von N. gerühmt und gefürchtet. Sie selbst waren stolz auf ihre Kunst und hielten fest zusammen; ältere standen den jungen mit gutem Rate bei, vermögliche streckten den unbemittelten Geld vor; bei größeren Besten schlossen sie gruppenweise Bündnisse zu gemeinschaftlichem Gewinn und Verluste.

Nur drei Männer des ganzen Dorfes waren bei mittlerem Alter im Frühling des Jahres 1789 der Schützengesellschaft noch nicht einverleibt: der Bäcker, weil er ein Filz war; ein Weber, weil er immer die Krätze hatte, und ein Schneider, weil er unter dem Pantoffel stand.

Die Frauen waren größtenteils dem Schützentum abhold und das Scheibenschießen wurde durch vieles Brummen und Keifen belästigt und bedrängt. Die Schneiderin Martha schürte das Feuer, und sie hatte zur Aufhetzung desto mehr Gelegenheit, weil sie als Hebamme mit vielen in engerer Verbindung stand. Wenn die Schützen in die Ferne gezogen waren, saß sie oft absichtlich mit der Ehegattin kosend vor der Tür, oder sie spazierte mit ihr durch die lange Gasse zur Feldkapelle hinaus, oder sie stellte ihre häusliche Tätigkeit so viel als möglich zur Schau. In Unterredungen rühmte sie ihr Männlein, schilderte das nie gestörte Glück und lockte so der Freundinnen Klagen hervor; dann schalt sie ihre zahme Fügsamkeit, die mutlose Geduld, die unwürdige, schädliche Schwäche. Sie schob ihnen allerlei Künste und Kniffe unter, dem Joche der Männer sich zu entwinden, das Hauskommando an sich zu reißen und nachgerade dem Schützenwesen das Licht auszublasen und den Abschied zu geben.

Die Frauen waren nur zu gelehrig; sie begannen kopfhängend zu mucken und zu schmollen, heftig aufzubrausen und schrecklich loszufahren, trotzig zu verweigern, keck zu gebieten. Die Gegensätze brachen bei jedem Scheibenschießen hervor, und das Übel glich einer Epidemie. Fröhliche Männer verlachten die weiblichen Ränke; derbere gaben den Schimpf mit reichlichen Zinsen zurück, und bei einigen Ehepaaren führten Marthas Ratschläge zu Handschlägen.

Am Urbanitag kam der häusliche Unfriede sogar zu einem öffentlichen Ausbruche. Das Wetter war schwül; das Heu lag auf dem Felde und die schnellste Aufschichtung oder Unterbringung schien mit jedem Augenblicke notwendiger zu werden. Aber die Schützen kümmerten sich wenig um diese Gefahr; sie suchten vielmehr die Windstille für glückliche Schüsse eifrigst zu benützen. Die Frauen und Töchter arbeiteten mit Hast und Fleiß auf dem Felde, mit Schmähungen und Verwünschungen das Knallen der Stutzen begleitend. Kinder wurden abgeschickt, die Väter zu holen: aber die Knaben blieben selbst auf der Schießstätte, oder sie kehrten mit Weißbrot in der Hand und mit Weinstreifen um den Mund, ohne befriedigende Antwort zu den erbitterten Müttern zurück. Einige lebhaftere Frauen eilten dann selbst an Ort und Stelle und baten, schalten und drohten. Was half es? Der eine glaubte an keine Vorzeichen des Ungewitters; der andere hatte noch den Stechschuß übrig; der Dritte wies die Zudringlichkeit mit Nachdruck zurück. Die übrigen lachten und neckten witzelnd und spottend.

Zitternd vor Zorn kam die Schmiedin zur Gevatterin Martha und erzählte ihr das unerträgliche Benehmen ihres Mannes und der anderen Schützen. Martha saß mit ihrem Gatten bei Milch und Käse; denn sie hatten eben die letzten Heubürden unter Dach gebracht. Mit boshafter Freude hörte sie die Klagen; dann stand sie auf, flüsterte der Freundin einige Worte in das Ohr und blickte die Betroffene forschend an. Die Schmiedin fährt auf, faßt sie wie zu einer Umarmung bei den Schultern, nickt dreimal und enteilt.

Nach einer halben Viertelstunde kommt eine Schar von beiläufig achtzehn Frauen rasch die Gasse herab, die Schmiedin

voran, alle mit langzackigen Heugabeln bewaffnet. Martha steht vor der Haustür und kichert und klatscht und ermuntert durch wunderliche Gebärden zur Eile. Schon besorgen die Schützen einen Sturm der nahen Amazonen. Doch diese biegen in eine Seitengasse ein und verschwinden. Die Männer raten über die Absicht des seltsamen Zuges hin und her; Überraschung und Verwunderung bewirken sogar eine Pause des Schießens. „Ha! seht ihr sie! Seht ihr sie? Die Scheiben! Die Scheiben!" erschallt es plötzlich, und miteinander und nacheinander laufen sie vom Stande und aus dem Wirtshause, wie zur Löschung eines Brandes. Die Frauen stürzen quer durch das Feld gegen den Zieler und vertreiben ihn mit den drohenden Gabeln. Sogleich reißen sie beide Scheiben vom Pflocke und mühen sich an ihrer Zertrümmerung stampfend und schlagend.

In diesem Augenblicke kommen keuchend die ersten Schützen und immer mehrere folgen. Und nun entsteht ein Schreien und Schelten, ein Drängen und Stoßen, ein Winden und Ringen, ein hartnäckiger Kampf! — Die finsterste Wolkennacht wogte heran und hält, sich zusammendrängend, gerade über den Streitenden. Lodernde Blitze zucken und kreuzen. Von alledem wird nichts gewahrt.

Plötzlich kracht der Donner, als stürzte ein Berg ein, und wie ein ergossener See stürzt die dichteste Flut. Jetzt erst erlischt der Kampf, und unter Geschrei und Gelächter laufen beide eben noch so feindseligen Parteien in derselben Richtung und wirr vermischt dem nächsten Obdache zu. Nur der Zieler sammelt die zerstreuten Pfröpfe auf, wirft die Trümmer der Scheiben mißmutig in den vorbeirollenden Bach und geht langsam, des Regens nicht achtend, den Häusern zu.

Zweites Hauptstück.

Wie die Schützen an Martha Rache nahmen. Anbei Personalbeschreibung der beiden Hauptpersonen.

Daß dieser Vorfall den Schützen die Schamröte ins Angesicht trieb, läßt sich leicht denken. Sie verabredeten alle möglichen Mittel, der Verbreitung der Blamage vorzubeugen.

Ihr Zorn wandte sich hauptsächlich gegen die tückische Martha, welche sich jetzt unverhohlen als Anstifterin der weiblichen Großtat rühmte. Die Beleidigten beschlossen Rache.

Der schlaue Drechsler wußte das Schneiderlein in das Wirtshaus zu locken. Die Schützen reichten wetteifernd dem willkommenen Gaste das Glas. Zugleich suchten sie seine Eigenliebe durch schmeichelnde Lobsprüche zu bestechen und begannen sofort ihn gegen sein gebieterisches Weib zu reizen und aufzuhetzen. Der Meister Isidor gestand nachgerade seine Unzufriedenheiten und versprach fürderhin die Manneswürde kräftiger zu behaupten.

Wie erstaunte Martha über den neuen Ernst der Miene! Über das trotzende Benehmen! Über die nie gehörten Vorwürfe! Der Hauskrieg brach aus und der ungleiche Kämpe erlitt eine Schlappe nach der anderen.

Bei dieser Gelegenheit will ich die Leser mit der Persönlichkeit der streitenden Mächte etwas näher bekannt machen. Isidors Geschlechtsname war Haas, nicht so sehr ein zufälliges Angebinde, als vielmehr ein angeborenes Merkzeichen der Natur. Die herabgezogenen Augenwinkel mit hinaufgedrückter Pupille, die zurückgelehnte, zum Wirbel hin sich verflachende Stirn, die gedehnte, mit dem Munde zusammengedrängte und vorgeschobene Nase, der Mangel des Kinns, die hohen, spitzen Ohren: das eigentümliche Kauern mit aufragenden, zusammengeschlossenen Knien und darüber die Gebärden der schnappenden Hände beim Nähen: — alle diese Charaktere, bei einer kleinen Statur, grauen Haaren, bleichem Gesichte, aschfarbigen Hemdärmeln, Beinkleidern und Strümpfen erinnerten nur zu deutlich an das Urbild dieser Gestalt, an den schüchternen Bewohner des Buschwaldes und der gestrüppigen Steppe. Martha dagegen war von mehr als mittlerer Größe, ein fast männlicher Knochenbau, rabenschwarze Haare, schwarze, funkelnde Augen, fahle Gesichtsfarbe; über den Mundwinkeln ragten unheimliche Borsten hervor. Isidor war in einem Alter von beiläufig fünfzig Jahren, Martha um fünf Jahre jünger. Ihre einzigen Kinder, Zwillinge, waren längst gestorben, und so wohnte das Ehepaar ganz allein im eigenen Häuschen.

Doch seit der neuen Wendung der Dinge ging es inner-

halb der Mauern ungewöhnlich laut und lebhaft zu. Dem armen Isidor sank schon am ersten Abend der Mut; aber die Schützen richteten ihn jedesmal wieder auf. Er suchte einen bequemeren Mittelweg, indem er das zürnende Weib möglichst mied und sich an die neuen, freigebigen Gönner hielt.

Er wendete jedoch seine Aufmerksamkeit nicht bloß dem Getränke und den Speisen zu, sondern er lauschte mit steigender Teilnahme den Gesprächen über Schießregeln, über Glücksschüsse, über Ehre und Gewinn. Er beobachtete alles mit Sorgfalt wie ein Lehrling. Bald schirmte er mit vorgehaltener Hutkrämpe gegen blendende Sonnenstrahlen; bald wurde er mit einer Tabakpfeife im Munde — er rauchte sonst nicht — zur Anzeige des Windes aufgestellt: bald hielt er das Pulverhorn, schnitt Barchet, fegte Stutzen und leistete alle Dienste. Er setzte den Schaft eines ungeladenen Gewehres an die Wange, suchte und maß, drückte aufzuckend den Schneller und gab die Büchse mit dem Bemerken zurück, der Schuß wäre sicher gelungen.

„Was hindert dich also noch am wirklichen Versuche?" rief der Gevatter Schmied. „Geh, und trink ein Glas Wein; indessen lade ich und du machst den ersten Probeschuß."

Nach zehn Minuten kam eine Schar ermunternder Schützen mit dem lächelnden, zitternden Schneiderlein schon heran. Er sieht rechts und links, während er mit bebender Hand das Rohr ergreift. Von allen Seiten ermutigt, stellt er sich an den Stand; der Schmied drückt den Schneller ein und spannt den Hahn und sagt leise: „Jetzt Glück zu!" Isidor legt den Finger ein, schlägt an und in demselben Augenblick knallt schon der Schuß hinaus. Das Schneiderlein taumelt etwas zurück, totenbleich, glotzend, mit starr herabhängenden Armen, schier entsinkt der schlaffen Hand das Gewehr.

Der Zieler tritt vor, guckt, greift nach der Hutspitze und tanzt zweimal um die Scheibe. Die Öffnung hatte der Adlerwirt, während Isidor trank, in das Schwarze geschossen, und dem Zieler die gehörige Weisung gegeben. Wohin die Kugel Isidors flog, ließ sich nur beifällig vermuten.

Aber jetzt klärte sich zwischen den Glückwünschen und Lobsprüchen das Angesicht des Schneiders und eine Morgenröte

der Freude flog über Wange und Stirn. Schon wollte er das Geld zur Einlage borgen; doch die einbrechende Dämmerung bewog ihn, das Wagnis auf das nächste Mal zu verschieben.

In der Aufregung trank er mehr als gewöhnlich, schimpfte im Kreise der Zecher über sein Weib, und als man seinen Mut bezweifelte, forderte er die Ungläubigen auf, ihm zu folgen und Zeugen seiner Courage zu sein.

Drittes Hauptstück.

Häusliches Abenteuer Isidors und unerwartete Wiederversöhnung.

Gesagt, getan. Es war schon spät, als sie gingen. Die Schützen schlichen, während Isidor polternd eintrat, an die Fenster und spähten und lauschten. Martha stemmt die Handgelenke in die Seiten und starrt das Männlein mit giftigen Blicken an. — „Koch' auf der Stelle!" lallt jener. — Jetzt bricht das Wetter los. „Was? Dir kochen? Du Nachtschwärmer! Du Taugenichts! Du Weinkanne! Du Schützenpudel!" — „Koch', oder . . . ." ruft der Schneider, gegen die Fenster blickend, gegen das Weib die Fäuste ballend. — „Was? Du die Faust ballen? Warte, ich will dir . . ."

Und jetzt ergreift sie den armen Isidor, der ohnedies auf unsicheren Füßen stand, drängt ihn an das Getäfel, allwo er zu Boden rutscht. Hastig rafft sie eine Strickrolle von der Ofendarre und bindet dem stöhnenden und umsonst sich sträubenden Ehemann die Hände und Füße. Das Gelächter und Gezisch am Fenster und die Köpfe bemerkend, schiebt sie flugs den Riegel der Haustür vor, hält noch scheltend das Licht über den bezwungenen Gatten, wendet es blitzschnell an das Fenster, grinst hinaus und eilt in das Schlafgemach, die Tür zuschlagend, daß es hallt.

„Hilfe! Hilfe! Hilfe!" ruft der unglückliche Isidor, und windet sich und sucht die Bande zu sprengen. Die Schützen können ihm keinen Beistand leisten. Sie stehen und horchen. Er kreischt und ächzt lange. Endlich verstummt er.

Die Männer verloren sich nacheinander; die letzten zwei hörten den Gebundenen bereits schnarchen.

Nur durch einen so herrischen Akt konnte Martha ihr sinkendes Ansehen bei den Frauen wieder herstellen. Denn als diese am nächsten Tage auf dem Kirchwege sie spöttisch anblickten und zum Treffschusse des Ehegatten gratulierten, erzählte sie mit triumphierendem Stolze, wie sie den Narren gespeist und gebettet. —

Alle bewunderten die Tat. Nur das Weib des großen Wagners verzog die Miene und sagte: „Du hattest leicht binden; du hast ja nur einen Schneider." — „Was? Ich nur einen Schneider? Du Hexe, ich nur einen Schneider?" — „Ja hast du denn noch einen andern?" flüsterte schalkhaft die muntere Wagnerin und entschlüpfte rasch vor der Antwort durch die Kirchenpforte. — Martha betete, nach dem Falle der Korallen, ungewöhnlich schnell und wandte mehr als hundertmal den Kopf und die sprühenden Augen gegen die Feindin. Bevor der Geistliche das Weihwasser sprengte, benützte diese einen unbemerkten Augenblick, schlich aus der Kirche und enteilte, so schnell sie konnte. Aber nur zu bald hörte sie hinter sich die keuchende und keifende Martha: „Was? Ich einen andern? Ich einen andern?"

Die Wagnerin fing an zu laufen, erreichte glücklich das nahe Haus und schlug die Tür zu. Martha stand knirschend und schäumend, wie eine hungernde Wölfin, der sich die Hürde vor der Schnauze geschlossen. — „Warte, das sollst du mir büßen! Das laß ich nicht liegen! Ich verklage dich beim Pfarrer! Und beim Gerichte! Meinen Mann beschimpfen? Dann mich beschimpfen? Du schwarze Zunge! Du Natter! Ist das der Dank? Hab' ich das um dich verdient durch drei schlaflose Nächte?" — Jetzt weinte sie bitterlich in die blaue Schürze, bis das Geräusch der ankommenden Kirchengänger sie aufschreckte. Sie ballte noch heimlich die Faust gegen das Fenster und wich auf einem Seitenpfade der Volksmenge aus.

Isidor lag auf der Ofenbank und rieb sich die Beine und Vorderarme. Er erschrak vor dem grimmen Gesichte der eintretenden Ehehälfte, und um einem neuen Ausbruche möglichst zuvorzukommen, lächelte er und sagte: „Ich gehe jetzt sogleich

an die Arbeit!". Doch wie erleichterte sich sein gedrücktes Gemüt, als Martha den erlittenen Vorfall erzählte und Teilnahme suchend ihm ihre Not klagte. — „Das hat sie dir angetan? Ich reiße ihr die Zöpfe aus! Diesen Schimpf lassen wir nicht liegen!"

Wer hätte nach dem gestrigen Ereignisse und auf eine solche Nacht diese schnelle Aussöhnung und Sympathie erwartet? Ein stillschweigendes Einverständnis warf über die Hausfehde den Schleier, und in traulichem Zwiegespräche überlegten sie die beste Art und Weise, sich Genugtuung zu verschaffen.

Viertes Hauptstück.

Isidors Steigen und Marthas Fall.

Nicht so leicht wurde das Mißgeschick des Schneiders im Dorfe vergessen. Die Frauen verspotteten dermaßen die Männer, daß diese auf Gegenmittel zu sinnen gezwungen waren. Der Vorschlag des Drechslers fand den meisten Beifall. Am nächsten Sonntage schritt man zur Ausführung.

Der Adlerwirt gab ein kleineres Best, wozu aus der Nachbarschaft keine Schützen herbeikamen. Isidor wurde an seine Zusage erinnert. Er suchte Ausflüchte. Endlich faßte er Mut. Der Wirt bezahlte für ihn die Einlage, der Schmied lieh ihm wieder den Stutzen. Er schießt. Der erste Schuß ritzte die Scheibe; der zweite berührte beinahe das Schwarze; der dritte nahm das Zentrum.

Der glückliche Schützenlehrling wußte kaum, ob er wache oder träume. Die Treffer waren aber eingebohrt; der Stutzen des Schmiedes war die letzten beide Male nur blind geladen! Von diesem ganzen Betruge hatte der Schneider freilich keine Ahnung. — Er stand aufrechter als sonst und der Ernst der Miene drückte das erhebende Selbstgefühl aus. Als der Zieler abtrug, wollte alles Isidors Zentrumschuß sehen. Der Adlerwirt nahm als Oberschützenmeister das Abziehen vor. Feierlich dreht er den Pfropf aus der Mitte, hebt ihn empor und ruft: „Nr. 31!" — „Titl ꝛc. Herr Isidor Haas, Schneidermeister allda!" entgegnet der Schützenschreiber mit lauter

Stimme aus dem Protokolle. Die wirbelnde Trommel und die schrille Pfeife übertönen das Getöse des Beifalls. Der Löwe des Tages betrachtet stolz die ihn bewundernden Gesichter, und eine innere Stimme flüstert dem Triumphator immerdar zu: Du bist nun der erste Schütze des Dorfes! Des ganzen Landes! Der ganzen Welt!

Sogleich verlangte er die Einrollierung in den Schützenbund, ja er drang so lange in den Gevatter Schmied, bis ihm dieser den Stutzen käuflich überließ. Dann tat er sich gütlich bei Wein und Braten; seine Finger spielten im Sacke mit den gewonnenen Silberstücken.

Der neue Schütze und sein Glück wurden im ganzen Dorfe besprochen und mehr als eine Freundin trugen der Martha die Botschaft zu.

Diese saß weinend vor Zorn und an den Nägeln kauend im Winkel. Manchmal sprang sie auf, trat ans Fenster, ballte die Faust und kreischte: „O wart', ich will dir! Ich will dir!" —

Längst war das Geräusch des Tages verstummt; Finsternis umhüllte das Dorf, der Nachtwächter rief schon die zehnte Stunde. Bei jedem Schritte, der durch die Stille hallte, fuhr Martha empor und guckte hinaus.

Erst gegen elf Uhr kommt der Erwartete — mit dem Stutzen in der Hand, mit Blumen auf dem Hute. Mit kralligen Fingern stürzt sie, lautlos vor Wut, auf ihn zu. Er stößt sie ausweichend beiseite und schlägt, wie ihm befohlen war, das Licht vom Tische. Sofort wird Marthas Stimme vernehmbar, während sie im Dunkel mit den Fäusten den Ehegemahl sucht und verfolgt. Der Tumult war groß genug, daß der Wagner unbemerkt die Stubentür öffnen und hereinschleichen konnte. Er erfaßt, den Schneider hinwegschiebend, mit gewaltigen Händen die tobende Martha, wirft sie zu Boden, bindet ihr mit Stricken Hände und Füße und schleppt sie in die Mitte des Zimmers. Alles ohne Wort, ohne Laut von seiner Seite. Doch Martha schrie wie eine Besessene: „Laß los! Laß los! Du Teufel! Du bist ein anderer! Räuber! Mörder! Hilfe! Mord! Zu Hilfe!"

Fünftes Hauptstück.

Marthas entsetzliche Lage.

Der Wagner war schon außer dem Hause und gab den harrenden Schützen durch einen Pfiff das verabredete Zeichen. Diese eilen jetzt mit Laternen herbei, stürzen in die Stube und halten die Lichter über die stöhnende Martha hin. „Was ist? Was geht hier vor?" rief der Adlerwirt. — Der Schneider richtet sich von der Ofenbank auf und antwortet gravitätisch: „Mein böses Weib fing wieder Unfrieden an; da hab' ich sie gebändigt und unschädlich gemacht, um in Ruhe schlafen zu können." — „Du wohl, du — —" kreischt Martha, das Weiße der Augen furchtbar gegen ihn aufrollend. — Gereizt stampft das Schneiderlein: „Was? Nicht ich gebunden? Wer war sonst hier? Nicht ich dich gebunden?" — — „Du Hase! Du Langohr! Du Maulwurf!" — „Martha, ich sage dir's, wenn du nicht bald artiger redest, so nähe ich dir heute noch den Mund zu." — — „Ich steche dir die Augen aus! Laßt mich los! Laßt mich los!" — „Nur unter zwei Bedingungen," versetzt Isidor Haas: „erstlich mußt du vor diesen ehrenwerten Männern anerkennen, daß ich es war, der dich gebunden hat." — — „Du mich gebunden? Du mich gebunden?" — „Wer denn sonst?" — Martha bog mühsam den Kopf auf und warf einen forschenden Zornblick auf die Umstehenden, bis sie ermüdet zurücksank. — Aber der Schneider schrie: „Ja, ich habe dich gebunden! Du mußt wissen, daß ich heute das Zentrum herausgeschossen habe, und wer das kann, der kann auch sein Weib zu Paaren treiben." — — „Bravo! Bravo!" riefen die Schützen. Martha ächzte und die Zähne knirschten; heiße Zähren quollen. „Ich frage dich also noch einmal," sprach der Schneider, „willst du mir die Ehre einräumen, die mir gebührt?" — „Ja, die wohl, die dir gebührt!" murmelt Martha spöttisch. — — Der Schneider versetzte: „Ehrenwerte Kameraden, ihr habt das Geständnis gehört und seid mir Zeugen. — Höre nun den zweiten Punkt der Kapitulation, bevor du freien Abzug bekommst: Du mußt feierlich geloben, von nun an gegen mich friedlich und freundlich, ge-

horsam und dienstfertig zu sein, wie es deine Pflicht ist." — — „Ja, wie es meine Pflicht ist!" erwiderte Martha mit halberstickter Stimme und schnitt eine Fratze und stieß die Ferse auf seine Zehen. — Aufspringend schreit der Schneider und trippelt und ballt die Fäuste; „Sapperment, ist dies der neue Respekt?" — — Der Adlerwirt zog den Drohenden sanft zurück und sprach: „Begütige dich! Sie hat dir ja alles versprochen, was ihre Pflicht erheischt. Nicht wahr, Martha, du willst ehelichen Frieden halten? Neulich hast du ihn gebunden, heute er dich: nun seid ihr quitt." — „Ihr Halunken! Ihr Spitzbuben!" rief sie und stieß den Kopf auf den Boden, kehrte das Gesicht ab und schluchzte. — — „Willst du also keinen Vergleich?" fragte der Adlerwirt mit Nachdruck. Sie gab keine Antwort. „Wohlan, Kameraden, so überlassen wir sie ihrem Schicksale. Vielleicht sehen wir sie noch morgen, wenn wir zur Kirche gehen, auf demselben Platze. Wir können dann unseren Frauen ins Ohr flüstern: Da seht eure Heldin!" — Der Schneider sprach: „Wie man ausmißt, so wird eingemessen. Ich lag die ganze Nacht hier auf dem Boden. Ich will kein ehrlicher Schütze sein, wenn ich sie loslasse vor der Kirchenzeit. Gute Nacht, Kameraden!" — — „Gute Nacht, Kamerad!" entgegneten die Schützen und begannen sich zu entfernen. „Ich will ja! Ich will ja!" sagte Martha. — Sogleich wenden die Abgehenden sich um und stellen sich wieder ringsumher. Der Schneider stand neben der Gebundenen im Kreise: „Also: du willst bekennen, daß ich dich gebunden?" — — „Ja!" antwortete sie leise, nachdem sie ihn verächtlich angeblickt. — „Du versprichst auch Eintracht und Unterwürfigkeit, wie es sich gegen den Ehegatten und einen einrollierten Standesschützen geziemt?" — — Martha hustete und nickte dabei mit dem Kopfe, wie von der Erschütterung. — Der Schneider rieb sich freudig die Hände und sprach: „Demnach wird dir, mein Schatz, die Freiheit wieder geschenkt."

Und sogleich begann er die Bande von den Füßen abzulösen; der Drechsler befreite indes die Hände und sagte: „Martha, ich bin heute deine Hebamme; denn ich leiste ja Beistand bei deiner Entbindung."

Die Schützen lachten. Martha stemmt sich zuerst auf die

Knie und Hände: da[illegible]tes Haup[illegible] fährt sie plötzlich empor, stößt die Nächsten auseinander, [illegible] in das Nebenzimmer, schlägt die Tür zu und schiebt den [illegible]entsetzlich[illegible]iegel vor. Zwei Laternen lagen zertrümmert auf dem Boden.

In der heitersten Stim[illegible] außer den[illegible]ung verließen die Männer das Haus und eilten mit der Neuig[illegible] Pfiff das [illegible]keit zu ihren Frauen.

Isidor klopfte und pochte ge[illegible]rbei, stü[illegible]ende M[illegible]raume Zeit an die Seitentür: als aber alles still und stumm blie[illegible]wirt. — [illegible], heizte er den Ofen und legte sich auf die Bank. Denn es w[illegible]twortet[illegible]r Spätherbst und das Nachtlager ohne Bett und Decke wäre so[illegible]: da[illegible]st zu kühl geworden. Nun legte er sich die Pulvertasche auf den M[illegible]he sa[illegible]agen, dachte über seinen Zentrumschuß nach und entschlief.

Sechstes Hauptstück.

Isidors Triumph und Beklemmnis. Marthas W[illegible]nt und Racheplan.

Am folgenden Tage war Martha der Gegenstand [illegible] des Gespräches und Gelächters im ganzen Dorfe und die Frau[illegible]en waren aus dem Angriffe nun wieder auf die Verteidigun[illegible] zurückgeworfen.

Auch nach Tagesanbruch erhielt der Schneider aus der Kammer keine Antwort. Er schritt auf dem Kirchwege stol[illegible] einher und empfing viele Glückwünsche. Nach dem Gottesdienste pochte er wieder an die Tür, jedoch umsonst. Er setzte sich zu seiner Arbeit und sang beim Nähen abgebrochene Strophen eines Schützenliedes.

Sogar zu Mittag öffnete Martha noch nicht; er kochte dahe[illegible] selbst, aß jedoch nicht mit Behagen. Denn seine Besorgn[illegible] wuchs, die Gattin sei gestorben oder wenigstens erkrankt. [illegible] trat daher wieder an die Tür und rief: „Martha! Herzallerlie[illegible] Martha! Goldene Martha! Honigsüße Martha! — Keine A[illegible]wort? Keine? — Ach, bist du tot? Sag', Martha, sag'!" [illegible] Das Schluchzen erstickte seine Stimme. „Bist du krank? Spr[illegible] doch? Gib ein Zeichen! Ich breche sonst die Tür ein! [illegible] hacke sie durch oder ich schlage das Schloß aus!" — Endl[illegible] räusperte sie. „Ha, sie lebt! Sie lebt!" ruft der Schneid[illegible]

vor Freude außer sich: „O mein Engel! Du lebst! Du lebst! Öffne doch! Öffne!“

Jetzt hört er ihre nahenden Tritte: der Riegel wird aufgerückt: mit aller Hast drückt er die Klinke und drängt so hastig die Tür auf, daß er sie der Gattin vor den Kopf stößt. Diese schreit auf, versetzt dem Zärtlichen drei Ohrfeigen und geht, das Vortuch an die Stirn haltend, mit Gebrumme in die Küche.

Isidor starrt noch, als sie schon lange verschwunden war: dann lauscht er an der Stubentür, wagte aber nicht, sie zu öffnen, sondern kehrt seufzend zu seiner Arbeit zurück.

Martha preßte sich inzwischen das kalte Küchenmesser auf die Geschwulst; dann kocht sie sich ein Dottermus, und während sie es beim Fenster ißt, winkt sie der Schmiedin, welche gegenüber auf dem Söller Wäsche vom Seile hebt.

Die Schmiedin eilt sogleich herbei und entsetzt sich über das bleiche Gesicht, über die roten Augen, über die Brausche der Stirn. Sie hatte schon vormittags dreimal die unglückliche Freundin gesucht, fand aber so wenig Einlaß als Isidor.

Martha erzählte ihr jetzt unter einem Strome von Tränen, was sie in der letzten Nacht gelitten. Plötzlich verfinsterte sich ihr Gesicht, sie stieß das Pfännchen auf den Herd, daß Glut und Asche stoben, und sprach geheimnisvoll, die Zähne [illegible] reinanderbeißend: „Ich will auf hundert Jahre ins Fegefeuer, wenn ich nicht das lumpige Schützentum ausrotte mit Stumpf und Stiel!“ — Die Schmiedin staunt: „Wie wirst du das können, liebe Gevatterin?“ — „Das sollst du übermorgen erfahren. Wenn nur die Frauen nicht wieder scheue Gänse sind.“ — „Ja was sollen wir denn tun?“ fragt die Schmiedin mit steigender Verwunderung. — „Vor allem müssen wir eine große Zusammenkunft halten, im Beinhause, übermorgen nach dem Rosenkranze. Dort sollt ihr meinen Plan hören.“

Die Schmiedin schmiegte sich an ihre Schulter und flüsterte [illegible]meichelnd: „Aber vertraue doch wenigstens mir das Geheimnis! Schau', liebe Gevatterin, ich habe dir schon so viel vertraut: den Streit mit der Schwiegermutter, die Geschichte mit dem Schwager, meinen Verdacht gegen die Dirne und viele,

viele Dinge; du kannst mir wohl auch einmal ein Vertrauen schenken und mir zeigen, daß ich bei dir etwas gelte. Ich behalte es gewiß bei mir; ich will dir's mit einem Eide schwören."

Martha putzte lächelnd mit dem sandigen Reibzeuge das Messingpfännchen und erwiderte ohne aufzublicken: „Ich würde dir's gern sagen; aber ein Schwur bindet mir die Zunge bis zum rechten Augenblick. Am Feiertage! Nach dem Rosenkranze! Im Beinhause!" Jetzt stützte sie sich auf den Stiel der Pfanne und fuhr fort: „Ich will nicht mehr Martha heißen, wenn nicht das Schützentum an meinem Pulver krepiert, wie eine Ratte. Aber geh' nun, Gevatterin, und sag's den Freundinnen: der Anwaltin und der Baderin, dann der Krämerin, dann der Mesnerin, dann der Färberin, dann der oberen Müllerin und laß dir durch diese helfen und bietet miteinander dann die übrigen auf. Ich selbst bin noch nicht recht wohl und muß zu Hause bleiben." Die Weggehende bei der Tür noch anhaltend, sagte sie: „Höre, Gevatterin, nur kein Wort zur bösen Wagnerin! Ich will ihr den Schimpf noch vergelten! Die Ehrabschneiderin! Die Hexe! . . . Halt, Gevatterin — halt! Noch etwas! Auch den beiden Turteltauben sagt nichts — der Tischlers Therese und der Boten-Urschel. Die haben noch immer Flitterwochen, obgleich's schon ein halbes Jahr her ist."

„Wie du doch vorsichtig und klug bist, liebe Gevatterin! Du solltest unsere Anwaltin sein! Aber sage mir noch das Geheimnis!"

„Bst! Bst!" zischte Martha heiteren Gesichtes durch die Zahnlücke und schob die Neugierige freundlich fort.

Aber kaum hatte sich die Schmiedin entfernt, so wühlte Martha sinnend in den Haaren, eilte zur Haustür und zischte: „Bst! Bst! Bst! Gevatterin! Barbl! Gevatterin! Sie hört nichts! Soll ich ihr nach? Husch zurück, daß der spitzbübische Drechsler mich nicht sieht. Aber daß ich's früher vergaß! Wenn sie es der Adlerwirtin sagen, wird's fehl. Die Närrin ließ sich für ihren Mann die Finger brechen. Gut, daß ich das Wichtigste verschwiegen!"

Siebtes Hauptstück.

Die Anwaltin und die Adlerwirtin.

Während Martha sich wieder in der Kammet eingeschlossen hielt und über alle Möglichkeiten des Anschlages brütete, wurden die Agentinnen durch die Ankündigung freudig überrascht, und noch an demselben Abende machte das Aufgebot hurtig die Runde.

In Ansehung der Adlerwirtin fühlten die Frauen selbst ein Bedenken. Die Anwaltin nahm es auf sich, einen behutsamen Versuch zu wagen. Sie ging einige Male beim Wirtshause vorbei, bis die Wirtin zufällig sichtbar wurde. Sie winkt dieser, nähert sich selbst, zieht sie beim Ärmel zum Wagenschuppen und beginnt leise: „Frau Wirtin, auf ein Wort. Seid vor der Wagnerin auf der Hut, sag' ich." — „Ei, warum denn? Die Wagnerin hat mir, daß ich es wüßte, noch nie etwas zuleid getan, und ich ihr auch nicht." — — „Sie sagt, Ihr hättet gesagt, die Frauen, die den Männern das Schießen mäßigen wollen, seien Närrinnen." — Eine sanfte Röte flog über das blühende Gesicht der Wirtin; sie erwiderte: „Frau Anwaltin, das ist nicht wahr. Habt Ihr es selbst aus dem Munde der Wagnerin gehört?" — — „Nein, sag' ich: mir hat es die . . . die . . . die . . . Mein Gott, wie doch mein Gedächtnis schon abnimmt." — „Bemüht Euch nicht. Mir ist es lieber, daß Euch der Name nicht einfällt." — — „Frau Wirtin, Ihr dürft nicht meinen, sag' ich, daß ich's geglaubt habe. Ich sagte sogleich: nein, das hat die Frau Wirtin nicht gesagt. Sie ist zu gescheit und zu vernünftig, als daß sie das Unheil nicht einsehen sollte, welches das Schützenwesen anstiftet. So habe ich gesagt; und hatte ich nicht die rechte Meinung von Euch?" — Die Adlerwirtin besann sich einen Augenblick; dann sprach sie: „Unter den Regeln, die mir meine selige Mutter am Vorabende der Hochzeit gab, war auch diese: Nicht deines Nachbars Haus regier'; Kehr' fleißig vor der eig'nen Tür! Diesen Spruch habe ich bisher immer befolgt und es nie bereut. Ob das Schießen für andere schädlich ist oder nicht, mögen jene selbst bedenken, die es angeht." — —

„Frau Wirtin," entgegnete die Anwaltin mit wichtiger Miene, man soll nicht bloß sich selbst im Auge haben, sag' ich, sondern auch das Gemeinwesen." — Die Wirtin lächelte und sagte: „Mein Gott, Frau Anwaltin, so etwas steht wohl Euch zu, aber nicht mir." — — Die Anwaltin erwiderte mit Ernst: „Wozu kann eine Anwaltschaft führen, sag' ich, wenn niemand mitwirkt und niemand hilft? Nehmt gerade das Schützenwesen zum Exempel. Wenn ich sage: es ist schädlich, man muß es auf das rechte Maß einschränken; was nützt, sag' ich, ein solcher Rat, wenn nicht alle Frauen gemeinschaftlich Hand anlegen? Seht Ihr dieses ein oder nicht?" — Die Wirtin blickte verlegen nach dem Hause hin und sehnte sich nach einer Ausflucht. Doch bedachte sie zugleich das Gesagte und sprach: „Ihr werdet doch nicht verlangen, daß ich gegen meinen Mann, gegen den ich keine Klage habe, etwas Unbeliebiges unternehme?" — „Es muß Euch doch lieber sein, sag' ich, wenn Euer Ehegatte bei Euch zu Hause bleibt, als wenn er bald einen Tag, bald zwei Tage, bald drei Tage und noch länger mit dem Stutzen abwesend ist. Diejenigen, sag' ich, die sich gern haben, sind am liebsten beisammen." — Die Wirtin entgegnete: „Ich will es Euch bekennen, wie ich's fühle. Wenn der Wirt mit den Schützen fortzieht, schleicht mir zwar hie und da eine Wehmut an das Herz und mir wird alles so öde, als wenn ich ganz allein wäre. Aber dann stelle ich mir vor, wie mein Franz sich erheitert, wie er schießt, wie er den Hut schwingt, wie Trommel und Pfeife den Schuß verkünden; die Leute sehen staunend den Schützen an und sagen: ja, der Adlerwirt ist halt der beste! Dann freue ich mich meines Mannes und danke Gott dafür. Ich zähle dann nach, wann er die Heimkehr antritt und wie lang er braucht. Ich setze mich ans Fenster und harre und lausche. Wenn dann der Wagen heranrollt oder die Tritte und Stimmen der Kommenden tönen, eile ich zur Haustür und reiche ihm die Hand und nehme die Bänder oder Blumen; wir haben drei Schubladen voll, obgleich wir viele verschenken oder vom Ausleihen nicht mehr zurückbekommen. Dann stelle ich ein Glas Wein auf und das Nachtessen, und während er ißt, sitze ich ihm gegenüber und lasse mir erzählen. O wie bin ich dann glücklich! Wie reich ist die kurze Entbehrung ver-

golten!" — — Die Anwaltin hatte ungeduldig zugehört und versetzte: „Aber nützlicher wär' es denn doch, wenn Euer Mann mit dem Stutzen sich weniger oder gar nicht abgäbe." — Die Wirtin war nun schon aufgeregter und entgegnete lebhaft: „Nützlicher? Unsere Geschäfte gehen ihren geordneten Gang und mein Franz ist tätig genug, daß er hie und da einen Rasttag verdient. Gewinn oder Verlust habe ich zwar nie abgewogen, aber wenn auch einige Gulden draufgehen sollten, was liegt daran? Und wenn er gewinnt, so schießt er nicht des gemeinen Gewinnes wegen, sondern weil's ihn freut und weil's die allerschönste, würdigste Unterhaltung eines Mannes ist. Und seine Freude ist auch meine Freude, sein Glück ist mein Glück, sein Wunsch ist mein Wunsch. Erwartet also nicht, daß ich meinem Franz dieses unschuldige Vergnügen verkümmere." — — Die Anwaltin sah beschämt zu Boden; Zorn wallte in ihrem Gesichte auf und sie sagte: „Ihr werdet freilich dem Schießen kein Hindernis legen. Die Scheibe bekommt das Blei, sag' ich, und das Wirtshaus das Silber." — Die Wirtin schlug die großen blauen Augen auf und sah die Anwaltin staunend an: „Gute Nacht, Frau Anwaltin! Ihr hört, man ruft: seht, der Mann selbst erwartet mich."

Wie froh war die edle Frau, des lästigen Zwiegesprächs los zu sein!

Die Anwaltin aber ging kopfschüttelnd und vor sich hin brummend zur Schmiedin. Dort lief fast gleichzeitig der Rapport ein, daß noch einige andere junge Frauen ablehnende oder ausweichende Antworten gegeben. Die Schmiedin erstattete über den Gang der Dinge der Gevatterin den umständlichsten Bericht und empfing die Verhaltungsmaßregeln für den folgenden Tag.

Achtes Hauptstück.

Entdeckung und Gegenmine. Isidors Standhaftigkeit.

Die Schützen erhielten durch die günstig gesinnten Frauen einige Winke über feindselige Pläne. Um so aufmerksamer betrachteten sie vor und nach dem Gottesdienste die Gegnerinnen. Diese sammelten sich auf dem Wege und im Friedhofe zu

Gruppen, sprachen geheimnisvoll, nickten mit den Köpfen und reichten sich die Hände. Martha ließ sich klüglich noch nicht sehen. Sie bekam den ganzen Tag Besuche in ihrer Kammer.

Das Schneiderlein stutzte und wußte sich das Phänomen nicht zu erklären. Er hielt Nadel und Atem inne und spitzte die Ohren: doch aus dem verworrenen Geflüster konnte er kein bestimmtes Wort entnehmen. An der Wand zu lauschen, wagte er nicht.

Als es dämmerte, machte er Feierabend, legte sich auf die Ofenbank und begann scheinbar zu schlafen. Die geschwätzige Drechslerin kam eben aus dem geheimen Kabinett in die Stube heraus, als die Mesnerin in diese eintrat. Jene hält sie an. Die Mesnerin legt den Zeigefinger auf den Mund und deutet auf den gefährlichen Nachbar. — „O, dieses Murmeltier würde durch zehn Pöller nicht geweckt! Er schnarcht ja, daß es rasselt. Nur ein paar Worte." Und nun entspinnt sich ein Gespräch und legt alle Fäden der Verschwörung bloß.

Kaum hatten sich die Sprecherinnen getrennt, so schlich der glückliche Spion aus dem Hause und eilte zum Adlerwirte. Dort saß eine Gesellschaft von Schützen, über das Vorhaben der Frauen Vermutungen aufstellend und widerlegend. Isidor stürzt mit freudestrahlendem Gesichte, mit ausgestreckten Händen herein; zuerst dem Tische zu, dann fährt er zurück, späht keuchend hin und her, tritt dann wieder hastig zur Gesellschaft, schwingt jubelnd die Arme und stammelt endlich: „Weiß alles! Weiß alles!" — Stehend schiebt er jetzt den Oberleib zwischen zwei Schützen hindurch, lehnt sich auf den Tisch, so daß er ihn mit dem Kinn beinahe berührt und erzählt, geheimnisvoll von unten herauf redend, seinen Kunstgriff und sein Glück: er deckt die ganze Verschwörung auf, nennt die Hauptpersonen, seine Ehegattin obenan, gibt die bisherige Zahl der Verschworenen an, den kühnen Zweck, die Zusammenkunft, den Ort, die Zeit. Dann richtet er sich auf, schlägt die Arme übereinander und blickt stolz umher.

Er wird mit Lobsprüchen überhäuft und des Weines wird ihm mehr aufgedrungen, als seine Schwächlichkeit erträgt. Die Schützen ermuntern ihn, das so glücklich begonnene Werk mit Mut zu vollenden; er soll nämlich am nächsten Tage sich in

der Totenkapelle verbergen, wozu ihm der Mesner behilflich sein wird. In seinem Verstecke soll er dann alle Worte der Verschworenen belauschen und beim Adlerwirte die Rückkehr der Schützen erwarten. Diese hatten nämlich einen vier Stunden weiten Weg vor zu einem größeren Beste.

Isidor versprach alles unter nachdrücklichsten und beinahe eidlichen Beteuerungen.

Als er mit erhitztem Angesichte nach Hause kam, maß ihn Martha mit strengem Blicke vom Wirbel bis zur Zehe. Das Schneiderlein streichelte ihr die Schulter und sagte: „Zürne nicht, Liebe. Ich habe mir heute deinen Beifall verdient. Die Schützen gaben mir wieder zu trinken und wollten mich anlocken, sie morgen zu begleiten. Obgleich ich ganz sicher das Zentrum wieder herausschießen würde, so schlug ich doch alle Einladungen aus, und das tat ich dir zulieb." — — „Das hast du getan?" erwiderte Martha gedehnt, ging in die Küche und brachte ihm das Nachtessen. — „Isidor, entziehe dich doch wieder der ganzen Posse! Gib den Stutzen zurück! Laß dich ausstreichen aus der Schützenliste!"

Sie sagte dies mit ungewöhnlicher Milde. Dem Isidor entsinkt der Löffel, er steht auf, glotzt sie an mit gebieterischer Miene und schüttelt verneinend das Haupt:

„Was? Ich? Der erste Schütze austreten? Nein! Ewig nimmermehr!" Nach dieser feierlichen Protestation läßt er sich langsam nieder, ergreift den Löffel und verzehrt behaglich den Rest, der noch in der Pfanne ist.

Doch Martha schwingt ihm die drohende Hand vor und ruft: „O, ich will dir und euch allen das Schützenwesen — diesen Satan — noch austreiben und das bald!"

II. Teil.

Erstes Hauptstück.

Das Beinhaus und die heilige Kathl.

Nach der Frühmesse zogen die Schützen gemeinschaftlich fort und scherzten, wie beim Abschiede, so auf dem Wege über die bevorstehende Gefahr.

Martha erschien zum ersten Male wieder beim späteren Gottesdienste. Knaben umschwärmten sie, mit Gebärden und Spottreden neckend. Sie stampfte, warf Steine, lief da und dort einer Rotte nach, machte jedoch, wie bei einem Bienen- oder Wespenschwarme, durch die Verteidigung das Übel nur größer. Die Frauen nahmen sich der Freundin an und wurden selbst in den Hader verwickelt. Der Tumult legte sich erst, als der alte, ehrwürdige, schlanke Pfarrer im Talare herankam und den warnenden Finger gegen die jungen Plänkler erhob. Die Frauen benahmen sich übrigens nicht viel friedfertiger, denn sie zeigten und zischten gegen die Adlerwirtin, gegen die Wagnerin und gegen alle, die sich ihrem Bunde nicht angeschlossen.

Der nachmittägige Rosenkranz war um halb zwei Uhr beendigt. Die Kinder verliefen sich rasch nach allen Seiten; die übrigen Personen, besonders bejahrte, beteten noch teils in der Kirche, teils vor den Gräbern der Angehörigen, teils in der Totenkapelle.

Auch die Schützenfrauen harrten zerstreut auf diesen Orten. Endlich sammelten sie sich und füllten durch ihre Anzahl das Kirchlein. Alle anderen Leute waren fortgezogen; nur noch die sogenannte heilige Kathl kniete auf dem Quaderboden vor dem Allerseelenaltare und betete mit ausgespannten Armen, wie gewöhnlich. — Ein Ende war nicht abzusehen. Den meisten verging die Geduld und vor allen der cholerischen Martha. Diese klopfte ihr leise auf die Schulter und sagte halblaut: „Kathl, hast du nicht bald genug gebetet?“ — Die Kathl blickt sie mit Befremden an, entläßt einen mitleidigen Seufzer und betet fort. — — „Hör' jetzt einmal auf oder bete in der Kirche drüben.“ — Die Kathl senkte jetzt erst die Arme und erwiderte: „Ich werde doch beten können, wo ich will und wie lang ich will!“ — — „Nein, das kannst du nicht,“ rief Martha, schon in Feuer und Flammen: „Hebe dich von hinnen! Wir bedürfen des Platzes!“ — Auch die Augen der heiligen Kathl funkelten, die Lippen zuckten: „Ich will doch sehen, wer mich da fortschafft!“ — — „Wir schaffen dich fort!“ schrie Martha und ergriff sie beim Arme. Doch jene hackt die Nägel in ihr Gesicht und reißt Furchen durch ihre Wangen.

„Fort mit dir! Fort mit dir!“ ruft jetzt die grimme

Martha; — „Fort mit ihr! Fort mit ihr!“ schallt es ringsum. Leicht dreißig Hände zerren an der heiligen Kathl und schleppen sie zur Tür und schieben und stoßen sie über die drei steinernen Stufen empor.

Mit zerrauften Haaren und aufgelösten Kleidern steht die Geächtete nun oben und schilt hinab und droht mit dem Herrn Frühmesser, sobald er zurückkomme. Da die Gegnerinnen ihrer nicht mehr achten, ordnet sie Haar und Gewand, so gut es eben angeht, und verläßt racheschnaubend den Friedhof.

In der Totenkapelle summt und brummt noch ein vielstimmiges Schelten über die widerspenstige Kathl; die an der Ausstoßung werktätig teilgenommen, berichtigen das verschobene Mieder, binden die herabgezogene Schürze auf und nesteln flüchtig die Zöpfe. Martha keucht und streift mit zitternder Hand das Blut von der Wange.

Zweites Hauptstück.

Die Tagsatzung wählt nach stürmischen Debatten die Präsidentin. Die Verhandlungen beginnen.

Endlich ergriff die Anwaltin das Wort und rief: „Laßt uns jetzt einmal anfangen, sag' ich.“ Sie wendete sich an Martha, diese richtete sich auf, hält die Rückseite des Vortuches an die Wange und winkt mit der Rechten. — Da rief eine: „Die Frau Anwaltin zuerst!“ — Sogleich eine andere: „Die Krämerin zuerst!“ — Sofort riefen mehrere: „Die Frau Baderin!“ — „Die Frau Anwaltin!“ — „Die Krämerin!“

Martha läßt vor Wut das Vortuch von der Wange sinken und achtet nicht mehr des fließenden Blutes: drohend blickt sie umher, wie eine angeschossene Bärin gegen anbellende Rüden. Als ihr Auge auf die Schmiedin fiel, flammte diese auf und rief: „Die Martha weiß das Mittel! Sie allein weiß das Mittel! Martha soll reden!“

„Ja, Martha soll reden!“ schrie die Mehrzahl. — Andere dagegen: „Nein, nicht die Schneiderin.“ — „Die Anwaltin!“ — „Die Baderin!“ — „Die Krämerin!“ — Die Aufregung war so groß, daß ein Handgemenge bevorstand. Doch die drei

Notabilitäten legten sich in das Mittel und leisteten freiwillig zu Marthas Gunsten auf das erste Wort Verzicht.

So kam diese denn doch noch zur wohlverdienten Ehre. Sie hatte auch unter Mitwirkung oder vielmehr Anleitung der verständigen Anwaltin sich alles, was sie vorbringen wollte, im Kopfe schon vorbereitet und zurechtgelegt. Die Gevatterin benetzte das Sacktuch und wischte ihr das Blut vom Gesichte; die Baderin aber löste von der nächsten Mauerecke ein großes Spinnengewebe und drückte es als bewährtes blutstillendes Mittel auf die Wunden der Wange. Mit diesem Schönpflaster trat nun Martha auf das Podium und begann:

„Sagt vor allem, ist das Schützenwesen nützlich oder schädlich?"

„Schädlich! Schädlich! Höchst schädlich und verderblich!" scholl es durcheinander, wie das Krähen von dreihundert Raben.

Nur eine dünne Stimme rief hintendrein: „Nützlich! Nützlich! Höchst nützlich und heilsam!"

„Hört! Hört!" — „Die krumme Judith! Die krumme Judith!" — „Warum? Warum nützlich?" — Die kleine klumpfüßige Sprecherin wurde jetzt von einigen Frauen, zwischen denen sie unsichtbar gesteckt hatte, auf die Bank emporgehoben. „Warum nützlich? Warum?" scholl es von neuem.

„Je nun," sprach Judith, „das Schützenwesen ist nützlich für die Wirte und für die Krämer und für die Tischler und für hundert andere, aber am meisten für uns Frauen."

„Warum für uns! Warum für uns?" Martha drohte ihr lächelnd mit dem Zeigefinger und sprach: „Böse Judith, du verwirrst und verdirbst mir alles."

„Die Judith soll reden!" — „Die Judith!" — „Seht einmal die Schneiderin!" — Martha sah finster und bissig vor sich nieder; Judith aber setzte sich auf die Planke der Bank und sagte: „Ich will dich nicht stören, Martha." — „Sag' es uns! Sag' es uns!"

Judith erwiderte: „Ihr wollt also nicht glauben, daß gerade uns Frauen das Schützentum am nützlichsten ist? Wohlan, ihr werdet es selbst beweisen! Ich will euch bloß anhören, und dann beim Worte nehmen!"

„Das wollen wir sehen!“ — „Das glaube ich nicht!“ — „Die Schützen uns nützlich!“ —

Das Gemurmel legte sich endlich und Martha sprach: „Wie steht es einmal mit den häuslichen Arbeiten und Berufsgeschäften? O, der Schütze hat weit wichtigere Dinge zu tun! Habt ihr den Urbanitag noch im Gedächtnisse?“ — Alle Köpfe nickten; jene fuhr fort: „Das Heu wurde drei Wochen lang nicht trocken; eine Menge vermoderte und das andere bekam den Schimmelgeruch. Die armen Kühe müssen es entgelten. Da hast du nun, Judith, unseren Nutzen vom Schützenwesen!“ — „Sind wir denn Kühe?“ fragte Judith, schalkhaft die Hände faltend. — Martha lachte mit den übrigen und fuhr fort: „Wie in diesem Falle, so geht es in hundert Fällen, ja, so geht es in allen! Wenn diejenigen, welche nichts arbeiten, Herren heißen, dann gibt es keine größeren Herren, als die Herren Schützen. Sie sind einrollierte Müßiggänger, privilegierte Faullenzer und eine Zunft von Tagdieben. Oder ist es nicht so?“

„Ja, so ist es! So ist es!“ schrien alle.

Drittes Hauptstück.

Weibliches Strategem gegen vier angesehene Schützen.

Die Anwaltin winkte und ergriff das Wort:

„Mein Mann heißt der Anwalt, aber sein, sage ich, muß es ich mit dem Mädel. Wir müssen die Tabellen schreiben, die Steuer einziehen, die Rechnungen machen. Die Quittungen und Schuldscheine schreibt fast alle meine Marie, sag' ich. Das ganze Jahr bringt sie den Tintenfleck nicht vom großen Finger. Die Dekrete, die der Gerichtsdiener bringt, muß fast alle ich, sag' ich, aufmachen und lesen und besorgen. Der Mann nimmt sich kaum Zeit, mir auch nur Gehör zu geben und die Unterschrift setzt er hin, sag' ich, ohne nachzusehen, was ich geschrieben oder diktiert habe. Aber da hab' ich ihn neulich dran gekriegt! Doch ihr wißt es schon alle!“ — „Nein! Nein! Wir wissen es noch nicht!“ riefen die meisten. „Nun denn, so hört! Am Ursulatag ging der Bote. Da hatten wir ihm

Notabilitäten legten sich in das Mittel und leisteten freiwillig zu Marthas Gunsten auf das erste Wort Verzicht.

So kam diese denn doch noch zur wohlverdienten Ehre. Sie hatte auch unter Mitwirkung oder vielmehr Anleitung der verständigen Anwaltin sich alles, was sie vorbringen wollte, im Kopfe schon vorbereitet und zurechtgelegt. Die Gevatterin benetzte das Sacktuch und wischte ihr das Blut vom Gesichte; die Baderin aber löste von der nächsten Mauerecke ein großes Spinnengewebe und drückte es als bewährtes blutstillendes Mittel auf die Wunden der Wange. Mit diesem Schönpflaster trat nun Martha auf das Podium und begann:

„Sagt vor allem, ist das Schützenwesen nützlich oder schädlich?"

„Schädlich! Schädlich! Höchst schädlich und verderblich!" scholl es durcheinander, wie das Krähen von dreihundert Raben.

Nur eine dünne Stimme rief hintendrein: „Nützlich! Nützlich! Höchst nützlich und heilsam!"

„Hört! Hört!" — „Die krumme Judith! Die krumme Judith!" — „Warum? Warum nützlich?" — Die kleine klumpfüßige Sprecherin wurde jetzt von einigen Frauen, zwischen denen sie unsichtbar gesteckt hatte, auf die Bank emporgehoben. „Warum nützlich? Warum?" scholl es von neuem.

„Je nun," sprach Judith, „das Schützenwesen ist nützlich für die Wirte und für die Krämer und für die Tischler und für hundert andere, aber am meisten für uns Frauen."

„Warum für uns! Warum für uns?" Martha drohte ihr lächelnd mit dem Zeigefinger und sprach: „Böse Judith, du verwirrst und verdirbst mir alles."

„Die Judith soll reden!" — „Die Judith!" — „Seht einmal die Schneiderin!" — Martha sah finster und bissig vor sich nieder; Judith aber setzte sich auf die Planke der Bank und sagte: „Ich will dich nicht stören, Martha." — „Sag' es uns! Sag' es uns!"

Judith erwiderte: „Ihr wollt also nicht glauben, daß gerade uns Frauen das Schützentum am nützlichsten ist? Wohlan, ihr werdet es selbst beweisen! Ich will euch bloß anhören, und dann beim Worte nehmen!"

„Das wollen wir sehen!“ — „Das glaube ich nicht!“ — „Die Schützen uns nützlich!“ —

Das Gemurmel legte sich endlich und Martha sprach: „Wie steht es einmal mit den häuslichen Arbeiten und Berufsgeschäften? O, der Schütze hat weit wichtigere Dinge zu tun! Habt ihr den Urbanitag noch im Gedächtnisse?“ — Alle Köpfe nickten; jene fuhr fort: „Das Heu wurde drei Wochen lang nicht trocken; eine Menge vermoderte und das andere bekam den Schimmelgeruch. Die armen Kühe müssen es entgelten. Da hast du nun, Judith, unseren Nutzen vom Schützenwesen!“ — „Sind wir denn Kühe?“ fragte Judith, schalkhaft die Hände faltend. — Martha lachte mit den übrigen und fuhr fort: „Wie in diesem Falle, so geht es in hundert Fällen, ja, so geht es in allen! Wenn diejenigen, welche nichts arbeiten, Herren heißen, dann gibt es keine größeren Herren, als die Herren Schützen. Sie sind einrollierte Müßiggänger, privilegierte Faullenzer und eine Zunft von Tagdieben. Oder ist es nicht so?“

„Ja, so ist es! So ist es!“ schrien alle.

Drittes Hauptstück.

Weibliches Strategem gegen vier angesehene Schützen.

Die Anwaltin winkte und ergriff das Wort:

„Mein Mann heißt der Anwalt, aber sein, sage ich, muß es ich mit dem Mädel. Wir müssen die Tabellen schreiben, die Steuer einziehen, die Rechnungen machen. Die Quittungen und Schuldscheine schreibt fast alle meine Marie, sag' ich. Das ganze Jahr bringt sie den Tintenfleck nicht vom großen Finger. Die Dekrete, die der Gerichtsdiener bringt, muß fast alle ich, sag' ich, aufmachen und lesen und besorgen. Der Mann nimmt sich kaum Zeit, mir auch nur Gehör zu geben und die Unterschrift setzt er hin, sag' ich, ohne nachzusehen, was ich geschrieben oder diktiert habe. Aber da hab' ich ihn neulich dran gekriegt! Doch ihr wißt es schon alle!“ — „Nein! Nein! Wir wissen es noch nicht!“ riefen die meisten. „Nun denn, so hört! Am Ursulatag ging der Bote. Da hatten wir ihm

mehrere Schriften an das Pflegeamt mitzugeben. Ich lege sie meinem Manne vor; er kann nicht schnell genug unterschreiben, um mit der Büchse fortzukommen. Da hab' ich zum Mädel gesagt, sag' ich: die Gimpel sind gefangen. Und so war es auch. Hört nur! Am Tage darauf kommt schon der Gerichtsdiener und beruft den Bader ein und den Adlerwirt und den Drechsler. Diese kommen zu meinem Manne und sagen: Anwalt, was ist denn? Wir sind einberufen. — Ihr einberufen? sagt mein Mann; ich weiß kein Wort davon. Was etwa der Pfleger will? — Ich rumpfte die Nase und sagte zu mir: Ich weiß es wohl, was er will, und ihr sollt es bald erfahren, sag' ich. — Die drei Männer kommen zum Pfleger. Der Pfleger macht ein finsteres Gesicht und schilt sie Verführer zu Trunkenheit und Müßiggang, unruhige Nachtvögel und Störer des Hausfriedens; dem Wirte droht er mit Geldbuße und Arrest, wenn er die Zechstube nicht zu geziemender Zeit schließe. Die drei Männer verwissen sich zuerst nicht; aber dann sagt der Wirt: G'streng Herr, diese Klagen sind unrichtig. Fragen Sie unseren Anwalt! — Jetzt fuhr der Pfleger auf: Was? Den Anwalt fragen? Der Anwalt ist's ja eben, der endlich die pflichtmäßige Anzeige gemacht hat, über die ganze Schützenzunft und absonderlich über euch Rädelsführer. — Der Anwalt? — sagten alle drei und sahen, sag' ich, verdutzt einander an. Voll Zorn brechen sie auf und eilen ins Wirtshaus. Denn dort erwartete sie mein Mann. Nun stellt euch selbst vor, wie's da zuging. Schuft und Halunke und Spitzbube waren die ersten Grüße, sag' ich. Der Bader wirft die noch halbgefüllte Flasche auf den Tisch, daß der Wein unter den fliegenden Scherben auseinander spritzt. Der Drechsler ballt meinem Manne zähnefletschend die Faust unter das Gesicht. — Was treibt ihr denn? Was ist denn vorgefallen? Was wollt ihr? Seid ihr närrisch? Seid ihr rasend? schrie mein Mann außer sich. Und nun entstand der heftigste Wortwechsel; jene behaupteten, dieser leugnete, und so gings fort. Endlich geht meinem Manne ein Licht auf, und er schlägt sich vor die Stirn und steht wie versteinert. — Bekennst du's jetzt? Gesteh's du's jetzt! Ist dein Widersprechen jetzt zu Ende, du Elender! — So sagten, sag' ich, alle drei abwechselnd. Mein Ma-

aber entdeckte ihnen seine Vermuthung über die ganze Geschichte und alle viere starren sich an, als hätte sie ein derber Schlag, sag' ich, aus dem tiefsten Schlafe geweckt. Sie zweifeln nicht mehr. Zum Überfluß läßt mein Mann durch den Gerichtsdiener unter einem passenden Vorwande die Klageschrift heranbringen, und nun sehen sie meine Schreiberei, sag' ich, aber richtig darunter des Anwalts Unterschrift. Jetzt reichen sie sich die Hände und trinken zur Versöhnung. Nur über mich schalt knirschend und schäumend mein Ehegatte, und er zitterte vor Begierde, mir für meine Arbeit das Handgeld zu geben. Doch der Adlerwirt hatte Gefallen an meiner List, sag' ich, und er ließ nicht nach, bis mein Mann ihm gelobte, mir nichts zuleid zu tun. Zur Sicherheit ist er nach der Heimkehr auch mit ihm in unsere Stube gegangen, und als mein Mann stampfte und tobte, hielt er ihn zurück und wiederholte die Worte: Anwalt, was habt Ihr versprochen? Was habt Ihr versprochen? — So wurde der Zürnende endlich beschwichtigt; er trank mit dem Wirte noch ein Glas Kirschengeist, und in der Kammer lachte er dann selbst über meinen Kniff und erzählte mir den ganzen Hergang. So hab' ich's den Schützen gedreht, sag' ich; aber geholfen hat's nichts." — Ein anhaltendes Beifallklatschen war der Ausdruck der allgemeinen Freude und Bewunderung. Martha klopfte neidlos-lächelnd der Gefeierten leise auf die Schulter.

Viertes Hauptstück.

Häuslicher Unfall eines eifrigen Schützen. Die Präsidentin stellt die Ordnung wieder her.

Die rotbackige Krämerin hatte indessen zur vorbereitenden Stärkung aus der beinernen Dose eine tüchtige Ladung in die Nase spediert und ergriff, rasch die erste Pause benützend, das Wort:

„Wer geht in den Laden, so oft ihr etwas kaufen wollt? Entweder ist mein Mann auf der Jagd oder beim Scheibenschießen; entweder probiert er im Baumgarten den Stutzen oder er übt irgendwo junge Schützen ein. Und wenn er auch

zu Hause ist, was hilft es? So oft es klingelt, ist er verhindert. Bald fegt er das Rohr; bald schraubt und schmiert und putzt er am Schlosse; bald verbessert und prüft er den Schneller; bald schabt und schiebt er an der Mücke; bald hackt er Blei und gießt Kugeln; bald schüttet er Pulver aus dem Papier ins Horn oder aus dem Horn aufs Papier: kurz, er hat immer zu tun, nur nicht das rechte. Aber gestern wurde er einmal dafür reichlich bezahlt. Habt ihr heute in der Frühmesse das eingebundene Gesicht gesehen?" — „Ja! Ja! Ja!" schrien sehr viele.

„Hört, was ihm zugestoßen! Ich bügelte gestern nachmittags die Wäsche. Die Glocke klingelt. Das Plätteisen glüht und ich will es nicht verkühlen lassen. Ich rufe daher dem Manne. Der antwortet mir aus der Küche: Das Blei ist eben geschmolzen; ich kann jetzt nicht fort; geh' nur du! — Wir zanken uns noch einige Augenblicke aus der Stube in die Küche und aus der Küche in die Stube, ohne daß wir uns sehen. Ein heftiger Riß an der Glocke wiederholt die Mahnung. Ich eile zum Tische und sehe meine schönsten Brabanterspitzen gebräunt. Erzürnt werfe ich das Bügeleisen in die Ofenröhre und eile die Treppe hinab zum ungeduldigen Käufer. Ich erschrak: es war der Herr Frühmesser. Aber es stieg mir ein Unwille auf, als auch er Schießbedarf kaufte. — Plötzlich hören wir einen fürchterlichen Knall, daß das Haus zittert. Außer mir laufe ich hinauf, der Frühmesser voran. Ich sank schier zusammen, als ich des Mannes Stimme hörte: Sapperment! Donnerwetter! — Was find' ich nun! — Die Stube voll Rauch, des Mannes Gesicht pulverschwarz, die linke Hand blutend, der Ofen zertrümmert. — Da hast du's nun mit deinem Plätteisen! donnerte er mich an; — Und du mit deinem Schießpulver! — versetzte ich, als ich mich überzeugte, daß er keinen bedeutenden Schaden gelitten. Er hatte nämlich fast ein Viertelpfund Pulver in die Ofenröhre gelegt, weil es ihm zu wenig dürr war. Ich wußte nichts davon und legte das Eisen zu nahe daran. Er befürchtete dies und eilte zum Ofen und kam gerade zurecht. — Als ich mich vom Schreck erholte, besann ich mich erst, daß ich in der Verwirrung den Laden nicht gesperrt. Ich laufe hinab und schaue herum und

sehe zu meinem Entsetzen" — „Was denn? Was denn?" — „des Adlerwirts großen Hund mit einer Speckschwarte unter den Füßen."

Schallendes Gelächter. „So sollten sich alle Schützen die Nase verbrennen!" rief Martha. — „Alle die Nase verbrennen!" wiederholte die Menge. — „Laßt mich auch erzählen!" — „Mich auch! — Mich auch! — Mich auch!" riefen etwa zwölf Frauen. — „Miau! Miau! Miau!" — Stürmisches Klatschen und Lachen folgte auf diesen Spaß der schalkhaften Judith, welche Katzengeschrei trefflich nachahmte. Martha rief: „Wenn ihr alle zugleich reden wollt, verstehen wir keine. Laßt jetzt der Frau Baderin das Wort!" — „Die Frau Baderin! Die Frau Baderin!"

Fünftes Hauptstück.

Der Federhändler Matthies im Baderhause.

Diese schob die damals noch neumodische Pelzhaube zurecht und erhob ihr bleiches, melancholisches Angesicht, und begann mit schwächerer Stimme:

„Ach, die Frau Anwaltin und die Frau Krämerin haben ein Leichtes! Sie können beide das Geschäft ihrer Männer versehen. Die Frau Anwaltin hat das bessere Konzept und die leserlichere Schrift als der Anwalt, und alle kaufen lieber bei der Krämerin als beim Krämer. Sie weiß die Ware anzuloben und so schmeichelnd einzuraten, bis man gern kauft. Aber was tu' ich, wenn man den Bader jetzt dahin jetzt dorthin begehrt, zu gefährlich Kranken, zu schweren Verwundungen, zu Beinbrüchen? — Was tu' ich in solchen Fällen? Der Bader ist zwei Stunden weit fort! Vier Stunden weit fort! Sechs Stunden weit fort! Er ist beim Scheibenschießen; er kommt nicht vor Mitternacht; er kommt erst morgen nachmittag. Die Leute verlieren die Geduld und schelten den Bader und wenden sich an den Kurpfuscher Christl zu N. So hat sich erst neulich der Federhändler Matthies ganz entsetzlich erzürnt." — „Hört! Hört!" riefen mehrere aus der Versammlung. Jene fuhr fort:

„Der Federhändler kam und sagte: He, Bader, macht

mich um zehn Jahre jünger! Nehmt mir den Bart ab! — Mein Mann entschuldigte sich: er erwarte jeden Augenblick den Schützenwagen. Der Federhändler beharrt bei seinem Verlangen; es sei noch Zwischenzeit genug. Der Bader reibt die Seife ein und rasiert die rechte Hälfte. Da knallt die Peitsche, der Wagen rollt heran; der Bader legt das Messer beiseite, greift blitzschnell nach Hut und Stutzen und enteilt, bevor der Federhändler einen Verdacht schöpfte. Ich rufe meinem Manne nach: So laß ihn doch nicht halbrasiert! — Jetzt erst erkennt der Federhändler seine Lage. — Ja, was? Schwerenot! — ruft er; auf und nach. Der Bader sitzt schon auf dem Wagen und die Pferde galoppieren davon. — He, Bader! Verfluchter Kerl! Ich schlage dir die Hirnschale ein! Hol' dich und deinen Stutzen der Geier! — Dies und dergleichen schreit er nach und ballt die Fäuste und raisonniert noch lange fort und bemerkt nicht, daß die Kinder ihn schon umschwärmen und sein Gesicht bewundern. Völlig desperat kehrt er endlich in die Stube zurück, schimpft auch hier noch, daß mir die Ohren sausen, und sagt mit barscher Stimme: Ich kann mich selbst nicht rasieren; könnt Ihr's, Frau? — Wie soll ich das können! — gab ich zur Antwort. — Kann's denn niemand im Dorf? — Einige können es wohl, aber die sind auch fort zum Schießen. — Der arme Federhändler beschaut sich im Spiegel und brummt: Schwerenot! Schwerenot! — Dann besah und befühlte er das Messer und bat mich dringend, daß ich mich an seinem Gesichte versuche. Auf seine Wag' und Gefahr laff' ich mich endlich herbei. Der Schaum war am Gesichte trocken geworden. Ich seife ihn also noch einmal ein. Er blickte mich dabei freundlich an und sagte: Das geht ja vortrefflich! — Mit zitternder Hand setze ich das Messer an und schabe und scharre, ohne vorwärts zu kommen. — Ach seht, ich kann's nicht! Ich tue Euch weh! — Nur zu! Nur zu! Es geht ja! — Ich setze wieder an, noch ängstlicher als im Anfange. Er verzieht die Miene und Tropfen perlen aus den Augenwinkeln. — Ich kann nicht! Ich hab' es nie getan! — Nur zu! Es geht schon! — Ich schabe und reibe wieder fort; der Bart widersteht. Ich wage eine etwas größere Kraft; er zuckt und Blut quillt vom Kinn. Ich bebe zurück und bitte um Verzeihung. — Das tut nichts!

Nur Mut, Frau!" — Ich mußte wieder daran. Bevor ich's ahnte, hatte ich ihn schon wieder geschnitten. — Schwerenot! — seufzte er, ließ mich aber doch nicht zurücktreten. Nach einer halben Stunde hatte ich die Arbeit endlich zu Ende, aber der arme Mann hatte fünf größere Schnitte und sieben bis acht Ritzungen. — Schwerenot! Schwerenot! — summte er von Zeit zu Zeit und sagte es laut vor dem Spiegel. Dann wusch er sich, heftete Schwamm auf und während er in die Riemen des Federkorbs schloff, sagte er: Bezahlen will ich den Bader selbst. — Und den knotigen Stock mit dem langen, eisernen Stachel grimmig schwingend, ging er fort. Tags darauf überfiel er wirklich meinen Mann und nur die Dazwischenkunft des Adlerwirtes war seine Rettung."

Als die Frauen lachten, sah die Baderin wehmütig umher und sagte: „Ach, mir ist nicht um's Lachen! Das verwünschte Schießen vertreibt uns alle Kunden und ich muß noch die Vorwürfe der Unzufriedenen hören, während ich selbst dabei leide."

Sechstes Hauptstück.

Ärztliche Bravouren der Frau Baderin.

„Bei mir, Frau Baderin," fiel die Mesnerin ein, „ist's Euch besser gelungen, als beim Federhändler." — „Hast du dich auch rasieren lassen?" fragte, den Kopf aufstreckend, die kleine Judith. Die Frauen lachten; die Mesnerin drohte der Spötterin mit der linken Faust und sprach:

„Hört nur! Am vorigen Sonntage bekomme ich beim Nachtrosenkranz plötzlich das Nasenbluten. Ich schnupfe Wasser; es hilft nicht. Die Lene schüttet mir ganze Güsse auf den Nacken, daß es mir über den ganzen Leib hinabrinnt: es hilft nicht. Da denke ich: Heiliger Schutzengel, muß ich denn verbluten? Und der Bader nicht daheim! — Meine Lene wußte meine Gedanken und sagte: Vielleicht weiß die Baderin ein Mittel. Ich will zu ihr laufen. — Geh in Gottesnamen! — Nach zehn Minuten kommt sie zurück, so atemlos, daß sie nicht reden kann, sondern nur nickt. Sie zieht mich am Arme mit sich in die Küche und sagt: Geht nur! Geht! — Die Schüssel

unter das Gesicht haltend folg' ich ihr langsam und denke: Sehen! Sehen! — Das Mädel nimmt ein Ei aus dem Speisekasten, bricht es auf und schüttet die Dotter aus. Dann hält sie die leere Schale mir unter die Nase und sagt: Laßt das Blut da hineinrinnen. — Ich sage: Närrin, diese Schüssel wird bald voll sein. — So war es auch. Nun stellt Lene die mit dem Blut angefüllte Eierschale auf glühende Kohlen und sagt: Jetzt haltet die Nase über den Dunst. — Ich sehe sie staunend an und tu' es. Das Blut fließt noch; dann tröpfelt es langsamer und dünner: in Bälde steht's still. Das Kreuz und der Nacken taten mir freilich weh, und Nase und Kinn waren rot von der Hitze: aber das Bluten hatte ein Ende." —

„Mir hat sie auch geholfen!" rief die untere Müllerin. „Mir fielen die Haare aus; da sagte ich auf dem Kirchwege — es war am Elisabethentag —: Frau Baderin, mir fallen die Haare aus; wißt Ihr denn gar kein Mittel? — Da sagte sie: Reibe dir den Kopf abends und morgens mit Zwiebeln ein. — Ich sagte: Das will ich tun. Gott vergelt's! Und ich tat es. Der Müller schnüffelt des Nachts und sagt: Da rieche ich Zwiebel! — Ah, wie wird denn da Zwiebel sein! sagte ich. Bei der Morgensuppe hielt er die Nase gegen mich und sagte: Laß mich mit deiner Zwiebel in Ruhe! — Und so keifte er Tag und Nacht. Ich sagte ihm nichts, denn ich dachte: Du sollst mir's nicht wissen. — Endlich wird er zornig und nimmt mich beim Haar und schreit: Ich reiße dir die Haare aus, wenn du die Zwiebel nicht forttust! — Da rufe ich: Laß los! Laß los! Reiß mir doch nicht die letzten Haare aus! Habe ja nur des Haarwuchses wegen mir Zwiebel eingerieben! — Da ließ er los und rümpfte zwar oft noch die Nase, sagte aber nichts mehr, und wahrhaftig, die Haare sind mir nachgewachsen. Da seht nur! — Sie zog die Haube ab und zeigte den Kopf vor. —

„Aber ich kam mit Euch übel an," sagte die dicke Färberin zur Baderin; „wißt Ihr's noch? Es war am Tage nach Kirchweih. Ich hatte mir den Magen verdorben. Da schicke ich zu Euch und lass' Euch sagen: Gebt mir das gelblich-weiße Pulver, welches leicht abführt und von neuem Appetit macht. — Ihr schickt mir ein Pulver. Mir kommt es sogleich verdächtig vor;

es ist mir zu grau. Doch ich schüttle es in den Löffel und schlürf' es hinab. Es schauderte mich wie sonst nie. Nicht ohne Ursache. Nach einer halben Viertelstunde wird mir unwohl und immer unwohler. Ich sinke auf das Bett und meine, ich sei vergiftet. Ich seufze und rufe: Heiliger Josef! Heiliger Josef! — Das war ein Würgen und Ächzen! — Na, Frau Baderin, Ihr kriegt mich nimmer." — — „Aber hat's denn nicht geholfen?" fragte die Beleidigte. — „Ja, ja, meiner Treu, nachdem es mir übler gemacht, als mir früher gewesen." — — Die Baderin versetzte: „Ihr seid nicht die einzige, der ich Medizin gegeben. Mein Mann stürmt zwar hie und da und schreit, ich habe das Unrechte verabreicht. Aber zu seinem eigenen Erstaunen hat's jedesmal geholfen und die Leute haben mir gedankt und gesagt, sie lassen sich lieber von mir kurieren, als vom Bader. Das können mir mehrere aus euch selbst bezeugen." — „Ja! Ja!" rufen einige. Die Krämerin bemerkt: „Dann müßt Ihr aber nicht sagen, daß Ihr Euren Mann nicht ersetzen könnt."

Siebtes Hauptstück.

Fortsetzung der Klagen gegen die Schützen und Schlußsatz der munteren Judith.

Die Anwaltin flüsterte der Martha ins Ohr. Diese wendete sich mit zornähnlichem Ernste gegen die Versammlung und sprach mit lauter Stimme:

„Der Doktorei wegen sind wir nicht hier. Also, daß die Schützen die Zeit vergeuden und die Geschäfte auf den Nagel hängen, das haben wir genugsam gehört."

„Nein, nicht genugsam!" — „Laßt andere auch reden!" — „Unsere Männer sind so gut nichts nütze, als die eurigen!" „Der Meinige rührt tagelang keinen Hobel an." — „Unser Schmiedewesen stirbt ab; der Blasebalg atmet und röchelt nur noch von Zeit zu Zeit." — „Der Meinige geht mir ganze Wochen nicht auf's Feld!"

Eine Menge brach in dieselbe Klage aus und viele Mütter jammerten, daß den Alten die Jungen nachflattern, sobald

sie flügge geworden. Die obere und die untere Müllerin gerieten in einen heftigen Streit; die erste gewann den Sieg, denn es stellte sich heraus, daß in der unteren Mühle bloß der Lehrjunge den Meister ersetze, in der oberen hingegen die Meisterin selbst. Die Schusterin schalt über ihren Mann und wies die Pechstriemen ihrer Hand vor. Judith richtete sich auf und sagte: „Wie — laß sehen! Wahrhaftig! Ich hätte geschworen, daß du die Schuhe mit bloßem Zwirn näheſt." — „O, für deinen Klumpfuß war's immer noch gut genug!" versetzte die Schusterin bitter. — Nachdem die Mesnerin ihre Verrichtungen des Mesnerdienstes im Turm und in der Kirche geschildert hatte, kam endlich die dicke Färberin, die schon einige Male umsonst den Anlauf gemacht, zum Worte und sprach: „Ich möchte nur wissen, woher mein Mann die blauen Hände hat. Von seiner Arbeit einmal gewiß nicht." — „Nein, nein, von der deinen," versetzte Judith, „weil deine Zeuge die Farbe lassen." Die Frauen bejahten es nickend und klatschend. Judith aber schoß plötzlich empor und auf der Bank stehend begann sie:

„Wollt Ihr's nun noch nicht zugeben, daß uns Frauen das Schützenwesen höchst nützlich ist? Gerade wo der Mann das Ruder nicht anrührt, kann es die Frau in beide Hände nehmen: wo er ein Schatten, ist sie die Macht, wo er nichts ist, kann sie alles werden. Und habt ihr diese Wahrheit nicht eben lang und breit mit eigenen Worten bewiesen? Zu zwei Dritteilen seid ihr wackere Bauern, die bei aller Arbeit niemals zerrissene Hosen tragen; ich, wie ihr alle wißt, bin ein renommierter Pfeifenschnitzer und stopfe den meisten Männern den Mund; jene dort ist ein ehrsamer Schustermeister, der nur unter der Zunge kein Pech hat; diese da ist der redlichste aller Müller, weil sie die kürzesten Finger hat; du bist ein Färber dessen, was wieder färbt; du bist ein emsiger Mesner, der die Glocke nicht nur im Kirchturm läutet, sondern überall und zu jeder Zeit; Ihr seid der geschickteste Handelsmann, der den Käufern am liebsten den Rest gibt; die nächste daran ist ein Barbier, der den Bart am gründlichsten wegnimmt und ein Arzt, bei dem auch die falschen Mittel gut wirken; die Frau Brigitta ist gar der Herr Anwalt, und zwar der gerechteste, der noch nie eine Ungerechtigkeit unterschrieben hat; und du,

Martha, hast all dein Sinnen und Denken bei den Schützen und übst gegen sie die Macht über Leben und Tod; offenbar bist du also der Oberschützenmeister dieses Ortes."

Das Getöse überscholl ihre Stimme, und nur die Nächsten verstanden ihre Schlußworte:

„Wo stehen die Frauen so in allem voran, wie in unserem Dorfe? Höchstens dort, wo eben so leidenschaftliche Schützen sind!"

Sie setzt sich nun wieder auf die Bank und schaut phlegmatisch umher auf die schüttelnden Köpfe und lachenden Gesichter und drohenden Finger.

Achtes Hauptstück.

Der Schützenverein zu N. kein Mäßigkeitsverein.

„Judith, Judith," rief Martha, „du hast immer den Brauch, das Weiße schwarz zu machen und das Schwarze weiß." — „Du ebenfalls!" entgegnete jene rasch: „denke nur an deine Wäsche." — Martha wiegte das Haupt und sprach: „Du leibhafte Bosheit, beweise nun auch beim Folgenden, daß es uns Frauen nützlich ist: ich meine das Trinken."

„Nicht nur nützlich, sondern notwendig!" versetzte Judith. — „Da habt Ihr's," sagte Martha zu den erheiterten Frauen: „alles verdreht sie." — „Dann ist es gut, daß ich keine Hebamme bin," erwiderte Judith und schnitt eine saure Miene.

„Bindet ihr die zügellose Zunge!" rief Martha, „sonst bekommen wir keine Ruhe und rücken nicht vom Flecke. Sie steckt uns alle mit ihrem Leichtsinn an und wir verlieren den geziemenden Ernst. Oder könnt ihr noch heiter sein und scherzen und lachen, wenn ihr bedenkt, daß das Schützenwesen die Hauswirtschaft ausschlürft, wie der Kuckuck das Ei? Ja, das Schützentum macht aus Milch- und Wassertrinkern Bier- und Weintrinker und aus diesen dann Vollsäufer und Trunkenbolde, die nicht mehr bloß Bier und Wein hinabtrinken, sondern Haus und Gut und Weib und Kind. Ich hab's an meinem Isidor gesehen! Er war immer so nüchtern wie eine Grille; aber bei den Schützen wurde er durstiger als ein Fisch. Halbe

Nächte spielt er in der Zechstube den Schalksnarren und zu Hause versucht er dann die Rolle des Königs. Aber ich will ihm die Komödie verleiden! Warte nur, ich will dir den Kopf so tief in den Brunnen stecken, daß der Brand nicht nur auslischt, sondern sich nie mehr entzündet!"

Die Anwaltin war auf das Podium getreten und sprach: „Das viele Trinken, sag' ich, ist allerdings ein Übelstand der Scheibenschützen." — Judith flüsterte: „Ein Übelstand, sag' ich, ist's nicht, aber es macht einen Übelstand, wenn sie nimmer fest auf den Sohlen stehn, sag' ich." Die erste Sprecherin achtete des benachbarten Kicherns nicht, sondern fuhr fort: „Ich habe mit großer Mühe einen Überschlag gemacht und durch meine Berechnung gefunden, sag' ich, daß die Schützengesellschaft bloß den Wirten jährlich zehnmal so viel bezahlt, als die ganze Gemeinde dem Kaiser."

Die Frauen schlugen ächzend die Hände zusammen und manche riefen: „O daß Gott erbarm'!" — Die Anwaltin wendet sich zu Martha und sagt leise: „Tausend Stern, habe mich übereilt! Das gehört eigentlich zum nächsten Punkte." — Die Schmiedin fiel ein: „Der Meinige sagt immer: Der Wein im Kopf, der Rauch aus den Augen!" — „Und der Meinige sagt immer," bemerkte die Schreinerin: „Wenn die Wange nicht feucht ist, klebt der Schaft nicht." — „Und der Meine sagt immer," versetzte die Obstbäuerin: „Je mehr Flaschen ich unterlege, desto fester mein Arm." — „Und der Meinige sagt immer," entgegnete die Mesnerin: „Wenn ich nicht ziehe, so schallt's nicht." — „Und der Meine hat den Spruch," sagte die Drechslerin: „Geht's drinnen nicht um, geht's draußen nicht 'rum." — Judith ergriff wieder das Wort: „Wißt ihr aber den eigentlichen Grund, warum alle Schützen viel trinken?" — „Warum? Warum?" — „Weil ein jeder Schütze gern doppelt wird."

Die Krämerin drängte sich vor und sprach: „O, die Schützen haben zum Trinken nicht bloß einen einzigen Grund, sondern beinahe mehr Gründe und Ursachen und Vorwände, als es im Sommer Mücken gibt. — Hört nur! Mein Mann kommt spät nach Hause. Ich sage: Aber heute gleicht ja dein Gesicht einem Karbunkel! — Da hängt er den Stutzen an die Wand

und wirft die Tasche auf den Tisch: Das miserable Pulver! Es ist viel zu schwach! Jedesmal sank die Kugel. Habe dann auf den Verdruß hinab ein Gläschen mehr zugelassen! — Das nächste Mal kam er, als ich schon zu Bette ging. — Aber mein Lieber, sagte ich, deine Augen leuchten ja heute wie zwei Johanniswürmer. — Mein Schatz, du mußt wissen, daß ich heute Best und Kranz gewonnen! — Das dritte Mal blieb er noch länger aus. Erst beim Erwachen am Morgen sah ich, daß er gekommen. — Aber wo klebtest du denn gestern so lange? — — Liebe Gertraud, die Kameraden waren nicht vom Flecke zu bringen, und du weißt wohl, daß man allein nicht gerade so davon gehen kann. — Das vierte Mal kam er um Mitternacht. — Licht! Licht! — erscholl seine Stimme. Ich fahre auf, zünde die Kerze an und eile ihm entgegen. Da sitzt er auf der Treppe und hält mit wankender Hand den Stutzen. Auch die Magd war herbeigelaufen. Wir lehnten uns beide an das Geländer und leuchteten hinab und lachten, denn er sah so seltsam zu uns herauf und lächelte blöd und sagte nichts. Wir gingen zu ihm hinab, die Magd nahm das Feuerrohr, und jede ergriff einen Arm. So führten wir ihn hinauf. — Aber, aber, was hast du denn heute getrieben? — Heute, — lallte er, — heute, Gertraud, mache dir nur nichts daraus! Heute — wurde dein Ehegatte — zum Unterschützenmeister gewählt. — Und so hat er jedesmal seine Ausrede, und ich könnte euch noch hundert solche Fälle erzählen." — „Ich auch! Ich auch!" scholl es von allen Seiten.

Die Baderin faltete kläglich die Hände und sprach: „Mein Gott, Ausreden und Späße würde ich mir gern gefallen lassen; aber wenn mein Mann getrunken hat, dann gleicht er einem Wilden oder Besessenen. Er stößt in der Nacht die Türen auf und poltert in die Stube, daß alle Kinder aufgeschreckt werden und zusammenschreien. Still! — donnert er, und droht mit der Hand, bis die Kinder nur noch unter der Decke schluchzen. Dann fährt er mich an: Warum das Essen noch nicht auf dem Tische? — Oder wenn es bereitsteht: Pfui, das Fleisch ist nicht zum Essen! Ist dies eine Suppe? — Und er wirft Gabel und Löffel hin, daß sie zu Boden fallen, und geht fluchend zu Bette. Sage ich nur ein Wort, tobt er noch wilder und ich

bin vor Stößen und Schlägen nicht mehr sicher. Ach Gott, wie wurde dieser Mann verdorben, seit wir uns hier niedergelassen!"

„Da hört einmal!" brummen einige. — „Der Bader hier verdorben!" — „Gerade der Bader verdirbt alle!" — „Er ist der größte Trunkenbold im ganzen Dorf!" — „Unser Dorf so beschimpfen!" — „Sie sollen nur wieder gehen, wem's hier nicht recht ist!"

Die Baderin rang die Hände und sagte: „Mein Gott, ihr habt ja selbst eure Männer Trunkenbolde genannt!" — „Wir schelten unsere Männer und du schilt den deinen," rief eine Bäuerin. — Die Baderin fuhr jetzt auf: „Aber habt ihr nicht eben meinen Mann gescholten und ihn den größten Trunkenbold genannt?" — „Das ist er auch!" schrien viele. Die Baderin suchte sich durch die Schar zu drängen, um sich zu entfernen.

Aber Martha und die Anwaltin und die Krämerin und die Schmiedin hielten sie zurück und die erste rief: „Wenn wir das Schützentum ausrotten wollen, so müssen wir über alle Schützen schimpfen dürfen ohne Ausnahme." — „Über alle! Über alle! Über alle!" schrien die klatschenden Frauen.

Neuntes Hauptstück.

Unparteiische Lobrede auf die Sparsamkeit der Schützen. Lebhaftes Zwischenstück.

Martha nahm mit der Anwaltin flüchtige Rücksprache, trat wieder auf das Podium und gab mit erhobener Hand das Zeichen zum Stillschweigen: „Wie steht es nun bei den Schützen mit dem Geld? — Das Faulenzen legt nichts in den Beutel, und das Trinken zwackt immer heraus. Dazu kommen noch unzählige andere Auslagen: für Stutzen, für Büchsenmacher, für Pulver und Blei, für Reisen und endlich erst noch die Verluste und — mein Isidor hört's nicht — die Schere. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: der beste Schütze verschießt jährlich eine Kuh."

Auch darüber ergossen sich wieder die mannigfaltigsten

Klagen: für Hausgeräte, für Kleidung, für Dienstlohn, für Steuer und Zins haben die Schützen selten Geld; aber für das Scheibenschießen wissen sie jedesmal das Notwendige aufzutreiben: freilich verkaufen sie heimlich Obst, Linnen, Korn u. s. w., sie unterschlagen ihren Verdienst; sie durchwühlen alle Säcke, durchstöbern alle Schubladen, greifen selbst die Schatzgelder der Kinder an und wenn alle Stricke brechen, so machen sie Schulden. „Und dabei wollen sie noch," sagte die Drechslerin, „bedient sein wie im Wirtshaus. Der Meinige sticht mir die Hühner ab und wirft mir sie vor: da — brate mir's!" — „Der Meinige ißt mir kein Mus mehr!" — „Der Meine will außer Freitag und Samstag immer Fleisch haben." — „Der Meinige ist unzählige Male im Wirtshaus!" — „Der Meinige geht alle Tage ins Wirtshaus! Der Meinige auch! Der Meinige auch!" schrien viele durcheinander.

Martha fragte leise die Anwaltin: „Gehört denn das zum Punkt?" Die Anwaltin machte ein schulmeisterlich ernstes Gesicht und verneinte kopfschüttelnd. Nun fuhr Martha auf und rief: „Wo habt ihr eure Gedanken? Könnt ihr denn gar nicht Ordnung einhalten? Vom Trinken war ja schon die Rede und vom Essen hab' ich nichts gesagt. Ich habe gesagt, ihr solltet vom Gelde reden." — Die Drechslerin sprühte: „Da schaut einmal die Kommandantin! Als wenn sie über uns zu schaffen hätte! Weißt du, du Schneiderin, ich rede, wann ich will und wo ich will und was ich will und wie viel ich will, und du — du kommandiere über die Nadel und über deinen Spitzohr und über . . . über . . ." —

Während sie stottert, fallen andere ein: „Wir werden reden, was wir wollen." — „Die geschäftige Martha da!" — „Uns gebieten!" — „Was ihr einfällt!" — „Kommt, laßt uns gehen, da kommt nichts Gescheites heraus!" — Die krumme Judith steht flugs auf der Bank und ruft, zur Tür hindeutend: „Ja, ja, wenn ihr geht, kommt nichts Gescheites heraus!"

Das Zürnen und Grollen war nun wieder von dem heitersten Gelächter verdrängt. Nur einige brummten noch: „Wenigstens soll eine andere das Wort führen und nicht diese Martha!" — Judith stand noch und sprach: „Warum nicht

diese Martha? Welche hat den meisten aus uns schon die besten Dienste geleistet und ist uns die Allernotwendigste auch für die Zukunft? Diese Martha! Welche hat von jeher den größten Eifer bewiesen gegen die Schützen? Diese Martha! Wer hat die gegenwärtige Versammlung veranstaltet? Diese Martha! Wer weiß das Mittel zur Ausrottung des Schützentums? Diese Martha! — Und sie sollte nicht das Wort führen? Martha, führe das Wort!" — Während sich Judith niederläßt, schallt es ringsum: „Martha soll das Wort führen! Sie soll das Mittel angeben! Das Mittel! Das Mittel!" —

Marthas Präsidentschaft war nun wieder hergestellt und war glänzender als vorher. Ihr Angesicht strahlte gegen ihre heldenmütige Verteidigerin hinüber. „Das Mittel! Das Mittel!" wurde von neuem gerufen. Martha sprach: „Die Punkte, welche die Frau Anwaltin und ich festgesetzt haben, sind noch nicht alle vorgenommen. Wovon haben wir eben gesprochen? Ihr habt mich völlig verwirrt gemacht! Von . . . von . . . wovon?"

„Vom Trinken!" — „Vom Zeitverlust!" — „Vom Essen!" — „Vom Gelde!" — „Und vom Unfrieden." — So schrien sie wirr durcheinander. Die Anwaltin winkte und sprach: „Zuerst war die Rede vom Zeitverlust und Müßiggang; dann zweitens, sag' ich, war die Rede vom Trinken; dann drittens vom Gelde. Jetzt, Martha, kommt der Unfriede." — Mehrere riefen: „Der war schon da!" — „Die Frau Baderin hat schon davon gesprochen!" — „Und die Drechslerin!" — „Und ich auch." — „Und ich auch!" —

„Martha blickte verlegen auf die Anwaltin; diese sprach: „Bisher ist der Unfriede, sag' ich, nur nebenbei eingeflossen. Eigentlich ist er erst der vierte Punkt. Nun, Martha, rede!" —

Zehntes Hauptstück.

Was hier die Frauen sagen, will der Erzähler noch weniger als das Frühere auf sich nehmen.

Martha begann: „Das Gewürm schadet nicht so viel den Blüten der Obstbäume, das Unkraut nicht so viel dem auf-

keimenden Mais, der Reif nicht so viel den jungen Weizenähren, als das Schützentum der ehelichen Eintracht und dem häuslichen Glücke. Die Schützen sind tausendmal lieber auf dem Schießstande, als zu Hause; sie ergreifen weit lieber den Stutzen, als die Hand eines ihrer Kinder; sie sehen weit lieber die Scheibe, als das Gesicht ihrer Frauen; sie reden weit lieber mit ihren Kameraden, als mit ihren Angehörigen. Ist es so, wie ich sage, oder ist es nicht so?" — „Ja! So ist es! So ist es!" riefen alle. — Martha fuhr fort: „Wenn der Schütze nichts getroffen hat: wer muß es entgelten? Weib und Kind. Wenn er im Wirtshause einen Streit und Verdruß bekommen hat: auf wen entladet sich der Zorn? Auf Weib und Kind. Wenn er sich die Tobsucht angetrunken hat: wer ist dann seiner Grobheit und Wildheit bloßgestellt? Weib und Kind. Wenn das Hauswesen zerrüttet ist und die Gläubiger drohen und der Gerichtsdiener einberuft: auf wen wird dann die Schuld geschoben? Auf Weib und Kind! Ist es so, wie ich sage, oder ist es nicht so?" — „Ja! So ist es! So ist es! So ist es!" scholl's in der Kapelle.

Die dicke Färberin ergriff das Wort: „Das Schützenwesen macht nicht nur die Männer von uns Frauen abwendig, sondern sogar die Junggesellen von unseren Töchtern. Als der Organist noch keinen Stutzen hatte, kam er fast alle Abende zu meiner Barbel. Ich und mein Mann sahen schon im Kalender nach und zankten uns über den Hochzeitstag. Da zog der Färber den künftigen Eidam mit sich auf die Schießstätte, lieh ihm eine Büchse und richtete ihn ab. Was war dann die Folge? Der Organist ging der neuen Unterhaltung nach und vergaß seine Braut. Diese schmollte und ein Zank löste völlig den lockeren Bund. Die schönsten und bravsten Mädeln sitzen jetzt an Sonn- und Feiertagen langweilig zu Hause. Zu meiner Zeit war's anders! Hört einmal! — Vor dreißig Jahren nannte man mich die schöne Rosl." — Jüngere Frauen lachten. — „Ja, so hieß sie! Und sie war es auch!" riefen ältere. — Die dicke Färberin lächelte und fuhr fort: „Die Buben blieben stehen, wenn ich vorüberging, und sie grüßten mich freundlicher als den Pfarrer. Wie viele meine Bekanntschaft suchten, kann ich kaum mehr aufzählen. Ich hatte meine Freude daran, die

Zudringlichen zu necken. So glaubten einmal sechse zugleich, meine Zuneigung zu besitzen. Am Rosarisonntage bestellte ich sie alle, ohne daß einer vom anderen wußte, zur gleichen Stunde auf den Froschanger hinaus. Neugierig guckte ich aus dem Dachfensterchen. Richtig kamen sie nacheinander. Der eine steht da, der andere dort. Dann gehn sie umher und staunen sich an. Bald rufen sie sich Stichworte zu, stellen sich gegenüber und der Streit bricht los. Von den Worten kommt's bald zur Tat. Sie zerren einander unter Schlägen herum; da fliegt einer ins Gras; dort balgen sich zwei auf dem Boden; dieser läuft, jener schleicht davon. Der einzige Peter blieb als Sieger auf dem Platze und besah die Uhr und blickte ungeduldig gegen unser Haus herüber. Ich eilte nun zu ihm hinaus und reichte ihm die Hand und sagte: Peter, du sollst mich haben und kein anderer. — Das waren noch Zeiten! Aber jetzt können sich sechs Mädeln um einen Buben zanken."

Die krumme Judith bemerkte: „Färberin, du mußt uns noch die fünf anderen Werber nennen!" — Das volle Gesicht der Färberin erglänzte, während sie auf die Frauen umherblickte, die es betraf; sie sagte nach kurzer Pause: „Einer war der Mesner, einer der obere Müller, einer der Drechsler, einer der Krämer, und einer, der Organist Gottlieb, ist gestorben." — „Die Verlogene!" — „Die Prahlerin!" — „Ich will den Meinigen fragen!" „Und ich auch!" „Das erste, das ich höre!" Die übrigen lachten mit der Färberin.

Elftes Hauptstück.

Klagen der frommen Frauen über unfromme Schützen. Die erste Schuld. Der schwarze Mönch.

Martha zischte, und als Stille eintrat, begann sie mit ernstem Gesichte:

Es wär' ein Leichtes, wenn das Schützenwesen nur für den Leib schädlich wäre und nicht auch für die Seele, nur für das Zeitliche und nicht auch für das Ewige." Sie rekapitulierte das bisherige Sündenregister und schilderte die Nachlässigkeiten der Schützen in Ansehung des Kirchenbesuches und der Religions-

übungen. Ihre Rede wurde häufig durch Bestätigungen der Klagen unterbrochen.

Einige Erheiterung in diese düsteren Jeremiaden brachte die Erzählung der Anwaltin von den Wunderlichkeiten ihres Ehegatten. Dieser hatte nämlich die Gewohnheit, beim Abendrosenkranze, während die übrigen nachbeteten, aus seiner Geisteszerstreuung laut aufzureden: Der Wind geht rechts! Mehr ausrücken! — Mitten im Mal muß er sein! — Daß dich! — Um einen ganzen Zoll zu tief! — He, Spielleute, aufgemacht! — Noch einmal herum! — — „Das Mädel, sag' ich, und die Dirn," fuhr die Anwaltin fort, „lachen oft hell auf, und der Rosenkranz kommt ins Stocken und ich habe oft schon gesagt, sag' ich: Vater, besser kein Gebet, als ein solches Gebet! — aber es hilft nichts."

Die Drechslerin bemerkte: „Anwaltin, Ihr sagt uns da keine Neuigkeit. Der Anwalt macht's in der Kirche nicht besser." — — „In der Kirche? Das ist nicht wahr, sag' ich," erwiderte auffahrend die Anwaltin. — „Was? Nicht wahr? Wollt Ihr mich zur Lügnerin machen, Ihr . . . Ihr . . . Du, sag' ich! — Du, hab' ich g'sagt, sag' ich!" — — „Lästerzunge, willst du mich auch noch verleumden? Schon einige haben mir nachgesagt, daß ich immer sage: Sag' ich, — Hab' ich g'sagt, sag' ich; — aber das ist erlogen, sag' ich! Das ist Ehrabschneidung und Verleumdung, sag' ich, und daß das erlogen ist, können mir alle bezeugen, sag' ich!" Die Anwaltin flammte und schäumte; die Frauen lachten.

Judith sprang auf und sprach: „Ja, ja, Frau Anwaltin, wir können Euch alle bezeugen, daß das erlogen ist. Aber hört nun dafür etwas Wahres. Ihr habt Euch da weitläufig beklagt, daß die Schützen so unfromm seien. Ich will Euch nun den Grund davon aufdecken. Der Grund liegt im Ursprunge des Schießwesens und Schützentums, und wenn Ihr mir geneigtes Gehör schenkt, so will ich Euch die merkwürdige Geschichte erzählen."

„Erzähle! Erzähle, Judith!" riefen fast alle.

Lautlose Stille erfolgte; die kleine Judith, auf der Bank stehend, ragte mit dem Köpflein über das Gedränge, und sie begann also:

„Zu Mogunzi war in alten Zeiten ein Mönch; der stand mit dem bösen Feinde im Bunde und nannte sich deshalb Schwarz; es war aber auch sein Habit schwarz und sein Gesicht, und bei den Leuten hieß er der schwarze Mönch. Durch Zauberei trieb er allerlei Künste, die man Schwarzkünste nennt. Im heißesten Sommer machte er plötzlich das Wasser gefrieren, im Winter mußten ihm Rosen blühen und Kirschen reifen. Er schüttelte den Arm und singende Vögel flatterten im Saale umher. Abwesende und Verstorbene, die er zitierte, hörte man plötzlich reden, so daß alle schauderten. Diese Künste schadeten niemanden, außer denen, die sich dadurch verleiten ließen, mit dem bösen Feinde ebenfalls anzubinden. Aber die entsetzlichste, verderblichste Kunst zeigte ihm der Satan erst kurze Zeit vor dem unglückseligen Lebensende. — Die Sache trug sich folgendermaßen zu. Der schwarze Mönch ging eines Nachmittags im Winter über den Markt. Das höllische Feuer brannte schon in seiner Brust; daher lechzte er meistens vor Durst und sehnte sich auch jetzt nach einer Abkühlung. Er geht zu einer Hökerin und sagt: Schenke mir drei Äpfel! — Das böse Weib sieht ihn spöttisch an und reicht ihm einen schimmelichtfaulen Pfundapfel hin. Der Mönch nimmt ihn, schaut das Weib mit Flammenaugen an und schwingt den Apfel nach ihrem Kopfe. Sie schreit und flieht: der Apfel zerplatzt auf ihrem Genicke. Schnell schiebt der Mönch ein kleines Papierpaket unter den warmen Topf, worauf das Weib gesessen, nimmt aus dem Korbe drei Rosmarinäpfel, und gierig anbeißend entfernt er sich langsam. Die Hökerin sendet ihm Verwünschungen, Drohungen nach. Kaum setzt sie sich, so knallt es unter ihr entsetzlich und sie purzelt drei Schritte weit hinaus und der Topf liegt in Trümmern und schwefelichte Rauchwolken qualmen empor. Alle Hökerinnen springen auf und schreien und schlagen die Hände zusammen, und erst nachdem sie vom ersten Schreck sich erholt, eilen sie der Verunglückten zu. Diese richtet sich wie aus dem Grabe ängstlich auf; doch hatte sie weiter keinen Schaden gelitten, als daß der Saum des Kittels ein wenig angebrannt war. Der schwarze Mönch stand noch vor einem Seitengäßchen, grinste herüber, biß in den dritten Apfel und verschwand. Die Hökerinnen schwuren Rache. Sie luden ihn vor Gericht und ver-

langten, daß man ihn einsperre bei Wasser und Brot. Der Richter nahm sich des Mönches an und öffnete ihm allerlei Ausflüchte. Aber der schwarze Mönch geberdete sich gar reumütig und sagte, er wolle sich gern einer Strafe unterziehen, nur nicht in einem gewöhnlichen Gefängnisse, sondern draußen im Drusitürmchen. Dort wolle er drei Tage und Nächte lang ohne Speise und Trank sich einsperren lassen; doch wolle er noch drei Tage vorher sich gütlich tun, auch müsse jede Hökerin am dritten Tage abends eine Stunde lang vor seinem Eintritte einen Korb voll Obst in den Turm stellen. Er rühre nichts davon an; bevor er den Fuß in das Gefängnis setze, können sie alle Körbe wieder herausnehmen, er wolle nur am zurückbleibenden Dufte sich laben. Die Weiber sträubten sich und besorgten einen Betrug. Aber der Richter beredete sie endlich zur Übereinkunft. Das Drusitürmchen stand etwa zweihundert Schritte außer der Stadt, von Heidengräbern umgeben, von Gespenstern besucht, wohl erhalten, aber unbenützt. — Die Hökerinnen stellten wirklich am dritten Abende ihre mit Obst gefüllten Körbe hinein. Der schwarze Mönch trug zum Zeichen der Buße einen Strick um den Hals. Die Weiber wollten ihre Körbe herausholen und schrien dem Bürgermeister zu, daß er nun die eiserne Tür zu öffnen befehle. Der schwarze Mönch sprach: Geduldet nur noch einen Augenblick. Die Stunde ist noch nicht abgelaufen. Damit ich im Turme nicht erfriere, muß ich noch heizen. — Die Volksmenge lachte, den Weibern wurde unheimlich zu Mute. Der schwarze Mönch geht zum Turme hin, legt sich auf den Boden und wühlt Erde hinweg; dann schlägt er Feuer. Die Weiber schrien: Er zündet den Turm an! Unser Obst! Unsere Körbe! — Schon wollten sie auf ihn losstürzen, aber bewaffnete Wächter hielten sie mit Gewalt zurück und der Bürgermeister sagte: Närinnen, wie kann denn die bloße Mauer und das eiserne Türchen brennen? — Der schwarze Mönch legte den Zündstoff in die Öffnung. Plötzlich springt er auf: Ein Drache! Ein feuerspeiender Drache! Flieht! Flieht! — Er selbst lief und alles lief. Nach fünf Minuten kracht es schrecklicher als jeder Donner, und Feuer sprüht auf und das Türmchen fliegt in tausend Trümmern umher und verkohlte Äpfel mit rußigen Bruchstücken der Körbe

fallen aus der Luft. Der Boden zitterte und in ganz Mogunzi klirrten die Fenster. Die Hökerinnen verzweifelten; der schwarze Mönch schob alle Schuld auf den Drachen."

Zwölftes Hauptstück.

Fürchterliches Ende des schwarzen Mönches. Er erscheint und gibt Aufschlüsse.

„Am vierten Tage nach diesem Ereignisse," fuhr Judith fort, „knallte und krachte es auf ähnliche Weise in der Zauberküche des Tausendkünstlers, und das ganze Kloster schien einzustürzen. Man fand in der Küche alle Gläser und Gefäße zertrümmert und ihn selbst kohlschwarz, ohne Leben, zerrissenen Leibes. Die Zeit war abgelaufen und der böse Feind hatte seine Beute geholt. In der Zelle fand man einen halben Sack voll schwarzen Sandes und auf dem Pulte eine Schrift, welche angab, wie man diesen Sand bereite, und welche Künste man damit üben könne: Blitz und Donner lasse sich nachmachen und weder Mauern noch Felsen können der Gewalt dieses Mittels Widerstand leisten. In demselben Kloster wohnte auch ein gottseliger Mönch. Dem kam der schwarze Stoff unheimlich vor, und er riet dringend, ihn in das Feuer zu werfen. Als er kein Gehör fand, fing er an zu beten und sich zu kasteien und beschwor den Geist. Da erschien ihm der schwarze Mönch als Verdammter und mußte ihm alles bekennen: der Satan habe ihm erzählt, in der Hölle sei der Sand schwarz und sobald ein glühender Fuß ihn berühre, knalle er auf und schleudere die Unglücklichen zerrissen in die Höhe. Im Herabfallen werden sie wieder ganz; aber ihr Leiden beginne sogleich von neuem und dauere so immer fort. Da habe er kraft des Vertrages vom Satan die Kunst begehrt, einen solchen Sand zu bereiten. Das sei denn geschehen. Mit solchem Höllensande habe er den Turm in die Luft gesprengt; aber der Satan habe in der Küche den Fuß daran gestreift und habe ihn solchermaßen jämmerlich zu Grunde gerichtet. Das schwarze Pulver in der Zelle sei nichts anderes als künstlich verfertigter Höllensand. Wenn sich diese Schwarzkunst unter den Menschen

verbreite, dann werde dieser Stoff ein Samen des Schreckens und Unheils, wie man bisher nicht gekannt. Städte werden in Schutt verwandelt, ganze Kriegsheere zerfleischt und zerschmettert, der Erdboden durch dieses Übel fast so unglücklich als die Hölle. — Nachdem der Geist dieses gestanden hatte, kehrte er heulend in seinen ewigen Aufenthalt zurück. Der heilige Mönch eröffnete das Vernommene, aber man verlachte ihn als einen Träumer, machte mit dem Funde Versuche und erstaunte über die Wirkungen, und verfertigte nun in Menge solchen höllischen Feuersamen und ersann allerlei Anwendungen für Spiel und Ernst, besonders für den Krieg. Die ganze Erde bekam seitdem eine andere Gestalt; die glückliche alte Zeit reichte bis zu diesem Pulver und seit dessen Einführung hat die neue, unglückliche Zeit angefangen, die Zeit der Keckheit und Neuerung, des Eigennutzes und Hasses, der Grausamkeit und Zerstörung. Ha, wie lacht sich der Satan in die Faust, wenn er über die Erde hinschaut — auf die Kanonen, Bomben, Haubitzen, auf die Pistolen, Musketen, Stutzen, auf die Kriegsheere, auf die Schlachtfelder, auf die Gewalttaten und ihre schauerlichen Folgen: ha, wie lacht und grinst er tückisch, wenn er seinen Höllensand selbst in den christlichen Dörfern erblickt, in jedem Hause, in jeder Hütte, und wenn er sieht, wie dieses Pulver alles, was damit in Berührung kommt, versengend in die Luft sprengt: Väter und Söhne, Weiber und Kinder, Erdenglück und Seelenheil!"

Das Angesicht der kleinen Judith hatte sich während dieser Rede wie das einer Sibylle belebt; das Geisterhafte trug sie mit schauerlich leisem Tone vor; aber dann wurde die Stimme heftig und die Worte brausten dahin, alles mit sich reißend. Die Sprecherin setzte sich auf die Planke und sah sinnend in den Schoß. — Plötzlich bricht ein Sturm des Beifallklatschens aus und Judith wird mit Lobsprüchen überhäuft.

Dreizehntes Hauptstück.

Das Mittel und der Schwur und der Geist.

Martha, in größter Aufregung, ruft: „Wir haben gehört, was das Schützentum ist, wie es alles ruiniert, woher es

stammt! Wollen wir es in unserem Dorfe noch länger dulden, oder endlich einmal gemeinschaftlich angreifen und ausrotten?" — „Ausrotten! Ausrotten! Ausrotten!" — Die Kapelle dröhnte. Martha stemmte die Hände in die Seiten und sprach: „Aber wie stellen wir es nun an? Welches Mittel schlagt ihr vor?" — „Alle Speisen versalzen!" — „Nichts zum Essen geben!" — „Das Haus versperren!" — „Oder die Kammer!" — „Das Pulver netzen!" — „Wasser ins Rohr schütten!" — „Die Stutzen verstecken!" — „Oder verbrennen!" — „Oder zerschlagen!" — „Zerschlagen! Zerschlagen!" — So scholl es wirr durcheinander.

„Nenne du das Mittel!" — „Nenne dein Mittel!" — riefen mehrere.

Martha sprach: „Das einmal ist gewiß: wenn die Schützen keine Stutzen mehr haben, so können sie auch nicht mehr schießen. Also die Stutzen müssen fort!" — „Die Stutzen müssen fort!" — „Sie müssen fort!" — Die Baderin rieb sich hinter den Ohren und sagte: „O weh, da gibt's Schläge!" — „Dagegen weiß ich eben das Mittel!" versetzte Martha rasch und lebhaft. Die Frauen sahen lautlos auf sie hinan, begierig, dieses Mittel zu hören. Martha öffnet endlich den Mund: „Eine jede zertrümmert die Stutzen in ihrem Hause; Rohr und Schloß verstecken wir, den Schaft werfen wir ins Feuer. Einen jeden Mann, der deshalb sein Weib schlägt, überfallen bei Tag oder Nacht unser fünfe oder sechs und peitschen und zerkratzen ihn nach Herzenslust, und so treiben wir's, bis ihm das Schlagen verleidet."

„Juhe!" — „Juhe!" — „Juheisa! Juhe!" — „Wir peitschen einen jeden!" — „Das tun wir!" — „So machen wir's!" — „Das tun wir!" — „So machen wir's!" — „Juheisa! Juhe!"

Martha gibt mit der Hand das Zeichen zur Ruhe und beginnt wieder: „Was nicht schnell geschieht, das geschieht gar nicht. Also frisch ans Werk! Morgen in aller Frühe, wenn die Männer noch schlafen, schleicht ihr davon, nehmt husch den Stutzen von der Wand und eilt damit zum Hackstock und dann zum Ofen."

„Das tun wir!" — „Das tun wir!" —

Die Krämerin hatte, den Kopf wiegend, nachgesonnen, und äußerte nun: „Wär' es denn nicht gescheiter, wir lassen die Stutzen ganz und verstecken sie bloß?" — Martha blickte die Anwaltin an; diese entgegnete der Baderin:

„Was nützen uns die Stutzen? Sollen wir sie etwa verkaufen, sag' ich? Sollen wir das Schützentum bei uns ausrotten und anderswo befördern? Die Männer würden ihre Stutzen bald wieder haben. Die paar Gulden, sag' ich, dürfen wir nicht anschauen. Ich meine also, wie Martha gesagt hat, sag' ich: zerschlagen und verbrennen!"

„Zerschlagen und verbrennen! Zerschlagen und verbrennen!" schrien alle.

Martha hob drei Finger auf und sprach: „Erhebt eure Hand, wie ich, und schwört und sagt mir meine Worte nach: — Ich will" — alle wiederholen: „Ich will" — „kein ehrliches Weib sein" — Judith zog rasch die Hand herab. Die zunächst Stehenden rufen: „Diese da schwört nicht! Die Judith schwört nicht!" — Martha, die drei Finger unverrückt emporhaltend, fragt mit Verwunderung: „Judith, warum schwörst du denn nicht?" — Judith antwortet: „Du sagst: Ich will kein ehrliches Weib sein, — ich aber will ein ehrliches Weib sein und kann also mit euch nicht schwören." — Die Frauen lachten ein wenig; Martha sprach: „Du Närrin, höre nur, was noch folgt und schwöre auf mein Wort." — Judith lächelte und streckte nun wieder die Finger empor, wie alle übrigen. Alle wiederholten einstimmig und feierlich, was Martha vorsagte:

„Ich will — kein ehrliches Weib sein — wenn ich nicht — meines Mannes — oder Sohnes — Stutzen — morgen früh — zerschlage und verbrenne — und jeden Stutzen — zerschlage und verbrenne — so oft ein neuer — in das Haus kommt. — Auch schwöre ich, — daß ich getreulich — mithelfen will — so oft ein Mann — zu peitschen und zu zerkratzen ist — Amen!" —

Die Natur schien zu schaudern bei diesem gemeinschaftlichen Schwur: denn der Tag verdunkelte sich plötzlich und ein gewaltiger Windstoß schlug an die Fenster, daß sie klirrten, und warf Schindeln vom Dache auf die Kreuze und Gräber.

„Hört! Hört!“ rief Martha, „der böse Feind ist erzürnt über unseren heiligen Vorsatz. Nichts in aller Welt soll uns abschrecken! Ich will die erste den Schwur erfüllen. Ich eile jetzt nach Hause und zerschlage und verbrenne heute noch das neugekaufte Gewehr meines Mannes.“ — „Er ist's uns noch schuldig!“ wendete rasch die Schmiedin ein. — — „Närrin,“ entgegnete Martha, „wäre der Stutzen noch in eurem Hause, so müßtest ihn ja du zerschlagen und verbrennen.“ — Die Schmiedin versetzte: „Aber jetzt ist der Stutzen in deinem Hause und zu Grunde richten mußt ihn du; aber uns müßt ihr bezahlen.“ — — „Das sehe ich nicht ein,“ antwortete Martha bestürzt und sah auf die Anwaltin. — Diese richtete sich gravitätisch auf und sprach: „Weil der Stutzen vorhero, sag' ich, gekauft worden ist, so müssen ihn Martha und Isidor bezahlen. Aber weil, sag' ich, der Stutzen doch hätte geopfert werden müssen, so erheischt es Billigkeit, sag' ich, daß die Schmiedin die Hälfte des Preises nachläßt. Wenn ihr mit diesem Schiedsurteil zufrieden seid, sag' ich, so reicht euch die Hände.“ — Wirklich reichten sich beide die Hände. „Bravo! Bravo!“ riefen die Frauen. —

„Auf nun!“ rief Martha: „welche mir zuschauen wollen, mir nach! Wenn mein Hase daheim ist, so ziehe ich ihn erst bei den Ohren beiseite, damit er nichts sieht und uns nicht verraten kann. Also auf nun! Mir nach!“ —

Bei diesen Worten bewegten sich die aufgeschichteten Totenköpfe und rollten polternd übereinander zu Boden und eine Gestalt wird hinter ihnen sichtbar . . . „Jesu Maria!“ — „Jesu Maria!“ — schreien die Frauen wie Verzweifelnde und stürzen todbleich der Tür zu, sich drängend und quetschend. Einige fallen auf den Stufen; die anderen setzen über sie hinweg — Ächzen, Heulen, Wimmern tönt durcheinander; die letzten schlagen die Tür hinter sich zu, ein schreckliches Brüllen schallt aus der Kapelle ihnen nach.

III. Teil.

Erstes Hauptstück.

Kritische Betrachtungen der Schützenweiber und trauriges Schicksal eines Stutzens.

Erst außer dem Friedhofe bleiben die flüchtigen Frauen stehen: blaß, keuchend, zitternd, mit aufgelösten Haaren, mit aufgerissenen, herabgezerrten Kleidern. Die meisten drückten die Hand unter das pochende Herz, andere lehnten sich an die Feldmauer; einige kauerten auf dem Grase. Keine sprach ein Wort, sondern sie lauschten ängstlich nach der Totenkapelle hin; die Mutigsten spähten durch das Eisengitter des Friedhofes.

„Ich höre nichts mehr," sagte endlich eine. — „Ich hör's noch!" — „Ich auch!" — „Ich nicht!" — „Ich auch nicht!" — „Ihr habt euch getäuscht!" — „Jetzt höre ich auch nichts mehr!" — „Ich auch nichts mehr." — „Das war ein Gebrüll!" — „Mir war's gerade hinter den Ohren!" — „Mir auch!" — „Hast du die Gestalt gesehen?" — „Es waren drei!" — „Ich habe nur einen gesehen!" — „Ich auch nur einen!" — „Ich auch!" — „Ich auch nur einen!" — „Die Augen waren feurig." — „Aus dem Munde schossen Flammen." — „Der Leib und der Kopf waren mit Schlangen umwunden." — „Es war der böse Feind!" — „Es war ein Verdammter." — „Nein, es ist eine arme Seele; auf dem Kopfe war ja schon etwas Weißes." — „Und das Gesicht war auch weiß." — „Nun sage man noch einmal, daß es keine Geister gebe!" — „Wir haben's gesehen!" — „Und gehört!" — „Ich kann noch kaum atmen." — „Ich werde krank vor Schrecken." — „Das geschah uns zur Strafe." — „Wir haben den Ort verunehrt." — „Die arme Seele bat uns um Hilfe." — „Vielleicht war's die arme Seele eines Schützen!" — „Das Gespenst glich dem alten Adlerwirte." — „Ich glaube, der Organist war's." — „Ich meinte, der alte Zieler."

So äußerten sich die bebenden Frauen gegenseitig auf dem Kirchplatze.

Martha trat in die Mitte. Ihr Gesicht blutete wieder, denn das Spinnengewebe war im Gedränge abgestreift worden. Sie trocknete sich mit der Rückseite der Schürze die Wange und sagte, noch schwer atmend: „Wir haben nun etwas gesehen, was nicht alle Tage und nicht von allen Leuten gesehen wird. Ich bin auch der Meinung, daß es ein Schütze war" . . . — „Das glaube ich auch!" versetzte die kleine Judith, und umschloß auf einem Baumstamme sitzend den beschädigten Klumpfuß mit beiden Händen. — „Hört Ihr," sprach Martha, „Judith ist auch meiner Meinung, daß es ein Schütze war."

„Ja, ja," erwiderte Judith, „und zwar, wenn ich nicht irre, war's dein Mann Isidor." — Martha zwang sich zum Lachen und sagte: „Oh, oh, welch ein Einfall! Ich wette meine Augen, daß es eine arme Schützenseele ist, die im tiefsten Fegefeuer leiden muß. Sei es, wer immer, wir wollen dafür beten."

„Einen Psalter!" — „Ich bete zwei." — „Ich bete den Kreuzweg dazu." — „Ich lasse eine heilige Messe lesen." — „Ich auch." — „Ich lasse zwei lesen." —

Martha kam wieder zu Worte: „Was wir geschworen, müssen wir halten. Wollt ihr's halten?" — „Wir halten es!" — „Wir halten es!" — „Ich gehe nun heim und vollbringe, was ich versprochen habe. Welche da wollen, können mit mir gehen und zuschauen."

Beiläufig zwölf Frauen begleiteten Martha; die übrigen hatten nicht mehr Muße und zerstreuten sich.

Der Schneider Isidor war weder in der Stube noch sonst irgendwo im Hause zu finden. — „Um so besser!" sagte Martha. Sie hob jetzt den Stutzen vom Pflocke. „Da schaut einmal den schön geschnittenen Schaft! Das zierliche Schloß! Das fein gezogene Rohr!" — — „Mein Mann," bemerkte die Schmiedin, „hat diese Büchse um zwanzig Gulden und zwei Radreife gekauft, vor sieben Jahren um Ostern. Isidor hat den Stutzen um denselben Preis." — „Mein Gott, so muß ich Euch also zehn Gulden bezahlen?" — — „Und einen Reif!" versetzte die Schmiedin. — „Nein, den Reif bezahle ich nicht." — — „Aber Gevatterin, wir sind ja für die Hälfte übereingekommen." — „In sieben Jahren ist der Stutzen

abgenützt worden. Schau nur einmal her; das Rohr ist ja ausgeschossen, der Schaft locker und von bloßem Birnbaumholz: Ich bezahle die Hälfte von dem, was der Stutzen jetzt wert ist. Mein Mann hat keinen Verstand zwischen den Ohren." — — Der Schmiedin wallte Feuerröte über das Gesicht und sie griff nach dem Stutzen: „Dann nehme ich die Büchse zurück!" — „Nimm sie nur, dann hast du gar nichts!" sagte Martha phlegmatisch — — Die Schmiedin erwiderte nach einigem Bedenken: „Wenn doch die Anwaltin da wäre! Weißt du was? Die Anwaltin soll noch einmal einen Ausspruch fällen, und was sie für recht und billig hält, das bezahlst du." — „Topp!" versetzte Martha, die Hand reichend. „Nun kommt!"

Draußen in der Küche legt sie den Stutzen auf den Hackstock und ergreift die Hacke. Ein Seufzer entsteigt ihrer Brust. „Es ist doch völlig schade!" —

„Da seht! Es reut sie!" — „Dann tu' ich's auch nicht!" — „Und ich auch nicht!" setzten alle übrigen bei.

„Was reut mich?" erwiderte Martha mit wildem Blicke und barscher Stimme und schwang die umgekehrte Hacke und unter den Schlägen springt Schaft und Schloß und Rohr auseinander; dann zerhackt sie den Schaft und wirft die Stücke in den Ofen. Rohr und Schloß schiebt sie unter den Herd hinein in die Asche.

Als das Geschäft vollendet war, wusch sie Gesicht und Hände und sagte indessen: „Ich habe nun das Meinige getan; tut ihr nun das Eurige."

„Wir tun es!" — „Wir tun es!" sagten die Frauen, reichten ihr die Hand und entfernten sich.

Zweites Hauptstück.

Selbstgespräche in der Totenkapelle.

Wir lassen Martha nun auch allein und wenden uns zur Totenkapelle zurück. Die verständige Judith hatte wahr gesehen. Ja, er war es, Isidor Haas! — Er hatte der Verabredung gemäß hinter einer Pyramide von Totenköpfen sein Versteck gewählt und die ganze Verschwörung und alle Vor-

würfe und Pläne gehört. Als er nun aber die Gefahr vernahm, in der sein Stutzen schwebte, zuckte er auf, stieß an, und so rollte die Palisade zu Boden. Er erschrak, erholte sich aber bei dem Angstgeschrei der fliehenden Frauen.

Als die letzten über die Treppe krochen, stürzte er nach, schlug die Tür zu und brüllte entsetzlich, um vor ihrer Rückkehr desto sicherer zu sein. Er hörte noch das Geschrei und Geräusch über den Friedhof hin; sehr bald verstummte alles und die innere Stimme sagte ihm: Sie sind fort.

Die Arme übereinanderlegend schreitet er nun in der Kapelle auf und ab, und es entwickelte sich in ihm folgendes Alleingespräch, wie er selbst erzählte: „So fürchterlich war weder Simson noch Goliath, wie ich diesmal war. Aber es brauchte auch Courage, sich hinter Totenschädeln zu verschanzen. Die Toten waren meine Bundesgenossen; sie hielten sich tapfer; doch das Hauptverdienst gebührt immer mir." — Er stellt sich mitten in das Kirchlein, schwellt die Lippen heraus und dreht die Augen über die linke Schulter hin, und spricht: „Ha, sage man mir noch einmal, ich stehe unter dem Pantoffel! Ich, der nicht nur sein Weib, sondern die Frauen des ganzen Dorfes in die schmählichste Flucht getrieben!" Nach einigem Nachdenken über diesen Gedanken schritt er wieder auf und ab; dann lauschte er unter den Fenstern und an der Tür „Sie kehren nicht zurück! Ich bin sicher. Was beginne ich jetzt? Ihnen nachlaufen und meinen Stutzen retten? Vermutlich ist ihnen die Keckheit vergangen. — Wenn aber meine Ehehälfte wirklich bei ihrem Vorhaben verharrt? Was vermag ich allein gegen so viele! Ihre Nägel würden mich zu einem Bartholomäus machen. O mein Stutzen! Mein Stutzen, du bist verloren! — Nein, nein, vielleicht doch nicht! Wenn du mit heiler Haut davonkommst, so verdankst du deine Rettung nur mir, nur mir. Und so auch alle übrigen Stutzen im ganzen Dorfe. Ich bin der Retter des ganzen Schützenbundes. Mein Name wird mit goldenen Buchstaben im Schützenbuche glänzen! — Soll ich nicht wenigstens nach Hause eilen und herumschleichen und nachspähen, was mit meinem Stutzen geschieht? Nein, nein, es ist klüger, ich halte mich fern! — Aber hier, in diesem schaurigen Ort, ist's auch nicht geheuer, bei diesen

hohläugigen Kameraden, welche die Zähne fletschen, als hätten sie Hunger nach mir. — Hunger? Ja, richtig: ich habe selbst Hunger und Durst. Ich eile zum Adlerwirt hinab und lasse mir auf Konto meiner Entdeckung zu essen und zu trinken geben."

Sogleich steigt er, nicht ohne Grauen, über die Schädel und sucht aus dem staubigen Winkel seinen Hut hervor. Während er sich bückt und ihn ergreift, geht ein Stoß durch den hölzernen Oberboden, daß die Bohlen krachen und das Getäfel ächzt. — „Gott sei bei mir! Schutzengel, steh mir bei! Das war ein Geist! Kein Zweifel! Kein Zweifel! Fort! Fort! Fort!"

Er eilt zur Tür und drückt hastig die Klinke. Aber die Zunge des Schlosses schnappt auf und ab, ohne zu öffnen. Er reißt und rüttelt. Vergebens. „Sapperment, habe mich eingesperrt!"

Die Hände arbeiten sich ab, bis sie bluten. Er sieht sich nach einem Werkzeug um und entdeckt ein Stück von einem alten Totenkreuze. Damit hämmert er nun auf das mit dickem Blech überzogene Schloß. Das mürbe Holz bricht und fällt auseinander; das Metall bleibt unverrückt. — „Es geht nicht; Sapperment, es geht nicht. Puh — also hier übernachten?"

Er läßt den Rest seines Klöpfels fallen, ringt die Hände über die Stirn und wirft sie flach auf das Angesicht. Der Mund, von den Handwurzeln zusammengepreßt, öffnet sich nach einiger Zeit und spricht mit gequetschter Stimme: „Es geschieht mir ganz recht. Warum war ich so vermessen und gottlos, hinter den geheiligten Gebeinen der Dahingeschiedenen mich zu verstecken? Die armen Seelen haben mich zu ihrem Gefangenen gemacht. Gott sei mir gnädig! Wenn mir nur nichts zuleid geschieht!" Endlich die Hände von den Augen hebend, schaut er gegen die Schädel hin. „Ich will die ehrsamen Köpfe wieder aufschichten und mit Weihbrunn besprengen. Doch nein — meine freventlichen Hände sind unwürdig, sie zu berühren. Ich bleibe hier, so weit von ihnen als möglich . . . Erst will ich noch mich segnen."

Er bespritzt sich wohl fünfzigmal mit Weihwasser und bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuze. Dann zieht er den Rosenkranz heraus, knöpft die Weste auf und kehrt das Skapulir

hervor und schleicht, sich duckend, rechts von der Tür in den Winkel. Dort kniet er nieder und stammelt: „Pardon, arme Seelen! Pardon! Ich will jetzt für euch beten, wie ich meiner Lebtage noch nie gebetet habe, wie kein Mensch für euch betet. Wir sind gut Freund, arme Seelen, gut Freund. Seht nur und hört! Jetzt will ich anfangen."

Wirklich betete er, bald leise, bald laut, nicht wissend, was gescheiter. Bei jedem Windstoße zuckt er auf und sieht sich beklommen um.

Es wird immer dunkler und endlich Nacht. Des Kniens müde kauert er, nickt in Bälde und schläft ein. —

Drittes Hauptstück.

Isidor Haas wird vermißt und endlich gefunden.

Martha kochte das Nachtessen, aber Isidor kam nicht. Sie trat wohl dreißigmal vor die Tür und spähte umher. Sie fragte bei den Nachbarinnen, zuletzt im Wirtshause. Nirgends eine Spur. Sie sucht ihre steigende Unruhe durch den Gedanken zu beschwichtigen, er sei wohl etwa den Schützen entgegengegangen. Sie wärmte das erkältete Griesmus und die Einbrennsuppe und aß allein. Hierauf reinigte sie die Geschirre, löschte das Feuer aus und ging auf Besuch zur Gevatterin.

Um neun Uhr kehrte sie nach Hause und fand noch nicht den Ehegemahl. — „Wo mag er sein? Ist ihm ein Unglück zugestoßen? Hat er, wie er mir oft gedroht, sich ein Leid angetan? Dazu hätte er den Mut nicht. O, er ist sicher bei den Schützen! Er soll mir's büßen!"

Jetzt langt sie den großen Noster mit den Holzkugeln vom Nagel herab und betet den Abendrosenkranz und gedenkt der armen Seele, welche erschienen. — „Ha, wenn's mein Isidor gewesen! Judith, Judith, wenn du recht gesehen!" Die Angst ließ sie nicht mehr knien; sie rafft sich auf, und mit dem Noster in der Hand, geht sie unruhig hin und her: „Wenn er tot wäre! Wenn es seine Seele war!"

Sie legt den Noster auf die Bank und begibt sich vor die Haustür und steht und lauscht und schaut, der nächtlichen Kühle nicht achtend.

Erst um elf Uhr kommen die Schützen. Sie eilt ihnen zu, späht in die Schar hinein und fragt ängstlich: „Ist mein Isidor nicht bei euch?"

„Dein Isidor? Wir haben ihn seit der Frühmesse nicht mehr gesehen." — „Nicht gesehen? Nicht gesehen? In Gottesnamen, wo ist er denn?" Ihr Herz pochte und Tränen brachen hervor. — — „Was hast du denn wieder mit ihm getrieben?" fragte der Drechsler. — „Nichts! Nichts! Gewiß nichts! Gott ist mein Zeuge! Nichts! Gewiß nichts!" — — „Du hast's ihm verwehrt, mit uns zu gehen." — „Nein! nein! Er ist freiwillig geblieben! O Gott, o Gott, wo mag er sein? Ich suchte schon überall!" — — „Es ist kein Wunder, wenn er dir davonlief oder gar sich erhängte." — Martha zitterte und mit gefalteten Händen bat sie: „Ich bitte euch — um Gotteswillen . . . helft mir . . . ihn suchen!" Das Schluchzen hemmte die Stimme. — Der Adlerwirt erwiderte: „Bleibe du nur zu Hause: wir wollen nachsehen. Sei aber in Zukunft friedlicher mit ihm!" — „O gewiß! gewiß! O, mein Isidor! Mein Isidor!"

Solchen Jammer vor sich hinwimmernd ging sie in ihr Häuschen zurück.

Der Adlerwirt sagte zu den Schützen: „Vermutlich hat er sich in meinem Hause versteckt, um uns die bewußte Nachricht mitzuteilen. Ich bin doch neugierig! Kommt, laßt uns sehen." — Die meisten Schützen folgten ihm. Alle stutzten, als von Isidor Haas nichts zu sehen war und nichts zu hören.

Als die Adlerwirtin von der Sendung des vermißten Schneiderleins hörte, sagte sie: „Lieber Franz, schicke doch den Knecht zum Beinhause hinauf; es könnte leicht sein, daß die Frauen die Tür zuschlugen und das Schloß abging. Schon öfter wurden ja Leute in der Kapelle eingesperrt und ich habe dich oft gebeten, das Schloß doch einmal ausbessern zu lassen."

Der Knecht nahm eine Laterne und ging. Die Schützen schlürften den Schlaftrunk aus und begaben sich nach Hause. Auch die Wirtin zog sich in die Schlafkammer zurück. Der Wirt spazierte allein in der Gaststube auf und ab, neugierig auf den Erfolg. —

Der Knecht fand wirklich die Tür des Beinhauses, welche

der Mesner sonst offen ließ, geschlossen. Er ruft: „Dores! Dores!" Keine Antwort. Wie das heftige Sausen des Windes pausiert, legt er das Ohr an das Schlüsselloch und deutlich genug vernimmt er ein dumpfes Schnarchen. Sogleich eilt er zum Mesner und entlehnt den Schlüssel. Während nun das Schloß knarrt, erwacht der Schneider. „Martha, was ist . . ." — Doch den Kopf an die Bank stoßend und beim Herumtasten den Rosenkranz aufgreifend, kommt er zur Besinnung, wo er sich befinde.

Die Tür öffnet sich und das Licht der Laterne strahlt herein. „Hu hu hu! Alle guten Geister loben Gott!" ruft Isidor auf den Knien, die Hände faltend, an allen Gliedern zitternd, todbleich, von Angstschweiß überronnen.

Der Knecht hält die Laterne dorthin, woher die Stimme tönte. „Haben dich die Frauen eingesperrt, Dores?" — Dieser wirft flüchtige Blicke auf ihn und schlägt scheu das Auge nieder. Da jener lacht, wächst ihm die Zuversicht: „Ach, bist du es, Michl?" sagt er mit schwacher Stimme und schaut ihn nun sicher an. — „Jetzt geh nur; du hattest da kein gutes Nachtquartier. Haben die Frauen dich eingesperrt?" — „Nein, nein," antwortete Isidor geheimnisvoll: „die armen Seelen."

„Der arme Mann ist verrückt!" sagt der Knecht kopfschüttelnd zu sich selbst. Er reicht ihm die Hand, richtet ihn auf und zieht ihn hervor. Isidor küßt wiederholt das Skapulier und das Rosterkreuz; der Knecht hebt indessen den Hut unter der Bank hervor und hängt ihn dem Schneiderlein nachdrücklich auf die Hand; dann faßt er ihn beim Arme und zieht ihn über die steinernen Stufen empor. Über den Gottesacker hin schmiegt sich Isidor bang an seinen Retter und schlägt ohne Unterlaß das Kreuz über Gesicht und Brust.

Erst draußen auf dem Kirchplatze atmet er freier, wie einer, der eine schwere Bürde eben niedergelegt. „Gott sei Dank," flüstert er, „wir sind jetzt außer dem Bannkreise der Geister." Doch von neuem zieht er sich ängstlich zusammen, als die Hammerschläge schauerlich vom Turm dröhnen. „Sapperlot, schon zwölf Uhr!" sagt der Knecht und schleppt den sich einhängenden Isidor mit sich fort.

Nach geraumer Pause sagt der Schneider: „Was wird

meine Martha sagen über mein langes Außenbleiben?" — „Sie suchte dich im ganzen Dorfe und weint und wehklagt." — — „O, du gute, liebe Martha!" — „Der Wirt wünscht dich noch zu sprechen." —

Bei diesen Worten fährt Isidor auf und reißt sich los: „Der Wirt! Der Wirt! Sapperment, hätte nun bald die Hauptsache vergessen! Meine Entdeckung! O meine Entdeckung! Zum Wirt! Nur schnell!" — „Welche Entdeckung?" — — „Eine ungeheure, höchst wichtige Entdeckung!"

Das Schneiderlein eilte zuerst voraus; weil er aber im Dunkel mehrmals strauchelte, hieß er den Knecht mit der Laterne vorgehen und trat ihm schier die Fersen ab. Denn es war ein schmaler Feldweg. —

Viertes Hauptstück.

Lebensgefahr der Schützen. Feuerlärm und häusliches Echo.

Der Wirt ruft unter der Haustür entgegen: „Hast du ihn?"

Isidor stürzt auf ihn zu und ruft keuchend: „O, eine Entdeckung, Wirt! Eine Entdeckung!" Der Wirt heißt ihn in die Stube gehen und holt ihm ein Stück kalten Braten nebst einer Flasche Wein. Doch Isidor eilt zu ihm in die Küche und beginnt seine Erzählung und setzt sie beim Hereingehen fort. Erst Speise und Trank unterbrechen auf Augenblicke den Redefluß.

Der Wirt erstaunt über den kecken Plan der Frauen. Um sich vollkommene Gewißheit zu verschaffen, unterrichtet er den Knecht und schickt ihn zu Martha. —

Diese betete indessen unter fort und fort fließenden Tränen um die Wiederfindung des Gatten. Sie bemerkt ein nahendes Licht und eilt entgegen: „Isidor! Mein Isidor! — Oh du, Michl? — Ist er gefunden? Ha, er ist tot! Ist er ertrunken?" — — „Ertrunken ist er nicht, aber er trinkt." — „Er lebt! Er lebt! Denn wenn er trinkt, lebt er ja! Er lebt also! Er lebt!" — — „Er will seinen Stutzen und nur mit diesem will er heimkehren, sonst aber nicht." — „Was? Seinen Stutzen?

Der Schlingel! So lang im Wirtshaus? Sich dort verstecken? Und ich solche Angst? Ich will ihm den Stutzen!"

Der Knecht war unter diesem Batteriefeuer unaufhaltsam vorgedrungen und in die Stube getreten. Er sucht die Büchse vergebens. „Wo ist der Stutzen?" ruft er jetzt barsch: „Ich sage dir, Martha, du wirst es bitter bereuen, wenn du den Stutzen nicht sogleich auslieferst." — „Ich den Stutzen ausliefern? Was geht mich der Stutzen an! Und dich geht er noch weniger an, du Ruhestörer! du Polterer! du Grobian! Fort aus meinem Hause! Pack dich!"

Der gutmütige Michl fand es rätlich, das Feld zu räumen. Sein Rückzug wurde noch durch die ganze Tragweite des Geschosses bestrichen.

Dem Adlerwirt, der inzwischen den Entdecker noch vollends ausgeholt hatte, blieb nun kein Zweifel mehr übrig, daß die spaßhafte Sache eine ernste Seite habe. Mit den Fingern schnalzend ging er rasch auf und ab und rief: „Die kecken Weiber! Die verzweifelten Weiber! Die rasenden Weiber! — Wir müssen handeln — schnell — heute noch — sonst ist es um die meisten Stutzen geschehen!"

Hastig wirft er den Mantel um, ergreift den Hut und zieht, Order erteilend, den Isidor und den Hausknecht mit sich fort. Sie trennen sich nach drei Richtungen und ein jeder pocht beim ersten Schützenhause und ruft den Mann beim Namen. Überall treten die Frauen an das Fenster. „Der Mann! Der Mann!" — „Der schlief ja erst vor einer halben Stunde ein. Was ist denn?" — — „Etwas höchst Wichtiges! He, Jochl!" — „Barthl, auf! auf!" — „Seppl! Seppl! Seppl!" — Die Frauen besorgten einen Verrat, schlugen die Fenster zu und beruhigten ihre Männer.

Um so heftiger pochten und schrien die drei. Alle Häuser ringsum werden unruhig, Lichter glänzen auf und man ruft aus den Fenstern: „Ist Feuer? Wo brennt es?" Der Nachtwächter stürzt mit der Hellebarde herbei, und als er vom Adlerwirt die Ursache des Getöses vernimmt, ruft er ebenfalls und stößt bald den Schaft, bald die Spitze an die Tür. Sie drohen die Fenster einzuwerfen, wenn der Mann sich nicht zeige. Auch die beiden anderen ließen nicht nach.

Endlich treten die Männer denn doch hervor und auf das nachdrücklichste Geheiß werfen sie sich in das nötigste Kleid und eilen hinab. Mit Erstaunen hören sie die Neuigkeit und schließen sich dem Weckgeschäfte an.

Das Poltern und Schreien schallt immer mehrseitiger und die Aufregung wird allgemein. „Feuer! Feuer!" schallt es aus Häusern und von der Gasse. Schon wimmelt diese von Leuten. Männer stürzen ohne Jacke und Strumpf heran, Frauen und Mägde im Unterrock; Kinder in bloßen Hemden weinen an den Fenstern und unter den Türen. — „Feuer! Feuer!" — — „Wo brennt es? Wo ist das Feuer?" — „Es brennt ja nicht! Es brennt nicht!" — „Feuer! Feuer! Auf! Feuer!"

Das Geschrei und die Verwirrung wird immer größer. Die Unterrichteten vermögen den Sturm nicht mehr zu beschwören, besonders da jetzt die Glocke anschlägt und in schauerlichen Klängen Brand verkündet und nach Hilfe ruft. — „Feuer! Feuer!" hallt es von allen Seiten durch das Dunkel, und fragend und suchend rennen die Leute im Dunkel hin und her. Auf ein falsches Gerede dringt ein Haufe in das Bäckerhaus und wirft dort in der finsteren Küche die aufgelegten Teiglaibe herab und zertritt sie. Der Meister kam zu spät dazu und riß sich schier die Haare aus.

Jetzt rollt sogar, von Männern und Frauen gezogen, die neu gekaufte Feuerspritze über die gepflasterte Gasse und die Menge drängt sich nach mit Schäffern und Kübeln. Jedoch die Lenker der Spritze rufen selbst: „Wo ist das Feuer? Wo brennt es?" — „Hier im Schneiderhause!" ruft der Drechsler. „Richtet den Wasserstrahl auf den Schornstein."

„Im Schneiderhause! Im Schneiderhause brennt es!" schreien viele und dieses Gerücht fliegt durch das Dorf und alles drängt heran. Die Kübel stoßen in den nahen Brunnen, sie eilen durch die Reihe, die Männer pumpen, der Wasserbogen steigt und stürzt hinab in die bezeichnete Mündung. Die Sturmglocke schlägt wieder heftiger an und Gedränge und Getöse umwogt das Häuschen.

Martha reißt das Fenster auf und schreit: „Hier brennt es ja nicht! Laßt ab! Hier brennt es nicht! Ihr Narren! Das Haus wird ja voll Wasser! Ihr Tölpel! Laßt ab! Hört auf!"

Schäumend vor Wut holt sie Scheiter und schleudert sie auf die Männer, welche, durch Zurufe aufgemuntert, von neuem zu pumpen begonnen hatten. Mehrere waren in das Haus gedrungen und riefen aus den Fenstern: „Es brennt nicht! Hier brennt es wirklich nicht!“

Die Leute stritten sich jetzt, ob man die Sache vertusche, oder ob es wirklich gar nicht gebrannt habe, und hier brummend, dort lachend zerstreuten sie sich.

Die Gasse war bald wieder öde, die Lichter loschen aus und nächtliche Stille kehrte zurück, als wäre nichts vorgefallen.

Nur im Innern der Häuser herrschte noch Unruhe. Das Vorhaben der Frauen war entdeckt; die Vorwürfe brachen jetzt los; da und dort kam es zu Tätlichkeiten. Mehrere jagten die Gattinnen aus der Kammer und lehnten den Stutzen an das Bett; doch gutmütige, heitere Männer nahmen die ganze Verschwörung als einen ergötzlichen Spaß und neckten bloß durch witzige Stichwörter die beschämten Verschwörerinnen. —

Fünftes Hauptstück.

Zwei Bruchstücke der Schützenpredigt.

Am nächsten Morgen bemühte sich Martha vergebens den Ofen zu heizen. Das Wasser hatte alles überschwemmt. Auch die Küche glich einem Schiffe nach dem Sturm. Der Schneider Isidor hatte klüglich die Einladung des Adlerwirts angenommen und brachte bei diesem den kurzen Rest der Nacht zu.

Das Geläute zum Gottesdienst setzte das ganze Dorf heute in Bewegung, wie an einem Sonntage. Denn man wollte sich mitteilen oder andere hören. Die Frauen klagten sich gegenseitig ihre Unbilden und verwünschten den tückischen Isidor. Die Männer triumphierten und spotteten. So begaben sich die Leute in die Kirche.

Bevor der greise Pfarrer das Weihwasser sprengte, wendete er sich, den Wedel in der Hand, vor dem Kommuniongitter gegen das Volk und sprach: „Die ehrsamen Schützen sowie deren christlichen Ehegattinnen und Mütter wollen noch in der Kirche verbleiben, sintemal ich einige Worte an euch zu reden

habe. Die übrigen sollen sich sämtlich entfernen und die Tür wird abgeschlossen." —

Das Schneiderlein hatte seine Ehehälfte sogleich beim Eintritt ausgespäht und ihr gegenüber Platz genommen. Als er bemerkte, daß sie auf ihn herüberschielte, nickte und blinzelte er freundlich; sie aber zuckte ungeduldig den Kopf zurück und wendete die Augen ab.

Als nun nach der Aussprengung des Weihwassers die Schulkinder, die Töchter und Mägde, einige Jünglinge, Greise und Altmütter sich entfernten, verließ auch Martha den Stuhl, um sich den Weggehenden anzuschließen. Da springt Isidor auf sie zu und ergreift sie beim Ärmel: „He, Martha! Halt, du mußt bleiben! Du bist ja die Ehegattin eines ehrsamen Schützen!" — „Du wohl ein Schütze!" versetzte sie mit verbissenem Zorn. — „Ich bin einrolliert! Bin ein Mitglied des Bundes! Du mußt halten!" — Während sie miteinander mitten in der Kirche stritten, schloß der Mesner den Flügel der Pforte und Martha mußte sich wider Willen bequemen, bei den Schützenfrauen zu bleiben. Sie sonderte sich jedoch von allen ab und kniete in der hintersten Bank.

Schon stand der Pfarrer auf der Kanzel. Sein eigenhändiges Predigtkonzept befand sich als Anhang zur Erzählung in der Chronik des Schullehrers. Leider kann ich nur zwei Bruchstücke davon mitteilen: ich ändere daran weder Buchstaben noch Beistrich, und ersetze nur den Ausfall wenigstens im wesentlichsten durch die Berichte der ergrauten Zuhörer, welche sich keine Predigt so tief eingeprägt, als diese.

„Vorspruch: Posuit me quasi signum at sagittam. Thren. 3.

„Er hat mich seinem Pfeill zum Zihl gesetzt.

Eingang.

„Zu den ältesten Sachen und Geschäfften der Weld gehört das Schüssen, was maaßen schon Kain der Erstgeporne der ersten Eltern von Lamech ist erschossen worden. Sintemal aber in alten Zeiten nicht mit Kugelbixen, sondern mit Pfeillpogen geschossen worden, so lesen wir in den Klageliedern auch von Gott: Er hat mich seinem Pfeill zum Zihl gesetzt. — Ja, der Allmächtige

ist der allerbeste Schütz und haltet immer dar in seiner Hand einen gespannten Pogen und verlanget nit anderst als mit dem Pfeill der Liebe und seiner Gnaden unsere Hertzen zu treffen, dahero begehrt er durch den weisen Mann von uns das Hertz, praebe fili mi, cor tuum mihi, Prov. 23: Mein Kindt, mache mir dein Hertz zu einem Zihl und Centro.

„Mit diesen Liebs-Pfeillen möchte ich nun heute euer Hertz treffen, daß ihr empfündet und ausrüffet: Sagittae tuae infixae sunt mihi: deine Pfeill, o höchster Gott stecken in mir. Dann werdet ihr nimmermehr Tag und Nacht prennende Pfeill der Zwiethracht auf einander abschützen, sondern lauter Pfeille der Eintracht, wie der Poet schreibt:

Sume meas sumamque tuas mea vita sagittas
Non aliter noster conciliatur amor:

Unserer seyn zween, die wir da stehen, Wir müssen uns vergleichen,
Ich schieß auf dich und du auf mich, Keiner soll dem andern weichen.

„Damit ihr nun aber die Pfeill des Hasses wegwerffet, und Pfeill der Liebe aufleget, so will ich . . ."

Leider endet hier das erste Bruchstück. Die alten Männer sagten, der Pfarrer habe dann einen gegenseitigen Vergleich vorgeschlagen und dringend anbefohlen: beide Teile sollten zurückkehren zu Recht und Billigkeit. Mit väterlichem Ernste habe er den Schützen an das Herz geredet. Er sei auch Schütze gewesen bis in sein fünfundsechzigstes Jahr und in drei Bündnissen gestanden; aber arge Mißbräuche habe man zu seiner Zeit nirgends gesehen und man hätte sie auch nicht geduldet. Die Pflicht hatte überall den Vortritt vor der Unterhaltung. Über Ausgabe und Einnahme wurde genaue Rechnung geführt und gewissenhaft erwogen, ob das Hauswesen wohl keinen übermäßigen Schaden leide. Solche, bei denen dies der Fall war, traten aus. Die Schützenehre galt als besonderer Antrieb zu Ordnung und Anstand in Worten und Handlungen: Trunkenbolde und Zänker, Müßiggänger und Taugenichtse waren in allen drei Bündnissen nicht zu finden. Auch die Frömmigkeit litt keinen Abbruch, vielmehr beherrschte sie, so wie das übrige Tun und Lassen, auch dieses ehrsame Spiel. Gebete und

fromme Gelübde gingen dem Schießen voran; ein Teil des Gewinnes floß gar oft den Armen zu oder in den Opferstock; die schönsten Kränze legte man dem Christkindlein und der Muttergottes auf das Haupt, oder in die Hände oder zu Füßen; die prächtigsten Fähnlein hängte man hinter Altären auf oder man opferte ihre Seidenstoffe und Goldborten zum Kirchenschmuck. Damals hörte man aber auch keine Klagen über die Schützen weder von der Geistlichkeit noch von den Müttern und Ehegattinnen. — Wenn die jetzigen Hausmütter bloß gegen die eingeschlichenen Mißbräuche Klage führen, so könne er dies nicht mißbilligen; wollten sie aber das ganze Schützentum abstellen, so hieße dies das Kind mit dem Bade verschütten. Der Pfarrer habe nun eine feurige und gelehrte Lobrede auf das Schützenwesen gehalten und allerlei Rühmliches erzählt aus alten und neuen Zeiten. — Hieher gehört also das zweite Fragment:

„Wunderliche Sachen leset man von kunstreichen und erfahrnisten Schützen. Alkon, ein kretensischer Bürger, wäre ein so vollkommener Schütz, daß er ein grosse Schlangen (die sich umb sein schlaffendes Söhnlein dreymahl umb den Leib gewicklet) durchgeschossen, ohne deme er das schlaffende Kind berühret und verletzet; Domitianus der Kayser hat so künstlich die Pfeill von dem Pogen abgeschossen, daß er nichts mit dem Aug' angesehen, welches er nit mit dem Pfeill getroffen: Commodus hat ihme das Geflügel allezeit in den Lufft auftreiben lassen, und bißweilen zwey oder drei Vögel mit einem Pfeill zugleich durchgeschossen. Die Inwohner der Ballearischen Insulen richten ihr Jugend auf das Schüssen dergestalten ab, daß die Kinder kein Speiß genießen, welche sie nit zuvor mit dem Pfeill getroffen. Von den Gabonitern bezeugt die Heilige Schrifft, daß sie so meisterliche Pfeill-Schützen geweſt, daß sie auch ein Haar nit verfehlet haben. Aber welche seynd in neuerer Zeit die berühmtesten Schützen in der Weld? Ihr dürfet sie weder in Asia suchen, noch in Affrika, noch in dem neu entdeckten Amerika; weder in Türkei und Rußland noch in Engelland und Frankreich, weder in Hispania noch im Wälschland, weder in Hungaria noch in Böheim; kurzum, nirgends anderswo, als auf dem Poden, den wir betretten und bewohnen, nirgends

als in Thyrol! Die Thyroler, unsere Vorfahren und Landsleute, diese eure Männer und Söhne da und ihres Gleichen — diese seynd die böſten und renommirteſten Scharpfſchützen der Weld!"

Sechſtes Hauptſtück.

Vergangenheit und Zukunft. Verſöhnung und Erfüllung.

Hier bricht das Manuſkript ſchon wieder ab. Nach dem Berichte der Greiſe erzählte der Pfarrer, wieviel die Tirolerſchützen bei Feldherren und Monarchen gegolten, wie ſie mit ihren Stutzen bei jeder Gelegenheit ſich hervorgetan in Spiel und Ernſt: mit beſonderer Lebhaftigkeit ſchilderte er die Verdienſte der Schützen im Bayernrummel des Jahres 1703, unter deſſen Donner und Getöſe er ſelbſt geboren worden. Hebe man das Schützentum auf oder laſſe man es in Abnahme kommen, dann erlöſche der Ruhm des Landes, dann ſei abgeſchnitten der Nerv des Volkes, dann ſinke Tirol herab zu einer dunkeln Provinz, und Religion, Verfaſſung, Freiheit und Eigentum ſei der Macht des Zufalles preisgegeben. — Zuletzt ſei aber eine Szene erfolgt, welche die alten Männer für das Merkwürdigſte hielten von allem, was ſie je erlebten. Der ehrwürdige Greis habe nämlich geſagt: „So ſtand es mit dem Schützentum zur Zeit unſerer Väter und noch zu meiner Zeit; aber wie wird es ſich mit dem Schützentum in der Zukunft verhalten?" — Jetzt legte er beide Hände auf das Antlitz und ſtand gebückt und ſchwieg eine geraume Zeit. Die Zuhörer atmeten kaum aus dem offenen Munde; ſo ſehr waren ſie geſpannt. Endlich löſte er die Hände vom Angeſicht und faltet ſie gegen Himmel, eben dorthin die tränenvollen Augen erhebend. Dann ſenkt er langſam Haupt und Hände, ſchaut mit Wehmut und Liebe auf die Schützen herab, fährt dann plötzlich wieder auf und ſpricht:

„Hört, liebe Söhne! Zeiten, wie noch keine geweſen, ſind im Anzuge. Unter dem Hufſchlage der Roſſe werden Länder zittern und Städte werden einſtürzen unter dem Donner der Kanonen; der Krieg wird die Menſchen abmähen wie Gras,

und Flüsse werden rot dahinwellen vom Blute. Auch in unser Vaterland werden rasselnde Kriegsheere einbrechen; Weiber und Kinder flüchten sich auf die höchsten Alpen und in Berghöhlen. Aber durch das Land erschallt der Ruf: Schützen, auf! Für Gott, für Kaiser und Vaterland! — Und unter diesen Schützen werdet ihr selbst stehen! Die nämlichen Stutzen, womit ihr jetzt auf die Scheiben zielet, werden auf die Feinde blitzen! Entweihet sie also durch keinen Mißbrauch! Dasselbe Herz, das jetzt sich am ehrsamen Spiel erheitert, wird sich mutig allen Drohungen, allen Gefahren und dem Tode selbst entgegensetzen! Entheiligt also dieses Herz mit keiner Sünde! Bleibt zwar eifrige, aber auch christliche Schützen! Nur durch solche will Gott unser Vaterland retten. Wollt ihr von heute an mit neuem Eifer solche Schützen sein und bleiben? Gebt mir Antwort hier vor dem Altare und vor den Bildern so vieler Heiligen!"

„Ja, wir wollen es!" antworteten aufstehend alle Schützen mit dumpfer Stimme und heiße Tränen rollten den meisten über die Wangen.

„Und ihr, christliche Hausmütter, habt Geduld mit den menschlichen Schwachheiten eurer Männer, wenn sie dann und wann in minder wichtigen Stücken ihre guten Vorsätze vergessen: Laßt euch ein kleines Opfer nicht gereuen und ertragt die geringen Beschwerden, die das Schützentum jetzt nach sich zieht; denn ich sage euch, die Schützen werden für euch und eure Kinder weit Schwereres aushalten: sie werden Hunger und Durst leiden, über Bäche waten und über Felsen klettern, im Kugelregen stehen und sich auf feindliche Bajonette stürzen; sie werden die letzte Kraft anstrengen und weder Wunden noch Ketten scheuen, noch den Tod. Ihr werdet dann wünschen, daß doch alle Männer Tirols gute Schützen wären; ihr werdet die braven Scharfschützen mit Verehrung und Dank anschauen; ihr werdet euren Rettern mit Blumen die Stutzen umwinden, oder — die Gräber bestreuen. Wollt ihr meine Ermahnung befolgen und das Schützentum schon jetzt in Ehren halten? Gebt mir Antwort!"

Die Weiber standen auf und erwiderten schluchzend: „Ja, wir wollen es!"

„Wohlan, so verlaßt die Bänke und tretet in den Gang hervor. Der Ehegatte ergreife die Hand seines Weibes, der Sohn die Hand der Mutter."

Es geschah unter lautem Schluchzen. Nur dem Isidor hüpfte fröhlich das Herz, als ihm Martha die Hand reichte, obgleich mit abgewandtem Gesicht.

„Kniet jetzt nieder!" — Es geschieht. Der Pfarrer spricht über alle den Segen und setzt bei: „Nun ziehet hin im heiligen Frieden!" —

Beide Torflügel rauschen auf und paarweise wandeln die Schützen und Mütter aus der Kirche, sich die Augen trocknend, kaum ein Wort sprechend. —

Für den Schneider Isidor bezahlten die Schützen die Schuld beim Schmiede gegen Auslieferung der Überbleibsel. Auch wurde ihm das Recht zuerkannt, ohne Entgelt dem Schützenmahl alljährlich am Sebastianitag beizuwohnen. Dagegen rieten sie ihm, der Kurzsichtigkeit wegen vom Scheibenschießen abzulassen, worin er sich erst fügte, als er sich durch eine Menge Fehlschüsse von der Änderung seiner Konstellation überzeugte.

Martha war mit dem Benehmen der Schützen und mit dem Rücktritte ihres Ehegatten von Herzen zufrieden. In das Schneiderhäuschen kehrte die vorige Eintracht wieder, und nur wenn Martha in plötzlicher Aufwallung zu gebieterisch wurde, legte Isidor Nadel und Zeug beiseite, stand auf und erinnerte sie an die Tage seiner Kraft und seines Glanzes.

Auch im Dorfe wohnte der liebe Frieden. Die Männer und die Frauen wetteiferten in der Befolgung der heilsamen und rührenden Predigt. — Im halben Lande wurde zwar über die Verschwörung der Schützenfrauen und über den nächtlichen Feuerlärm gelacht. Die Schützen von N. wurden auch auf allen auswärtigen Schießstätten geneckt und aufgezogen. — Aber wer immer die schöne Wendung der Dinge vernahm, gab in seiner Brust nach dem leichtsinnigen Scherze dem Ernst Raum und der Achtung.

Noch in demselben Jahre starb der Pfarrer. Die meisten, welche seine Predigt angehört, erlebten die Zeiten des Weltkrieges. Die Stutzen von N. wurden dem Feinde verderblich und fürchterlich. Martha ging sogar mit dem Plane um, sich

und eine Schar mutiger Frauen mit Büchsen zu bewaffnen. Aber die klumpfüßige Judith machte ihren Antrag so lächerlich, daß jene selbst vom Vorhaben abstand. Um so eifriger waren die Frauen, die Scharfschützen mit Kleidung und Geld auszustatten, mit Speise und Trank zu versorgen, für ihr Waffenglück zu beten und in den heimatlichen Arbeiten ihren Abgang zu ersetzen. Als dann die tapferen Schützen zwar siegreich, aber erschöpft nach Hause kamen, da wischten ihnen die Gattinnen den Schweiß von der Stirn, küßten die rettenden Stutzen und sagten:

„Mein Gott, wie ist doch alles so wundersam eingetroffen, was der alte Herr uns vorausgesagt!“ —

Die Hochzeitfahrt.

Eine geschichtliche Novelle.

„Der Heilige Vater soll leben!"

Also rief der Kurat Stephan Krismer in See am Schlusse des Mittagmahles, und stieß mit dem Kooperator das volle Glas an. „He, Jana, schenk' uns zusammen noch eine Halbe ein — dem Faschingsonntag zu Ehren!"

Jana, die Schwester und Wirtschafterin des Kuraten, war eben mit einem Briefe eingetreten und überreichte ihn ihrem Bruder. „Woher dieser Brief?" — „Der Schmied hat ihn gerade von Landeck gebracht." Sie nimmt die leere Flasche, um sie im Keller von neuem zu füllen.

„Das ist ja die Schrift des Brennbühler Müllers. Was mag etwa vorgefallen sein?" Während dieser Worte öffnete er den Brief und begann ihn laut zu lesen: „Lieber Herr Stephan! Lang war's geladen; nun geht der Schuß los." — „Was tausend, greifen sie schon wieder an?" — „Mit meiner Pfeife komm' ich nicht mehr zum Herde; die ganze Küche ist mit Weibsleuten, Torten und Würsten angefüllt. Mit Gottes Segen wird's ein glückliches Paar." — „Ja so! Geht's da hinaus? Meine geistliche Braut, die Hanne, hat einen anderen Bräutigam." — „Am Faschingmontag werden sie kopuliert." — — „Was? am Faschingmontag? Also morgen? Und erst jetzt die Einladung?" — „Sie haben zwar, lieber Herr Stephan, der Hanne versprochen, das heilige Band zu knüpfen, und die Braut weint schier, daß es nicht geschehen kann." — — „Nicht geschehen kann? Und warum nicht? Warum nicht?" — „Im Wirtshaus drüben liegt der Hauptmann H. im Quartier, dem Sie neulich mit den Arzlern

bei der langen Brücke: Kessel an oder Mühl' zu! entgegengerufen. Er räsonniert nun und schwört, wenn er Sie in die Hände bekomme, so schick' er Sie in Ketten nach München. Drum müssen wir bitten: bleiben Sie zu Hause und schließen Sie das Brautpaar in Ihr Gebet ein, so wie uns alle. Gott empfohlen! Ihr alter Freund, Johann Neuruerer, Müller."

„Das wäre mir eine saubere Geschichte! Ich nicht kopulieren! Denk einmal, Jana," — eben stellte diese die Weinflasche auf — „die Müller-Hanne in Brennbühel hat morgen Hochzeit und ich soll nicht dazu kommen!"

Er wirft den Brief auf den Tisch und schreitet aufgeregt in der Stube hin und her. Die Wirtschafterin legt die Arme übereinander und betrachtet den Bruder. „Ja, warum denn Sie nicht zur Hochzeit?"

„Ängstlichkeit! Ängstlichkeit!"

Während sein Gesicht sich erheitert, nimmt er rasch einen Schluck Wein und sieht auf die Uhr. „Zwölf. — Um halb zwei Uhr in Pians; um halb drei Uhr in Landeck: dort nehme ich ein Rößchen, wenn ich keine Gelegenheit finde. Um sieben Uhr bin ich in Brennbühel."

„Aber Herr Kurat," sprach der Kooperator, „bedenken Sie, was Sie wagen!" — „Seien Sie nicht auch so furchtsam!" erwiderte Herr Stephan, lachte und eilte aus der Stube in sein Zimmer hinauf.

Die gute Jana war bei den Worten des Kooperators nicht wenig erschrocken und läßt sich nun von diesem den Brief vorlesen. Sie finden beide die Reise gefährlich und beschließen, ihn gemeinschaftlich davon abzuhalten. Jana zittert schon an allen Gliedern und geht mit pochendem Herzen in den oberen Stock hinauf zum Herrn Stephan.

Dieser hatte inzwischen den Talar abgelegt, die neue Samtweste angezogen, dann den wohlerhaltenen Primizrock von seinem, blauem Tuche, und darüber endlich den schlichten grauen Mantel. Eben hob er den Geldbeutel aus dem Schranke und steckte einige Taler und Zwanziger darein.

Die arme Jana steht vor ihm und starrt ihn an und Tränen rollen ihr aus den Augen; doch erst wie er nach dem weitkrämpigen Filzhut mit seidener Quaste an den Pflock

emporlangt, fällt sie ihm in den Arm und ruft: „Um Gotteswillen, Herr Bruder! Herr Bruder!"

In demselben Augenblick tritt auch der Kooperator in das Zimmer:

„Herr Kurat, bleiben Sie doch hier!"

Der Herr Stephan dreht die Krämpe streifend im Kreise um und lächelt:

„Ihr närrischen Leute, hindert mich nicht. Ich habe ohnedies keine Zeit mehr zu verlieren!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, bleiben Sie! bleiben Sie!" ruft Jana schluchzend und verhüllt sich mit dem Vortuch das Angesicht. — Indessen führt der Kooperator das Wort: „Sie setzen sich ohne Notwendigkeit der offenbaren Gefahr aus."

„Wo ist denn da eine Gefahr? Wurde uns denn nicht die Amnestie garantiert? Wer hat also das Recht, an mich Hand anzulegen, oder auch nur mir zu drohen? Ich habe meiner geistlichen Braut das Wort gegeben, sie zu kopulieren, und ich sehe kein wirkliches Hindernis, dieses Versprechen zu halten."

„Aber die Braut will ja selbst, so wie ihre Eltern, daß Sie unter diesen Umständen zu Hause bleiben."

„Weil sie zu ängstlich sind. Wenn ich nicht erscheine, so wird eine Trübung auf dem Feste liegen; sie fühlen sich alle gedrückt und beengt, wie Gefangene, und sie werden leise zueinander sagen: Es ist doch schade, daß wir nicht einmal, wie wir wollen, eine Hochzeit feiern können. — Haben Sie nicht gehört, daß die Braut sich kaum der Tränen enthalte? Mit gesenktem Angesicht würde sie neben dem Bräutigam sitzen; niemand würde so ganz von Herzen heiter und fröhlich werden. Das Vermählungsfest ist nach dem Willen Gottes ein Tag der Freude, und gleichwie Christus die Hochzeit zu Kana in Galiläa verherrlicht hat, so will nun ich, als Diener und Bote des Herrn, die Hochzeit zu Brennbühel besuchen und christlich erheitern. Vielleicht gelingt es mir auch noch, die unbilligen Reden des bayrischen Bramarbas abzustellen."

„Aber sehen Sie die arme Jana an; die geistliche Braut wird denn doch nicht mehr gelten, als Ihre eigene Schwester, und wenn auch alles glücklich abläuft, so quälen Sie wenigstens

inzwischen ihr Herz mit einer Besorgnis, welche Sie ihr so leicht ersparen können." — Bei diesen Worten begann die Jungfer Jana noch weit heftiger zu weinen. Doch Herr Stephan machte ein ernstes Gesicht und sprach mit Nachdruck:

„Liebe Schwester, folge nicht bloß deiner eigenen Meinung, sondern glaube auf mein Wort; es ist durchaus keine Gefahr für mich vorhanden. Ich mache diesen Weg nicht aus eitler Unterhaltung, sondern um mein Versprechen zu erfüllen, und aus einer Absicht, welche von Gott ganz gewiß gebilligt wird. Die Ruhe und Freude im Herzen sagt mir dieses und die innere Stimme hat mich noch nie betrogen. Den Schlüssel zum Gelde lege ich hier auf die Bank. Übermorgen bin ich, mit des Herrn Hilfe, wieder da. Herr Kooperator, wachen Sie inzwischen über unsere Herde, und nun — lebt wohl."

Schon hatte er das Brevier unter dem Arme und das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopfe in der Hand, besprengte sich und die beiden anderen mit Weihwasser, setzte sich den Hut auf und ging.

Der Kooperator und die Wirtschafterin folgten ihm langsam bis auf den Söller und sahen von dort ihm schweigend nach, bis er verschwand. —

Sobald Herr Stephan die wenigen Häuser der Ortschaft im Rücken hatte, nahm er den Stock unter den Arm, schlug das Kreuz über Gesicht und Brust und begann von Zeit zu Zeit in das Buch blickend, die Psalmen zu beten. Gleichwohl schritt er ziemlich schnell den Talweg hinaus, unterbrach bloß an den gefährlichen Stellen des Gefälles die Andacht, und setzte sie dann sogleich wieder fort.

Kurz vor zwei Uhr erreichte er das Dörfchen Pians und bemerkte mit Vergnügen vor dem Wirtshaus einen hübschen zweisitzigen Schlitten, dessen Deichsel auswärts schaute. Er stellte sich an, und rückwärts auf den Knopf des Stockes sich stützend und darauf sich gemächlich wiegend, erwartete er den Hausknecht, der eben das feurige, edel gebaute Pferd heranführte. — „Quirin, wem gehört dieser Schlitten?" — „Grüß Gott, Herr Kurat! Einem Offizier." — „Fährt er allein?" — „Ja, so viel ich weiß."

Während dieses Wechselgespräches tritt der stattliche Krieger

auf den Söller hervor, streicht sich den martialischen Schnurrbart und zündet die Pfeife an. Der Geistliche sah, innerlich überlegend, zu ihm empor; als nun aber das Pferd eingespannt war und der Offizier die Treppe hinabging und dem Hausknecht das Trinkgeld in die Hand fallen ließ, näherte sich ihm der gute Herr Stephan und sagte:

„Mit Erlaubnis, Herr Hauptmann: es ist freilich sehr unartig; aber ich muß heute noch in Imst sein, und der Weg . . ."

„Ah, ich versteh' Sie schon, Hochwürden. Mit vielem Vergnügen. Nehmen Sie Platz. Ich fahre just auch desselben Weges."

Der Herr Stephan, ein mageres Männlein, schwingt sich leicht in den Schlitten hinein an die Seite des Soldaten, der nun Leitseil und Peitsche übernimmt und unter dem Alloh, Braun! davonfliegt. — Nach wenigen Augenblicken fragt ihn der Offizier:

„Sind Hochwürden vielleicht der Herr Pfarrer von Imst?"

„Nein, Herr Hauptmann!" antwortete der andere lächelnd.

„Wohl aber sind Sie in jener Gegend?"

„Ich bin im Dorfe Karres ober Brennbühel zu Hause."

„Recht schön; so können Sie bis Brennbühel mit mir fahren."

„Gott vergelte Ihnen diese Güte." — „Ihre Zutraulichkeit zu einem bayrischen Offizier und Ihre Unbefangenheit, öffentlich mit mir durch die Dörfer zu fahren, beweisen mir, daß Sie keiner jener beschränkten und störrigen Geistlichen sind, welche ihrem schönen Amte so wenig Ehre machen und den anvertrauten Gemeinden so wenig Segen bringen. Erlauben Sie mir die aufrichtige Äußerung: die Pfaffen Tirols, wohlgemerkt, nicht die Priester, die Pfaffen haben die meisten Fackeln zu diesem Brande herbeigetragen. Statt Frieden haben sie Haß gepredigt, statt Gehorsam — Rebellion. Manche haben den Altar verlassen und sich selbst an die Spitze der Rotten gestellt, und die Hände, welche sie rein zum Himmel heben sollten, mit Blut befleckt. Wäre ich Herr der Dinge, ich wüßte, wo ich die Kugeln applizieren würde. — Warum schweigen Sie! Mißbilligen Sie meine Worte?"

„Herr Hauptmann, ich finde Ihren Unwillen über manche Priester unseres Landes ganz natürlich."

„Und gerade in der Nähe von Pians, in dem widerspenstigen Patznaun, duldet die geistliche und weltliche Obrigkeit einen solchen Wolf unter der Herde."

Der Kurat rieb sich die errötenden Wangen und sagte: „Da meinen Sie vermutlich den einfältigen Stephan Krismer in See?"

„Ganz richtig. Kennen Sie ihn näher?"

„So gut als mich selbst."

„Ich habe geschworen, ihn zu arretieren, sobald er mir in die Hände fällt."

„Mit Erlaubnis: durch welches Verbrechen hat er denn so ganz besonders Ihren Zorn gereizt?"

„Wie dürfen Sie diese Frage stellen, wenn Sie ihn kennen, und vermutlich schon im November in Karres Seelsorger waren? Er hat ja in Arzl das Volk aufgewiegelt! Er hat die fanatisierten Leute gegen uns, gegen mich selbst, ausgeführt, und ein mörderisches Feuer auf mein Vordringen vorbereitet, so daß dieses unmöglich wurde. Zudem erlaubte sich der Pfaffe in den Unterhandlungen einen Trotz und eine Impertinenz, wofür der Lohn nicht ausbleiben darf."

„Meines Wissens hatte Stephan Krismer eigentlich nur die Absicht, den Landsleuten als Feldpater zu dienen und er holte dafür die bischöfliche Erlaubnis ein. Als er im Anfang November nach den Ereignissen bei Innsbruck über das Gebirge zu seinem Seelsorgsposten zurückkehrte, hielten ihn zu Arzl die versammelten Schützen an, und statt seinen Ermahnungen zum Frieden Folge zu leisten, forderten sie ihn auf, als Kommandant an ihre Spitze zu treten. Er weigerte sich. Sie schwangen ihre Stutzenkolben, um ihn zu erschlagen, wenn er ihnen nicht willfahre. Um sein Leben zu retten und einen Priestermord zu verhindern, fügte er sich der Notwendigkeit des Augenblicks."

„Des Augenblicks? Um einige Tage später bei der ersten neuen Gelegenheit sogar auf jedem Orte, wo er zur Pflege christlicher Friedfertigkeit und Pflichttreue aufgestellt ist, Rebellion und Krieg zu entzünden! Der Wahnsinnige hat ja

selbst Mütter und Töchter in den Kampf getrieben, und, wie man erzählt, seine eigene Schwester bewaffnet. Wie kann man einem solchen Ungeheuer die Freiheit gestatten?"

„Aber, Herr Hauptmann, ihn deckt ja die allgemeine Amnestie!"

„Er ist ein gefährlicher Mann. Die Behörde hat das Recht und die Pflicht, ihn unschädlich zu machen. Es fehlt nicht an neuen Veranlassungen zum Einschreiten. Ich habe längst die Aufmerksamkeit und Vorsicht des Obersten in Landeck auf ihn hingelenkt. Man kam gar bald auf Spuren, daß er durch Predigten und Konventikel-Reden alles aufbiete, um den zurückgeschreckten Aufruhr von neuem hervorzurufen, und daß er für dessen leere Hände sogar auf dem geheiligten Kirchengewölbe Waffen hinterlegt habe. — Einige Offiziere begaben sich in das Schloß Wiesberg, um nähere Erkundigung einzuziehen. Denken Sie den Zufall, der Pfaffe hatte zur gegenseitigen Beichte mit einem benachbarten Priester eben daselbst eine Zusammenkunft und befand sich gerade damals in der Stube."

„Und nahmen ihn die Offiziere denn nicht gefangen?"

„Kaum hatte er das Militär vor der Tür bemerkt, so nahm er einem der Schuster, welche zufällig dort arbeiteten, die Lederhaube vom Kopfe, bedeckte damit die Tonsur, warf den Rock ab, und als die Offiziere eintraten, bohrte er schon, niedergebückt, daß sein Kollar ja nicht sichtbar werde, die Ahle in das Leder, und hatte den Genuß, alle Fragen selbst anzuhören, welche über ihn gestellt wurden. — Die Anekdote verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Dem Bösewichte selbst aber war es nach diesen Aufklärungen ein Leichtes, alles beiseite zu schaffen, was ihn verraten konnte. Ja, er hatte sogar die Keckheit, mit achtzehn Gemeindemännern bei dem Landgerichte zu erscheinen und sich nicht bloß in dem lauen Wasser äußerlicher Legalität reinzuwaschen, sondern sogar noch über die angeblichen Verleumdungen von Seite des Militärs die heiße Lauge seines Zornes zu schütten. Doch der Fuchs soll uns nicht entschlüpfen. Ich verabredete eben heute mit dem Major zu Pians Maßregeln, welche ihren Zweck nicht verfehlen können."

„Herr Hauptmann, ich glaube nicht, daß Stephan Krismer sich strafbarer Handlungen schuldig machen wird. Selbst sein

früheres Benehmen müssen wohl die Umstände entschuldigen. Das Volk und die Ereignisse rissen ihn unaufhaltsam hie und da mit sich fort."

„O, das Volk hat einen sicheren Instinkt wie das Tier. Nur zu bald fühlt es heraus, wer mit ihm sympathisiert. Nicht aufgeklärte Priester suchten die Rebellen sich anzuschließen, sondern ungebildete Pfaffen, welche mit denselben Vorurteilen und Leidenschaften besessen sind, wie der Pöbel. Man sagt, daß selbst die Insurrektions-Proklamationen nur an klerikalische Individuen dieser zweiten Art verteilt wurden, an Volkspriester, die sich vom Volke nur durch die Weihen unterscheiden. Ein echtes Muster dieser Rasse scheint nun Stephan Krismer zu sein."

„Allerdings gehört er nicht zu den Gelehrten. Vom Ziegenhüten und von Handarbeiten kam er durch Vorschub des reichen Müllers von Brennbühel erst in einem Alter von beinahe zwanzig Jahren zu den Studien. Der fromme Falkensteiner, Beichtvater der Klosterfrauen zu Bruneck, brachte ihm damals zur Abhilfe des großen Priestermangels in zwei bis drei Jahren fast die ganze Vorbildung zur Theologie bei, mittels einer Methode, welche gleichzeitig in England Aufsehen machte, und nachhin, wenn ich nicht irre, die Lancasterische genannt wurde. Er hatte siebzig bis achtzig Studenten um sich. Die Geistlichen, welche aus jener Anstalt hervorgingen, nennt man in Tirol Falkensteiner, und ein solcher ist auch Stephan Krismer. Er trinkt lieber aus der Quelle als aus Krügen; er schöpft lieber aus Gott und dem Leben als aus Büchern und Systemen. — Weil er mehr zu äußerer Tätigkeit als zu einsamen Studien geneigt war und an Mut auch niemals Mangel litt, wurde er Feldpater, und da er einmal durch geistliche Absichten in den Krieg hineingezogen war, so war es dann natürlich, daß die Bauern eher ihn als andere zu ihren Unternehmungen zu gebrauchen wünschten."

Der Hauptmann blickte ihm öfters scharf in das Gesicht und sprach nun spöttisch:

„Mir scheint fast, Sie halten dem Stephan Krismer und seinem ganzen Unwesen eine Apologie!"

Der Herr Stephan lachte laut auf und erwiderte:

„O Herr Hauptmann, bei mir gilt kein Mensch auf Gottes Erdboden weniger, als dieser Stephan Krismer!"

Der Soldat, freudig überrascht, neigt sich ihm freundlich zu und schüttelt ihm die Hand.

„Vortrefflich, Hochwürden! Sie teilen also doch auch mit jedem Vernünftigen die Überzeugung, daß der Aufstand Tirols ein Verbrechen, eine fluchwürdige Rebellion war? Nun, was denken Sie? Sprechen Sie aufrichtig. — Wir geben hier kein Ärgernis."

„Sie wollen also, daß ich aufrichtig spreche?"

„Ohne Rücksicht! Auf mein Ehrenwort!"

„Warum halten Sie denn Tirols Widerstand für eine verbrecherische Empörung?"

„Je nun — weil der Untertan seinem Könige Gehorsam schuldig ist."

„Der Kaiser Franz hat uns im Preßburger Frieden den letzten Befehl erteilt, wir sollen Untertanen Bayerns sein, und zwar mit unserer alten Verfassung, mit unseren angeerbten Freiheiten und herkömmlichen Rechten. Der König von Bayern hat auch versprochen, kein Jota an unserer Verfassung zu ändern und die Religion zu schirmen. Was aber geschehen ist, wissen wir alle. Die Bischöfe wurden aus ihren Diözesen verbannt; die frömmsten und gelehrtesten Priester wurden eingesperrt; die Kirchenordnung aus den Händen der Kirche gerissen und zertrümmert; die Stände wurden aufgehoben, die Jünglinge zum Verderben an Leib und Seele von der Heimat hinweggeschleppt; alles Herkömmliche umgestürzt; Tirol zu einer privilegienlosen Provinz Bayerns herabgewürdigt, um nach und nach daraus eine Freimaurerloge zu bilden."

„O ho!" rief der Hauptmann: „doch fahren Sie fort!"

„Hat uns der Kaiser Franz unter diesen Bedingungen an Bayern übergeben? Konnte also der Befehl unseres rechtmäßigen Herrn, Untertanen Bayerns zu sein, noch eine Gültigkeit haben? Nein! — Und der Kaiser Franz hat uns persönlich zugerufen: der König von Bayern habe ihm die Bedingung des Vertrages nicht gehalten; der Vertrag sei also aufgelöst; wir seien der Pflicht für Bayern entbunden; wir seien wieder Angehörige des Kaiserhauses, wie wir es fünfhalbhundert

Jahre gewesen. Aus Treue erhoben sich die Tiroler, nicht aus Meineid."

„Geistlicher Herr, solche Grundsätze hätte ich bei Ihnen nicht vermutet. Ihr Tiroler seid ein fanatisches Volk. Nicht einmal der Brand eurer Hütten und Dörfer verscheucht das Dunkel vor euren Augen. Wenn die Throne auf toten Buchstaben stehen, dann sind sie unstäter als Spreu im Winde. Wenn die Regierungen mit gebundenen Händen das Ruder führen sollen, so zerschellt jedes Staatsschiff und sie selbst gehen damit zu Grunde. Wenn die Untertanen dem Regenten Gesetze vorschreiben, wie er regieren soll, dann ist er der Diener und jene sind seine Herren. Nein, bei meinem Säbel!" — er riß bis zur Hälfte die blanke Klinge aus der Scheide und stieß sie heftig wieder zurück — „eine solche Gefangenschaft der Majestätsrechte, eine so chaotische Verwirrung der natürlichen Ordnung wird nie geduldet werden, so lange noch treue und tapfere Soldaten ihre Monarchen umgeben!"

„Herr Hauptmann, bedenken Sie aber auch, wohin es führt, wenn die heiligsten Bedingungen der feierlichsten Verträge und Friedensschlüsse mit Füßen getreten werden; wenn die Rechte der Untertanen nicht mehr respektiert werden!"

„Wenn man euch das Bessere für das Schlechtere gibt, so nennt ihr dies Beeinträchtigung eurer Rechte. Wollt denn ihr Tiroler so unbeweglich sein, wie eure Berge? Wollt ihr denn mit den Zeitverhältnissen euch nicht umgestalten? Wollt ihr mit dem Alter nicht reifen? Wollt ihr an dem Organismus des Staates ein lahmes Glied, oder ein Staat im Staate sein?"

„Herr Hauptmann, in einen gelehrten Streit lasse ich mich nicht ein: ob die jetzige Repräsentation besser ist oder unsere herkömmlichen Stände; ob im Weltlichen das Neue zweckmäßiger ist als das Alte, das kann ich nicht unterscheiden; — aber daß manches, was Bayern bei uns sich erlaubte, himmelschreiend ist, fühlt mein Herz; daß der Kaiser Franz das Recht hat, die Abtretung Tirols nach Verletzung der Bedingung als ungültig zu erklären, sagt mir mein schlichter Verstand; und wenn Sie, Herr Hauptmann, ein Tiroler wären, ich wette, Sie wären einer unserer tapfersten Landesverteidiger."

„Ihre Zumutung, geistlicher Herr, ist mir sehr schmeichelhaft."

„Verargen Sie mir nicht meine Ansicht. Ich denke einmal so, und ich kann nicht anders denken. Dasselbe freimütig hier im Vertrauen zu sagen, haben Sie mir ja erlaubt."

„Besorgen Sie nichts. Aber wie konnten Sie bei diesen Grundsätzen Ihre Mißbilligung über den Stephan Krismer aussprechen? Vermutlich wollten Sie durch Ihre Rede bloß das Volk verteidigen? Sie tadeln aber jene Priester, welche sich aus dem reinen Äther ihres himmlischen Amtes in den Schmutz solcher Welthändel herabsenken, und sogar in politische Streitigkeiten sich einmischen? Nun — hab ich es erraten?"

„Ich muß abbitten, Herr Hauptmann. Die heilige Kirche verbietet dem Priester allerdings die persönliche Handhabung der Waffen, jede feindselige Vergießung eines Blutstropfens. Aber da der Priester berufen ist, das Volk zur Erfüllung aller seiner Pflichten anzuhalten, so muß er dasselbe auch in Ansehung der Schuldigkeit gegen das Vaterland und den Monarchen beobachten. Das Stillschweigen in dieser Beziehung wäre eine schaudervolle Lücke im priesterlichen Wirken. — Und wenn die Pflicht den friedlichen Einwohner zum mörderischen Kampfe führt und ihn zum Opfer seines Eigentums und Lebens auffordert, soll und darf da ein gewissenhafter Priester verstummen? Die Seinen verlassen? Muß er sie nicht mehr als je ermuntern, stärken und anfeuern? Soll er nicht womöglich mit ihnen die Beschwerden und Gefahren teilen? Den Verwundeten und Sterbenden beistehen und den Trost der Religion auf Schlachtfeldern und in Lazaretten umhertragen?"

„Jawohl, wo alles klar ist, wo die Pflicht am Tage liegt."

„Den Tirolern war ihre Pflicht niemals zweifelhaft."

„Lassen wir das gut sein. Was haben Sie denn also etwa für einen Grund, dem Stephan Krismer zu grollen? Ist er auch in Privatverhältnissen ein Stänker?"

„Ich muß Sie ersuchen, in dieser Hinsicht vorderhand nicht weiter in mich zu dringen."

„Wenn ich Ihnen gegen ihn einen Dienst leisten kann, so sprechen Sie zu. Wir sind ja Nachbarn. Das Gasthaus zu Brennbühel ist mein Quartier."

„Von dem Stephan Krismer habe ich nichts zu fürchten; wohl aber flößt mir ein anderer Gegner, obgleich ich ganz unschuldig bin, manche Besorgnisse ein. Er wohnt in Brennbühel und er könnte mich heute gar leicht insultieren. Für diesen Fall bitte ich Sie um Ihren Schutz."

„Hier haben Sie meine Hand darauf. Er mag wer immer sein, ich lasse ihn stäupen, wenn er Sie nur im mindesten beleidigt. Wie wir auch verschiedener Ansichten sind, so kann ich doch Ihre Gründe nicht ganz verkennen und ich ehre die Offenheit Ihres Wortes."

Der Schlitten war ohne Pause von Pians durch alle Dörfer geeilt; sie hatten schon die Milser Höhe erreicht, von wo sie das kleine Brennbühel am Fuße des Berges in der Tiefe drunten erblickten. Das Gespräch wendete sich auf die morgige Hochzeit der Müllerstochter, und gar bald, nach fünf Uhr abends, fuhren sie vor dem Müllerhause vorbei, und die Kummetrollen schüttelnd stand das Pferd vor dem Wirtshause.

Der Bediente des Hauptmannes eilte schon entgegen. Der Geistliche drückte ihm eine halbe Krone in die Hand zu seiner nicht geringen Überraschung und bedankte sich in schlichten, aber gemütlichen Worten bei dem Hauptmanne. Die Wirtin, eine Tochter des Müllers, kam vor die Tür und erbleichte, als sie den Herrn Stephan bei seinem Todfeinde sah, und sie spähte ängstlich unter seinen Mantel hinein, ob nicht etwa Ketten sichtbar würden. Der Geistliche fand Gelegenheit, ihr einzuschärfen, ihn ja nie beim Namen zu nennen oder nennen zu lassen, und setzte sich mit seinem Reisegefährten an den Tisch zu einem Glas Wein und zu traulichem, mitunter heiterem Gespräche.

Inzwischen entstand im Müllerhause eine große Verwirrung. Der Sohn hatte nämlich den Herrn Kuraten an der Seite des Hauptmannes vorbeifahren gesehen. Er stürzt in das Zimmer, wo eben die Braut und ihre zwei Schwestern die Kleider und Kränze mustern: „Der Herr Stephan ist gefangen! Der Hauptmann hat ihn soeben gebracht!" — Wie erstarrten die armen Mädchen! — Kränze und Gewänder lassen sie fallen; sie schlagen jammernd die Hände zusammen und eilen mit der schrecklichen Botschaft zur Mutter und von

dieser zum Vater, der sich jedoch, weil gerade die rechte Konstellation eingetreten war, in dem sonst öden Küchelchen des oberen Stockes eingeschlossen hatte, um seine Bannkugeln zu gießen, welche selbst in weitester Entfernung jedem lebenden Wesen, wenn der Müller auch nur nachlässig den Stutzen darauf anschlug, den unvermeidlichen Tod brachten.

Die drei Mädchen pochten unter kläglichem Geschrei an die Tür. Keine Antwort. Bloß das Feuer hören sie prasseln, und ein Murmeln der Zauberformeln glauben sie manchmal zu hören. „Der Herr Stephan ist in Ketten hiehergebracht worden!" Keine Antwort. Erst nach langem Bitten und Stoßen öffnet der dickstämmige Alte, zwölf neugegossene Kugeln in der einen Hand haltend und das Planetenbüchlein nebst dem Kugelmodel in der anderen. Er begrüßt sie mit einem derben Verweise; wie er aber die seltsame Nachricht hört, schüttelt er bedenklich den Kopf und spricht in der ersten Bewegung: „Meine Kugeln sind nicht aus Zufall da!" — Doch nach dem Verdampfen des ersten hitzigen Augenblickes beriet er sich mit seinem Weibe und dem schon erwachsenen Sohne, was nun wohl zu tun sei. Eben zog er den Festrock an, um selbst im Wirtshause drüben nachzusehen und nötigenfalls mit dem Herrn Hauptmanne zu sprechen.

Da öffnet sich die Tür und Stephan Krismer tritt herein! Das Freudengeschrei überschallt seinen Gruß, und an ihren Fragen, wie er denn frei geworden sei, bemerkt er sogleich das Mißverständnis und klärt es auf. Nach einer kurzen Unterredung ersucht er den Müller, mit ihm den Hauptmann zur Tafel zu laden, damit der Spaß sich vollende. — „Herr Stephan, Herr Stephan, Sie sind und bleiben ein Wagehals!" erwiderte der Müller und lachte, daß der Unterleib wackelte.

Wirklich gingen sie miteinander in das Zimmer des Hauptmanns und überraschten ihn durch die Einladung zur Hochzeit auf eine angenehme Weise. Er bewilligte nun aus eigenem Antriebe Böllerschüsse nach Belieben.

Die kirchliche Feierlichkeit ging unter dem Zudrange des neugierigen Volkes in der festlich geschmückten Kapelle vor sich. Der Herr Stephan kopulierte; sein Angesicht glänzte vor Freude.

Beim Festmahle saß der Geistliche zur Rechten, der Kriegs-

mann zur Linken des Brautpaares. — Die Gesellschaft wurde immer lebhafter; Toaste erschollen; die Pöller knallten. Der Hauptmann erhob sich, und das volle Glas gegen den Reisegefährten wendend, rief er:

„Der Herr Kurat von Karres, Vivat!“ —

Krismer lächelte. Die Gäste waren zwar schon unterrichtet, daß ihn der Offizier nicht kenne; doch waren sie jetzt überrascht und sahen betroffen einander an. „Sind Sie denn nicht der Seelsorger von Karres?“ — Der Geistliche stand auf, hielt das Glas empor und sprach:

„Ich bin zwar von Karres gebürtig; aber Kurat bin ich nicht in Karres, sondern zu See in Paznaun; Stephan Krismer trinkt auf das beste Wohlsein des Herrn Hauptmanns! Vivat!“

Der Kriegsmann stand wie versteinert; endlich läßt er das Glas auf den Tisch herabsinken und spricht: „Ein so schlauer Schalk ist mir denn doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“

Krismer flüsterte der Braut etwas in das Ohr. Errötend sah sie ihn an, ergriff mit zitternder Hand das Glas und sprach: „Herr Hauptmann, die Braut bittet für den Herrn Stephan um Pardon!“ Der Krieger stößt leise das Glas an, und während die Braut am Weine nippt, spricht er: „Wer kann der liebenswürdigen Braut etwas abschlagen?“ und er schwingt hoch das Glas und ruft: „Pardon und Versöhnung!“ und stößt, daß es widerhallt, mit dem Glase des Geistlichen zusammen, und die ganze Gesellschaft erhebt sich mit einstimmigem Rufe: „Hoch lebe der Herr Hauptmann und der Herr Stephan!“

„Im Notfalle hätte ich auf Ihren zugesicherten Schutz Anspruch gemacht“, sagte der Geistliche lächelnd, indem er sich setzte; der Hauptmann aber langte hinter dem Rücken der Braut hin, um in sein Ohrläppchen zu kneipen.

Während dieser Aufregung und Zerstreuung wurde es kaum bemerkt, daß eine Tochter des Müllers mit Gewalt und Anstrengung eine nichts weniger als hochzeitlich gekleidete Jungfrau hereinzog. Es war Jana, die Schwester des Kuraten. „Was machst denn du da? Wie kommst denn du hieher?“ fragt der Geistliche mit Erstaunen. — Die Müllerstochter erzählt

nun, daß die Angst sie von Patznaun bis da herab getrieben habe.

Sie wurde gezwungen, Platz zu nehmen und mitzuessen. Nach starrem Betrachten sprach der Hauptmann:

„Wie? Also dieselbe, die neulich im Tale Patznaun so mutig auf unsere Leute geschossen?"

„Dieselbe!", erwiderte der alte Müller mit schalkhaftem Lachen, und das Glas erhebend rief er: „Mit Erlaubnis, Herr Hauptmann! Die tapfere Schützin von See soll leben!" — Und ein stürmischer Ruf wiederholte diese Worte, zu dem der Hauptmann Beifall klatschte.

Der Alte sammelte sich plötzlich. Sein Gesicht wurde ernst; er gab mit beiden Händen ein Zeichen zum Stillschweigen und sprach dann mit Würde, zu dem Kriegsmanne gewendet:

„Wie Sie, Herr Hauptmann, heute mit dem Herrn Stephan sich versöhnten und mit uns freundlich zu Tische sitzen, so sollten alle Tiroler und alle Bayern einander die Hand reichen!"

„Bravo!" rief der Offizier und streckte die Hand über den Tisch hin. Der Alte schüttelt sie treuherzig und fährt fort:

„Alle Fürsten Deutschlands, welche dem Napoleon anhangen und dienstbar sind, kommen mir vor, wie der Doktor Faustus, der sich dem Bösen verschrieben hat." — Der Soldat legte zischend den Zeigefinger an den Mund; aber die hervorglänzende Freude des deutschen Gesichtes war nicht zu verkennen. „Fürchten Sie nichts, Herr Hauptmann. In solchen Dingen sind unsere Leute so verschwiegen wie Beichtväter. Ja, ich sag es rund heraus: Bonaparte ist der Antichrist: am 11. Verse im 9. Kapitel der Geheimen Offenbarung steht sein ausdrücklicher Name: Apollyon, das heißt der Vertilger. Daher soll auf ihn alles losschlagen, Tiroler und Bayern, Österreicher und Preußen."

Der Hauptmann warf sich mit dem Oberleib über den Tisch hinein und hielt die Serviette dem begeisterten Redner vor den Mund, der aber auch mit gebrochener, dumpfer Stimme noch fortredete, als zum Glücke die Seitentür aufflog und aus dem Nebenzimmer die Instrumente der Imster Musikanten mit rauschenden Tönen einfielen.

Der Flüchtling.

Eine geschichtliche Novelle.[1])

Es war ein schöner Nachmittag im September 1808. Da ritten drei bayrische Offiziere in das Dörfchen Rissian am Eingange des Tales Passeier. Sie treiben einen Knaben vor sich hin, der sie zum Widdum führt und für sie die Glocke zieht, während sie die Riemen der Pferde an Fensterstäben des Erdgeschosses befestigen.

Der Seelsorger eilt dem Besuche aus dem Garten entgegen.

„Herr Major, welche Ehre!" — „Herr Kurat, ein Mann, ein Wort!"

Sie drücken sich die Hand und begeben sich in die Laube, wohin sogleich Erfrischungen folgen. „Wenn Sie mir nicht bei Ihrem neulichen Besuche Ihre Unzufriedenheit angedeutet hätten, so würde ich Ihren hiesigen Aufenthalt beneidenswert finden." — „Herr Major, lassen wir das. Ich möchte Ihr Erholungsstündchen nicht trüben."

„Nicht so, mein Freund! Sie haben mir durch Ihre Gesellschaft und besonders durch Ihr gewandtes Billardspiel zu Br. schon so viele Unterhaltung gewährt, daß ich Ihr Schuldner bin, und ich bin heute in der Absicht hier, aus den Blüten Ihres hiesigen Paradieses das Gewürm zu bannen. Zwar Sie sind in der himmlischen Natur auch sonst von einem verfluchten Gesindel umgeben; kein Mensch ließ sich herbei, uns den Pfarrhof zu zeigen, bis wir einen Burschen dazu aufgegriffen."

---

[1]) Nach der mündlichen Erzählung des Priesters Simon Platzer und nach dessen Umarbeitung der Schriften des Priesters Laburner.

„Vermutlich besorgten sie schon, der Kooperator werde deportiert." — „Was treibt denn also dieser junge Priester für ein Unwesen?" — — „O Herr Major, ich erröte, davon zu sprechen!" — „Nur heraus!"

„Ja, was treibt er? — Als ich unpäßlich mit meiner kränklichen Schwester ankam, begrüßte er mich mit dem Churer Dogma, die königliche Anstellung eines Seelsorgers sei ungültig; aus Großmut des abwesenden rechtmäßigen Kuraten könne er mir einstweilen den Genuß der Einkünfte bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich mich jeder Amtshandlung enthalte, indem ich dazu von dem Bischofe in Chur keine Befugnis habe."

„Und was gaben Sie dem bartlosen Jungen zur Antwort?" — „Ich sah wehmütig an den Oberboden, als wollte ich dort mein verlorenes Glück suchen, und entließ ihn mit einem unbestimmten Bescheide." — — „Blitz und Donner, warum nicht energischer?" — „Weil ich seiner bedurfte. Denn Zimmer und Küche fand ich leer; auch waren zwei Dienstpersonen nötig." — — „Und deshalb mußten Sie seine Impertinenz schweigend einstecken?"

„Seiner Versicherung nach hing ich bloß von seiner Gnade ab. Denn jedermann weigerte sich selbst auf sein Ansuchen, dem ketzerischen Geistlichen einen Stuhl oder Topf zu leihen, bis der Schulmeister von den hinterlegten Gerätschaften meines Vorgängers das Notwendigste brachte. Und nur durch Androhung des Ausschlusses von den Sakramenten und vom Gottesdienste gelang es dem Kooperator, zwei Betschwestern in mein Haus zu treiben." — „Der Kerl scheint doch noch einen gesunden Punkt im Herzen zu haben." — — „Nichts ist schmerzlicher, als von einem Feinde Gefälligkeiten annehmen zu müssen."

„Also waren die Stühle und Töpfe nur eine Verschanzung seiner Böswilligkeit?"

„Kaum kann ich das bessere Gegenteil denken. Ich setzte mich in den Beichtstuhl: niemand ging mir zu. Ich bestieg die Kanzel: alle liefen davon. Sogar mein Meßopfer, wenn ich es abgesondert entrichtete, verscheuchte sie, als würden sie dadurch in Sünde und Kirchenstrafen verwickelt, bis mein Unter-

gebener endlich versicherte, daß er mir, wie jedem anderen fremden Priester, zum Messelesen die Erlaubnis erteilt habe. Kranke versperren mir aber noch immer die Tür oder flüchten sich aus dem Bette. Auf dem Wege grüßt mich niemand und bei meinem Gruße wenden sie sich ab."

„Das ist unerhört! Rufen Sie mir den Bösewicht." Der Geistliche klingelte und rief nach dem Herrn Kooperator.

„Sogar auf den Pfarrer von Meran wußte der Intrigenmacher die ganze Meute zu hetzen und ihn von dem Ehrenposten in eine Einsiedelei zu versprengen."

Nach wenigen Augenblicken erschien der Gerufene; im Talar, ein kleiner, stämmiger Mann von kaum dreißig Jahren. Sein rotes Gesicht brannte und sein feuriges Auge rollte unruhig bei dem Anblicke der Offiziere.

„Der Herr Major wünscht Ihre Gesellschaft." — „Zu schmeichelhaft für mich."

„Junger Mann, erwarten Sie von einem Soldaten keine Schmeichelei! Ich möchte vielmehr sehr aufrichtig mit Ihnen sprechen. Wie können Sie diesem meinem Freunde hier, einem Ehrenmanne, solche Kabalen spielen? Mit welchem Rechte verweigern Sie seinem königlichen Anstellungsdekrete die Anerkennung und seiner Würde die Unterwürfigkeit? Zugleich sind Sie der Verführer der ganzen Gemeinde und der Kreis derselben scheint Ihrem Eifer noch zu enge. Sie sind ein Verbrecher und ich fühle Lust, Sie sogleich in Empfang zu nehmen."

Simon Platzer — denn so hieß der Angesprochene — trippelte bei diesen Worten, in die Unterlippe beißend. Die Stirn zog sich finster zusammen und er sprach:

„Herr Major, fürs erste sind Sie nicht mein Vorgesetzter und haben daher kein Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen. Fürs zweite aber bemerke ich, daß Sie Ihrem Generale gehorchen und ich meinem Bischof. Verführer der Gemeinde und Kabalenschmied und Verbrecher werden Sie mich nicht noch einmal nennen. Ihr ergebenster Diener."

Er macht seine Verbeugung mit Entrüstung und entfernt sich. Die Gesellschaft starrt ihm verblüfft nach und sieht endlich staunend sich gegenseitig an.

„Recht so!" kreischt der Major zwischen den knirschenden

Zähnen, drückt dem Geistlichen schweigend die Hand, eilt zum Pferde und galoppiert aus Riffian.

Von diesem Abend an war der königliche Kurat ungewöhnlich gesprächig und freundlich. Platzer gab allmählich der Einbildung Raum, er habe dem Major imponiert, wie vorhin dem Freunde desselben. Doch gerade am achten Tage nach dem Vorfalle wird er zu ungesäumtem Erscheinen bei dem Landgerichte in Meran vorgeladen.

Der Landrichter kannte ihn näher und war ihm geneigt. Er liest ihm von dem Generalkommissariate in Innsbruck ein Dekret folgenden Inhaltes vor:

„Da der Hilfspriester Simon Platzer seinem Vorgesetzten, dem von Sr. Majestät angestellten Kuraten S—, den Gehorsam versagt; da er ihm bei jedem Schritte der Amtstätigkeit Hindernisse in den Weg wirft; da er sogar die Gemeinde gegen ihn aufhetzt und überhaupt die Ruhe stört: so hat selber binnen vierundzwanzig Stunden Riffian zu meiden und innerhalb dreier Tage behufs der weiteren Bestimmung sich bei dem Spezialkommissariate in Trient zu stellen."

Platzer verteidigte sich lebhaft, und der Landrichter, durch die Aufklärungen befriedigt, hieß ihn getrost nach Riffian zurückkehren. Er behalte indessen das Dekret in Händen und hoffe, durch Gegenvorstellungen das Generalkommissariat zu beschwichtigen. — Platzer flog, von Zorn und Freude getrieben, nach Hause und konnte seinen Triumph vor dem Urheber der Anklage nicht völlig unterdrücken.

Doch im einsamen Zimmerchen läuterte er durch das Nachtgebet das Herz von allen Schlacken unedler Triebe und begab sich, innerlich ruhig, zur Ruhe. —

Ihn weckt die Hausglocke. In der Meinung, zu einem Kranken gerufen zu werden, eilt er an das Fenster und ruft: „Wer ist unten?" — „Lorenz da!" antwortete eine tiefe, wohlbekannte Stimme.

Der Gerichtsdiener? Um diese Zeit? Was mag er bringen? — Diese Fragen vor sich hinmurmelnd, macht er Licht, wobei die Hände zittern; er knöpft den Talar, stößt die Füße in die Pantoffeln und eilt über die Treppe hinab zur Haustür.

„Lorenz, was Neues um Mitternacht?"

„Der Landrichter befohlen. Erst um 10 Uhr bekommen." Zugleich überreicht er ihm ein Dekret. — Den Kopf an sein Ohr hinneigend, setzt er mit leiser Stimme bei: „Dieses Briefchen mir der Geistliche Herr D. gegeben."

Während er es geheimnisvoll ihm in die Hand drückt, spannen sich die zottigen Brauen hoch in die gerunzelte Stirn hinauf; die Lippen drücken sich gravitätisch hervor: der Kopf nickt dreimal bedeutsam. Sobald er einige Silberstücke in die Hand rutschen fühlte, wurde das Gesicht wieder heiter und die Kupfernase schien glänzender. „Dank sagen! Gute Nacht wünschen."

Er verbeugt sich; die Tür fällt zu.

In höchster Spannung läuft der Kooperator die Treppe hinauf und eröffnet zuerst das Dekret. Mit Verwunderung bemerkt er, daß es dasselbe ist, welches ihm Tags vorher der Landrichter vorgelesen hatte. — Versprach er mir denn nicht, das Urteil rückgängig zu machen? —

Hastig wird das Briefchen aufgerissen. „Freund, ungeachtet aller Bemühungen des Landrichters bist du nun verloren. Der Major stellte ihn heute abend derb zur Rede wegen des Nichtvollzugs des königlichen Befehles von Innsbruck. Daher noch in der Nacht die nachträgliche Zusendung des Dekrets. Man will deine Abreise nicht erwarten. Morgen früh erscheint eine Truppe in Riffian, dich zu ergreifen und zu deportieren. Die Soldaten drohen laut, dich exemplarisch zu mißhandeln. Flieh, so schnell du kannst! Auch der Kurat Plangger ist verraten; warne ihn. Unser Zwischenbote, dein Vetter, den sie ebenfalls einfangen wollen, liegt einstweilen bei mir verborgen. Gott mit dir. Notus a manu."

Platzer läßt das Briefchen auf dem Tische liegen und schreitet rasch hin und her. „Nun ist's geschehen. Es läßt sich nicht mehr ändern. Was beginn ich? — Recht! Dabei bleibt es!" — Er vertilgt einige Papiere, ordnet die übrigen Schriften sowie die Bücher, wirft sich in sein bestes Kleid, steckt den Sparpfennig ein und nimmt Abschied von dem lieben Zimmerlein.

So leise als möglich verläßt er das Haus und begibt sich zur Kirche. Der Mond beleuchtet den Friedhof; die Totenkreuze glitzern. Er kniet auf die Steinplatte vor der Tür.

Durch eine eingebohrte kleine Öffnung erblickt er das ewige Lichtlein und in seinem bebenden Schimmer den Altar. Er empfiehlt sich und die unglückliche Gemeinde dem Heilande im Sakramente und der schmerzhaften Mutter. Vertrauen und Trost ergießt sich in seine Brust.

Die erste Dämmerung wallt über die östlichen Berge empor, als er, nun schon Flüchtling, das teure Dörfchen verläßt. Er schlägt den rauhen Bergweg zwischen Weingärten ein, der in das benachbarte Kuens führt. Dort hielt sich der aus Riffian und dem Landgerichte Meran gebannte Kurat Plangger im Widdum verborgen. Platzer hatte ihn oft heimlich besucht, Nachrichten zutragend und Verhaltungsregeln einholend.

Er trifft ihn auf dem Wege aus der Kirche, wo er vor Tagesanbruch das heilige Meßopfer zu entrichten pflegte. Er überreicht ihm Dekret und Brief und eilt in das Gotteshaus, die Gelegenheit zur heiligen Messe schnell zu benützen.

Bei seiner Zurückkunft findet er den Kuraten schon reisefertig. Sie begeben sich miteinander über Rebenhügel und Ackerfeld in das naheliegende Dorf Tirol, wo ihre Neuigkeit die vertrauten Freunde im Pfarrhofe nicht wenig überrascht. Während sie ein Frühstück einnehmen, bringt die Wirtschafterin schon die eben eingegangene Nachricht: eine große Anzahl Soldaten ziehe mit zwei Gerichtsdienern gegen Riffian.

Beide Flüchtlinge beschleunigen daher die Abreise. Den einen führte sein Ziel nach Norden, den anderen nach Süden. Denn Plangger wollte in Graun einen Schlupfwinkel suchen; Platzer war entschlossen, auf Umwegen nach Trient zu reisen, und sich dort zu stellen. Da er dem Spezialkommissär Grafen v. Spaur besonders empfohlen war, so sah er an ihm einen erwünschten Schutz gegen die Gewalttätigkeit des Militärs.

Der Abschied der Freunde war rührend, die Trennung des väterlichen Kuraten von seinem geliebten Kooperator war schmerzlich für beide. Jener wanderte durch die Anhöhe fort, hinter dem Schlosse Tirol vorbei gegen Vintschgau; Platzer schlich in die Weinberge hinab und ging bald bequem unter dem deckenden Rebengeländer fort, bald wand er sich zwischen Ranken und Gestrüppe hindurch, sprang über Mauern und Zäune und erreichte die Talfeldung von Algund. Vorsichtig wählt er sich

hier jene Richtung, wo ihn Reben und Bäume zumeist verbergen und erreicht das Feldgemäuer an der Landstraße. Unter dichten, noch wohlbelaubten Ästen eines schönen Kastanienbaumes bildet die höhere Mauer mit der tieferen einen rechten Winkel.

Bevor er sich da hinaus auf die Straße schwingt, späht er nach beiden Seiten. Da fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, hier einige Zeit abzuwarten, ob nicht etwa ein Bekannter des Weges käme, dem er an die Angehörigen zu Morter und Martell im Vintschgau die Nachricht von seinen Verhältnissen und von der Reise nach Trient anvertrauen könnte. Er setzt sich in das Gras, liest sein Brevier und guckt hie und da hervor. Zu seiner freudigsten Überraschung erblickt er einen Vetter von Morter die Straße heranwandern, in Staub wie eingehüllt. Der Mann schreitet dicht an der Mauer fort. Er geht so nahe an dem Geistlichen vorbei, daß er dessen Hauch fühlen könnte. Er gewahrt ihn nicht.

„Wohin so schnell, Vetter Franz?" — Erschrocken zuckt er auf und wendet sich blitzschnell um. Bloß das Gesicht ragt über die Mauer empor. Sein Staunen wird beinahe noch größer.

„Herr Simon! Herr Simon! Sie sind es ja!" — Und er tritt nun herbei.

„Freilich bin ich es", antwortet Platzer etwas leise. — „Gebrauche Vorsicht. Ich bin auf der Flucht vor den Bayern. Dich sendet Gott. Ich wollte gerade einen Boten abwarten an meine Leute."

„O Herr Vetter, dies ist sicher kein bloßer Zufall! Es ist ein halbes Wunder! Denken Sie, ich komme eben als Bote an Sie und wollte nach Riffian gehen."

„Was ist denn vorgefallen? Wurde meine Schwägerin unglücklich entbunden?"

„Nicht gar glücklich. Doch Ihre Mutter . . ."

„Wie? Was? Meine Mutter? Ist sie erkrankt? Ist sie gestorben? Sprich — verhehle nichts! Ich bin auf das Schmerzlichste gefaßt!"

„Sie lebt, die Krankheit ist auch nicht lebensgefährlich. Doch hören Sie! — Vor einem Monate kam von Schlanders die Nachricht nach Morter, Sie hätten sich den Bayern verdungen und seien lutherisch geworden. Niemand glaubte dem

Gerücht, doch wurden Ihre Geschwister über die Verleumdung betrübt und besonders die Mutter. Bald darauf lautete es anders: auch Sie hätten heldenmütigen Widerstand geleistet; man habe Sie deshalb in Ketten nach Trient geführt und dort erschossen."

„Schwalben und Schwätzer", sprach Platzer, „sind einander ähnlich: beide haschen aus der Luft." — Jener fährt fort:

„Diese zweite Nachricht fand überall Eingang. Viele verehrten Sie schon als Märtyrer. Aber auf Ihre alte Mutter hat die Neuigkeit eine schreckliche Wirkung gemacht. Sie bekam Einbildungen wie Fieberträume; sie schaute und hörte, was nicht vorhanden war, und diese Zustände wiederholen sich alle Tage."

Der Geistliche ringt über dem Haupte die Hände, starrt gen Himmel; dann sinkt er in sich zusammen, preßt den Kopf an die Mauer und weint. — Der Mann rüttelt an ihm und mahnt zur Behutsamkeit. Umsonst. Schluchzend schlägt er die Hände zusammen und ruft mit halberstickter Stimme: „Nicht taub! nicht blind! Wahnsinnig! wahnsinnig! Nicht krank! Nicht tot! Wahnsinnig! wahnsinnig! — wegen mir!" — „Um Gotteswillen — eine Kutsche!" Der Unglückliche sieht sie durch das Trübe der Tränen und wirft sich hinter der Mauer in das Gras. — Nach einiger Zeit trocknet er das Gesicht ab und erhebt sich. Er sieht den Mann jenseits der Straße auf einem Meilensteine sitzen, düster in sich vertieft. Er ruft und winkt ihm. Jener tritt nahe.

„Freund, eile nun, so schnell du kannst und rufe der Mutter in lichten Augenblicken zu, daß du mich hier gesehen und gesprochen hast. Von meiner Reise, zu der ich mich entschloß, sage nichts. Ich setze da drüben über die Etsch und gehe an ihrem rechten Ufer nach Trient. In einigen Tagen kehre ich mit Gottes Hilfe zurück und eile zur Mutter."

„Herr Simon, das bloße Reden ist fruchtlos. Wir haben sie oft genug versichert, daß Sie am Leben seien, in Freiheit und Wohlbefinden. Nur Ihre leibhafte Gegenwart wirkt vielleicht noch stärker als die bloßen Bilder. So sagt der Doktor, so der Herr Kurat. Und ich soll jetzt umkehren und Ihren bestürzten Geschwistern melden, daß ich Sie hier bei Algund

getroffen habe, daß Sie aber für besser hielten, nach Trient zu reisen, von wo Sie vielleicht nicht mehr entlassen werden? — Jetzt sind Sie auf freien Füßen. Was kann Ihnen wichtiger sein als die Rettung Ihrer Mutter?"

Platzer legte die Arme auf die Mauer, stemmte das Kinn darauf und lauschte den inneren Stimmen. Sein Kopf und sein Herz widersprachen sich noch nie in so heftigem Streite. Jener flüstert: Verwickle dich nicht durch Ungehorsam gegen den Befehl in eine Schuld. Berichtige vor allem deine Verhältnisse in Trient und dann erst eile zur Mutter. Der kurze Aufschub kann ihr nicht schaden. — Das Herz aber ruft: Vergiß alles! Wage alles! Sorge vor allem für dein Teuerstes auf Erden, für deine Mutter!

Das Herz siegte. „Vetter Franz, ich folge dir!" sprach der Geistliche und sprang mit Gewandtheit über die Mauer. Sie treten sogleich den Weg zur Heimat an; auf offener Straße, ohne Scheu, ohne Rücksicht. Ein Sturm der Liebe treibt den Sohn.

Jetzt erst fällt ihm ein, dem Vetter zu eröffnen, daß auch dessen Sohn, der Student, flüchtig sei. Der Vater wird bleich und während er überlegt, ob er nach Meran zurückkehren soll, eilt jener voraus. Die kurzen Beine zappeln in so schnellem Wechsel, daß es oft mehr ein Laufen ist als ein Gehen. Der Tag war heiß; doch das innere Feuer war brennender. Nirgends verweilt er, als da und dort bei einer Quelle.

Die Sonne neigte sich, kühlere Lüfte wehten entgegen, als Platzer hinter Latsch über die Felder hinauf wanderte zu dem heimatlichen Tale. Düsterer als je sah ihn vor dem Eingange die einsame, altersgraue Veste an: wie ein Grabmonument des Erdenglückes. Schon steigt er zwischen den Dorfwiesen empor. Durch die abendliche Stille tönt die wohlbekannte Glocke zum Englischen Gruß, und darauf summt der schwächere Klang, wie eine leise Bitte aus dem geheimnisvollen Jenseits. Schellend und meckernd springen die Ziegen von den buschreichen Hügeln herab und schreiende Knaben harren schon auf sie. Hausmütter und Mägde treten mit reinlichen Näpfen vor die Häuser und Ställe.

Unser Wandersmann sah hier noch alles im alten; nur

er war geändert, und noch mehr sein Schicksal! Er drückte den Hut in das Gesicht hinab und den Mantel, den er so gern manchmal in die Etsch geschleudert hätte, wickelte er jetzt über das Kinn empor, um von niemanden erkannt zu werden.

Geraden Schrittes ging er dem Hause des Bruders zu. In der Küche trifft er die Schwester Maria. Sie läßt den Quirl im Topfe, starrt ihn mit ausgebreiteten Armen an und stürzt dann mit einem Freudenschrei auf ihn los, die Hand mit Küssen bedeckend. Der Bruder habe sich nach Schlanders begeben zum Doktor. Die Wöchnerin sei zwar nicht mehr in Gefahr, doch leidend; das Kindlein sei im Himmel.

Um durch Überraschung nicht zu schaden, meldet sie ihn an und öffnet nach einiger Zeit leise die Tür. Die Kranke richtet sich auf und küßt mit bebenden Lippen die Hand des teuren Anverwandten. Über das bleiche, sanfte Gesicht fliegt ein matter Schein von Röte. Der Priester spricht einige Trostworte und durch die Eröffnung, daß er schon morgen das Tal wieder verlassen müsse, fand er leicht Entschuldigung für die schnelle Weiterreise zu der unglücklichen Mutter. Weit schwerer war die Zudringlichkeit der zärtlichen Schwester zurückzuhalten, welche ihm eine Labung aufzwingen wollte.

Er ließ den lästigen Mantel auf der Bank liegen und nahm Abschied. Maria begleitete ihn noch einige Schritte. Da flüstert er ihr in das Ohr: „Halte meine Anwesenheit geheim; denn ich bin flüchtig vor den Bayern."

Sie fährt erschrocken auf und erbleicht; doch ehe sie sich zu fassen vermag, enteilt schon der Bruder.

Hinter dem Dorfe Morter eröffnet sich der schmale Eingang des Tales Martell. Die Plima rollt tosende Wellen über das Gestein. Felsen hangen zu beiden Seiten herab; Bergschatten, Lärchenbäume, Föhren, Erlen und Buchen umdüstern den rauhen, von Wasser und Steingerölle oft unterbrochenen Weg. Jetzt aber hatte auch die Nacht sich ausgebreitet. Nach dem heitersten Tage sammelten sich dichte Wolken und hingen so finster herab, wie die Gedanken im Kopfe des einsamen Wanderers. Bald schwebt ihm die kranke Mutter, bald das bejammernswerte Riffian vor; bald Meran, bald Trient, bald die Vergangenheit, bald die Zukunft, bis wieder ein ge-

fährliches Straucheln ihn aus den Träumen rüttelt. Die aufgeregte Phantasie wandelt ihm Bäume und Schatten in Menschen um, läßt ihn Geschrei erlauschen und Waffenschimmer sehen und jagt dem sonst immer Mutigen Scheu und Besorgnis ein.

„Aber horch — das ist nun doch Wirklichkeit! Da läuft jemand heran! Schon sehe ich die Gestalt! Wie sie keucht! — Ha — Maria — du? — In Gottesnamen, was ist vorgefallen? Kamen schon die Soldaten?"

Sie schüttelt verneinend den Kopf und bringt endlich mühsam die Worte hervor:

„Gottlob, — daß ich Sie — noch erreichte. — Gingen schnell!" —

„Komm, setzen wir uns auf diesen Ruhestein. Was trägst du denn hier in dem weißen Tuche?" — Sie bindet auf und hebt eine Flasche Wein hervor und frische Butter und Semmelbrot. — „Du gute Seele! Ich habe wirklich seit dem Frühstück nichts genossen."

„Dachte mir's wohl, als ich von der Flucht hörte."

„Du liebe Närrin, meintest du denn, daß ich in diesen zwei Stunden Hungers sterbe?"

„Ich hatte mir vorgestellt, wie Sie ohnmächtig werden und auf dem Wege liegen, oder im Gebüsch oder gar im Wasser."

„Und diese Furcht trieb dich, beinahe eine Stunde weit mir auf diesem schaudervollen Wege in schwarzem Dunkel nachzulaufen? Schwester, das ist zu viel; doch Gott wird dir's vergelten!"

„Auch wollte ich Sie — noch einmal — sehen! O, es ist vielleicht das letzte Mal!" Unter diesen Worten wirft sie sich an des Bruders Brust und preßt das Gesicht schluchzend daran, krampfhaft die Arme umklammernd. Ihm zerschmilzt das Herz an der Glut dieser Schwesterliebe. Tränen quellen auch ihm hervor. — Sie sitzen sprachlos. Unterhalb stürzt der rauschende Bach vorüber; oberhalb bewegen sich säuselnde Äste einer Riesenulme. Der Mond trat, wie neugierig oder begrüßend, aus dem Gewölk hervor und streute wie Himmelsblumen die schönsten Strahlen aus zu ihren Füßen.

Der Geistliche beruhigt die Schwester, so gut er kann; er zieht sie vom Sitze auf, sie blicken vereint zum Himmel und sie spricht ihm die Worte nach: „Vater, dein Wille soll geschehen!" Der Mond zog sich jetzt zurück und die Wolken schlossen sich wieder. Er segnete sie zum Abschied und eilte fort.

Noch dringt ein Nachrufen an sein Ohr; schon verschwimmt es im Tosen des Wassers und im Rauschen des Windes. Nur in seinem Innern widerhallt es noch immer: Lebe wohl! Lebe wohl!

Doch in Bälde wurde die Schwester von der Mutter verdrängt. Sein Herz wurde beklommener, je näher er ihr kam. — In welchem Zustande werde ich sie finden? Wie wird sie mich aufnehmen? Welche Wirkung wird meine Ankunft, welche die schnelle Abreise hervorbringen? — Und auf jede dieser Fragen drängten sich wechselnde Bildergruppen heran. Von dem Kirchturm scholl die zehnte Stunde. Donner rollten aus dem schwarzen Gewölk des Hintergrundes. Die Hände zittern beim Aufziehen des Gatters am Talwege; die Füße wanken, als sie den Feldpfad betreten, der dreißig Schritte weit zu dem neugebauten Häuschen des jüngeren Bruders emporführt.

Aus der Stube dämmert eine matte Beleuchtung entgegen, bald aufflackernd, bald wieder wie erlöschend. Er nähert sich, auf einen Baumstamm sich stellend, dem Fenster. Er sieht hinein. O Gott, welch ein Anblick!

Neben dem Kamine der Hinterwand, wo das Feuer abbrennt, sitzt der Bruder, schwermütig den Kopf in die Hände hinabgesenkt. Hinter dem Tische, rechts am Fenster, steht die Mutter, bleich und abgemagert. Das weiße Haar hängt verworren an beiden Seiten herab. Sie sieht starr in das Leere hinein und regt sich nicht. Plötzlich durchzuckt sie eine Erschütterung; sie spricht und gaukelt. Die Schwester zieht sie auf die Bank zurück und hält ihr ein Schüsselchen vor, sich vergebens bemühend, sie zum Essen zu bewegen.

Der Geistliche taumelt von dem Baume herab, setzt sich auf die steinerne Stufe vor der Tür und weint.

Endlich steht er auf und klopft. Augenblicklich erfolgt Geräusch. Es wird geöffnet.

„Gott grüße dich, Bruder Blasius!" — „Heiliger Josef,

der Herr Bruder! Der Herr Bruder!" Zurücklaufend rief er die letzten Worte in das Stübchen hinein, woraus die Schwester hervorstürzt. Sie weinen vor Freude und ziehen den Geistlichen in das Zimmer unter dem Rufe: „Mutter, der Herr Simon! Der Herr Simon!"

Sie steht neben dem Tische und sieht ihn mit den tiefliegenden Augen starr an. Er ergreift und küßt ihre Hand und spricht lebhaft: „Gott zum Gruß, liebe Mutter! Wie befindet Ihr Euch?"

Nach einer Pause, als hätte sie sich besonnen, antwortet sie langsam und ernst: „Herr Simon, sind Sie es? Ich meinte, man habe Sie erschossen!" — Lachend erwiderte der Sohn: „O, man hat mir kein Haar gekrümmt! Seht mich einmal an, wie ich frisch und gesund bin! Hab ich nicht rote Wangen?"

Der lichte Augenblick ist schon vorüber. Das Gesicht wird unruhig und immer finsterer. „Da ist er — Simon! Simon! Laßt ihn los! Er ist mein Sohn! Er hat ja nichts verschuldet! Er war immer ein gutes Kind!" Auf die Knie niedersinkend streckt sie die gefalteten Hände aus: „O, bei Gottes Barmherzigkeit, verschont mein Kind! Ich bin seine Mutter! Ich bitte! Ich bitte!" — Langsam erhebt sie sich, mit stechendem Blicke vor sich hinstarrend: „Wollt ihr nicht? Ihr Wölfe! Ihr Tiger! Ihr Teufel! Einen Geistlichen ermorden? Einen Gesalbten des Herrn? Laßt ihn los! Ich zerreiße euch!" — Beide Söhne und die Tochter halten sie fest während dieser höchsten Aufregung. Die Zähne knirschen, das brennende Auge dreht sich gleichsam aus der Wurzel: alle Muskeln zucken, die Gelenke krachen. Alle drei sind kaum ihrer mächtig. — „Schießt auf mich! Auf mein Herz! Auf mich! Hört ihr — auf mich! Umsonst. Puff! — Tot!"

Das letzte Wort nur noch hervorkeuchend war sie, wie eine Welle, ihren Armen plötzlich entschlüpft und lag wie entseelt auf dem Boden. Die Geschwister standen umher und weinten, nicht wissend, ob die Mutter noch lebe oder nicht. „Einen so entsetzlichen Anfall hatte sie noch nie", sagte endlich die Schwester. Blasius sprach: „Was für ein Empfang, lieber Herr Bruder!" — „Alles, wie es Gott schickt!" erwiderte der Priester.

Jetzt beginnen sie Arme und Schläfe mit Essig zu reiben,

auch die Geruchsnerven durch scharfen Melissengeist zu reizen. Endlich fühlen sie eine wiederkehrende Wärme; der Puls regt sich leise, Lippen und Wimper zucken, der Mund öffnet sich, das Auge schließt sich auf. Sie wird in den Lehnsessel gehoben, wo sie sich bald erholt. Doch bleibt sie äußerst ermattet, der Kopf gesenkt, der Blick trübe. — Der Geistliche drängte sich ihr nicht mehr auf. Sie wurde in ihre Schlafkammer hinaufgeführt. Sie erkannte ihn nicht, wie er auch um sie beschäftigt war.

Nachdem nun die Mutter zur Ruhe gelegt war, lehnte der Herr Simon entschieden jede Nahrung ab. Wer könnte auch bei solchen Herzensleiden essen und trinken? Die Geschwister setzten sich zusammen. Er erzählte ihnen flüchtig seine Begegnisse und eröffnete den Plan, bei Tagesanbruch abzureisen und über das Gebirge nach Ulten zu eilen und von dort nach Trient.

Auf einmal pochen gewaltige Schläge in schneller Wiederholung an die Haustür. Erschrocken fahren sie auf. Der Geistliche ruft vorsichtig: „Wer ist draußen?“ — „Macht auf! Nur schnell!“ — Die Stimme des Bruders Dionysius erkennend, öffnet er.

Keuchend und verstört tritt er ein: „Herr Bruder — nur schnell fort — die Soldaten!“ — — „Haben die Hunde meine Spur schon gewittert?“ — „Sie haben mein Haus umzingelt. Sie drohen ganz Morter abzubrennen, wenn man Sie nicht ausliefere. Zum Unglück fanden sie Ihren Mantel und Papiere darin.“ — — „Potz Blitz, das Dekret und den Brief!“ — „Nun warfen sie im Hause alles durcheinander, rissen jede Tür und Decke auf und stachen sogar mit den Bajonetten in das Unterbett und Stroh, worauf die Kranke lag.“ — — „Die Unmenschen!“ — „Ich fand nicht einmal einen Ausweg, zu Ihnen zu eilen. Endlich sprang ich von meinem Dache auf das Dach des Nachbarhauses und bin so entschlüpft. Hätte ich nicht beweisen können, daß ich abwesend war, so hätten sie mich sicher gefangen gehalten.“

So sprach er. Die Schwester jammerte; Blasius und Dionysius zitterten wie vom Fieberfrost.

„Liebe Geschwister, nicht so verzagt! Dionys, kehre du eilig nach Hause zurück zu dem kranken Weibe. Die Abwesenheit müßte wohl auch Verdacht erwecken. Nimm von Martell

einen zuverlässigen Mann mit. Wenn Ihr aus der Ferne Laternen erblickt, so weiche du aus dem Wege und schicke den Begleiter schnell zu mir zurück. Ich vermute jedoch, daß die Söhne des Flachlandes den beschwerlichen Talweg unter diesem schaudervollen Gewitter" — es regnete unter Donner und Blitz — „während der Nacht wohl unterlassen und erst morgen die Hetze wieder aufnehmen. Ich bin ohne Furcht. Mit Gottes Hilfe werde ich ihnen leicht entkommen."

Dionysius befolgte die Worte des Herrn Simon. — Da dieser sich ermüdet fühlte und die bevorstehenden Anstrengungen bedachte, stellte er den Bruder Blastus als Wache aus und legte sich im oberen Stocke zu Bette — jedoch im Kleide, bloß ohne Rock.

Doch wie Wasservögel den stürmischen See fliehen, so verscheuchte den Schlaf sein innerer Sturm. Zwischen drei und vier Uhr erscholl das Tageläuten, zuerst mit der kleinsten, dann mit der nächstgrößten und endlich mit der größten Glocke, bis zuletzt alle zusammen im Chore klangen und mit reinen Stimmen durch die feierliche Morgenstille den Tag des Herrn verkündigten. Jetzt erst fiel ihm der schon begonnene Sonntag ein, wo jeder Priester, außer dem Falle der Unmöglichkeit, streng verbunden ist, das heilige Meßopfer zu entrichten. Doch nach kurzer Überlegung zog er dem kirchlichen Gebote der Messe das natürliche Gesetz der Selbsterhaltung vor. Aber zur Andacht gestimmt, verließ er das Lager, zog den Rock an und betete sein Brevier.

Gegen fünf Uhr beschloß er, zur Abreise sich anzuschicken. Er ruft die Schwester, ihm schnell drei weiche Eier und ein Glas warmen Wein zu bereiten. Er hatte der alten Mutter von dem Sammelweine zu Riffian mitgeteilt. Die Schwester stand Wache unter der Haustür und meldete, der Bruder Blasius, weil in der Kuratiekirche heute nur eine Messe gelesen werde, sei in den Gottesdienst gegangen; während sie also in der Küche sich beschäftige, möchte er selbst sich einen Posten wählen. Da gerade vereinte Glockenklänge den Anfang des heiligen Meßopfers anzeigten, begab er sich an das Fenster des Schlafzimmers, um von dort aus wenigstens im Geiste der heiligen Handlung beizuwohnen.

Doch bei dem ersten Blicke durch die Dämmerung hinab

sieht er Soldaten, welche sich eben vor dem Gatter des Feldpfades anstellen.

„Gott stehe mir bei!" ruft er, wirft sich rasch den Mantel des Bruders um den Leib und dessen Hut auf den Kopf und wie, mit Wein und Eiern eintretend, die Schwester ihn anstaunt, stammelt er hinabdeutend: „Die Soldaten! die Soldaten! Lebt wohl!" und läuft über die kleine Treppe auf die Diele empor, reißt das Türchen unter dem Dache auf, schlägt es hinter sich zu und enteilt durch das Gebüsch des Bergabhanges, in welchen das Gebäude rückwärts eingesenkt war. — Sobald er sich im Freien sah, verschwand alle Besorgnis, da er sicher war, daß weder die Füße noch die Kugeln der Feinde ihn erreichen würden. Doch mit Entsetzen hört er Geschrei aus der Wohnung und vermutet schon die Soldaten darin: er vernimmt die Stimme der Mutter — er hört seinen Namen — er sieht das Türchen sich öffnen — er sieht die Mutter selbst — „Simon! Mein Simon!" ruft sie und läuft mit unglaublicher Geschwindigkeit über Stein und Dorn ihm nach. „Simon, nimm mich mit! Laß mich mit!" Unter solchen Ausrufungen dringt sie mit bloßen Füßen und ausgestreckten Armen durch das dichte Gebüsch dem Sohne nach, der vor der eigenen Mutter mit weit größerem Schauder flieht, als vor den bewaffneten Feinden.

Sie sinkt endlich zusammen und wird von der nacheilenden Tochter hinabgeschleppt unter stetem Sträuben und Wehklagen, zumeist noch unter dem Türchen, bis sie endlich auch da hineingezogen wird und jenes sich schließt. Die Unglückliche hatte nämlich aus ihrer Schlafkammer, welche an das Zimmer des Geistlichen stieß, alles vernommen; die Worte des Sohnes, den Jammer der Tochter; sie sprang aus dem Bette und unaufhaltsam lief sie nach.

Dieser Schreck lähmte nun aber die Glieder des Flüchtlings und warf ihn beinahe zu Boden. In diesem Augenblick hätten ihn die Verfolger am leichtesten erreicht. In Bälde belebte ihn Zorn und Grimm. Nur das Glockenzeichen der heiligen Wandlung rief ihn wieder zur Besinnung. Den Berg hinter dem Hause bedeckten kleine Kirschbäume, Birken, Erlen, von Haselgesträuch dicht umgeben. Unter diesem Schirme beschloß Platzer noch so lange zu verweilen, bis er entdecke, was

mit den Seinen geschehe und wohin die Soldaten sich wendeten. Er wählte sich zu diesem Zwecke beiläufig zweihundert Schritte vom Hause den Standort hinter einem dicken Lärchenstamme.

Mit Verwunderung sieht er die Bayern noch in ihrer früheren Stellung auf dem Talwege. Jetzt schreiten vier Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten herbei: ha — zwischen ihnen wird Blasius sichtbar, wie ein eben eingefangener Verbrecher. — Der Spähende zittert, hält sich an einem Aste und stöhnt und weint. — Jetzt wickeln sie die Tücher von den Schlössern: denn es hatte bis kurz vorher noch dünn geregnet. Der Gerichtsdiener von Schlanders entfaltet die Ketten und Fußschellen und zieht das Gatter auf. Die Schar, sechsunddreißig Soldaten, setzt sich in Bewegung, Mann hinter Mann: nur dem Blasius, der zwischen Bajonettenspitzen der dritte im Zuge ist, gehen zwei Soldaten zur Seite. Einige mit Blasius begeben sich in das Haus; die übrigen umzingeln es und erwartend, daß der Verfolgte da oder dort herausspringe, spannen sie den Hahn und zielen. Die Musketen fahren durch zertrümmerte Fenster hervor, und der ferne Zuschauer konnte daraus von der Brutalität und von dem Tumulte im Innern der Wohnung sich eine Vorstellung machen. Endlich zogen sie ab, und zwar ohne Blasius.

Auf dem Wege hatte sich inzwischen eine Menge von Talbewohnern gesammelt; die Unruhe ihrer Gebärden ließ ihre Neigung zur Tätlichkeit vermuten. Als die Soldaten aus dem Felde herabkamen, lachten sie; und wie der bärtige Feldwebel ein Still da! kommandiert, lachen sie noch schallender; einige jauchzen, andere pfeifen. Die Schar löste sich in mehrere Abteilungen auf, welche in verschiedenen Richtungen zur weiteren Aufspürung des Flüchtlings auseinandergehen.

Dieser beschloß nun, die Niederungen zu meiden. Er stieg durch das buschige und baumreiche Saugtal empor, anderthalb Stunden weit, zu dem einsamen Bauernhofe Obholz. — Nebel rollen noch an den Gebirgshöhen umher und die Morgensonne scheint erst als ein matter Lichtpunkt, den Umkreis mühsam erweiternd, hinter grauen Dünsten hervor. Unter dem breitkrämpigen Hute und in dem grauen Lodenmantel, der über die Knöchel hinabfällt, schreitet unser Bekannter schon hoch oben

durch das Grün der Feldung, welche in weit ausgedehntem Viereck den Hof umgibt.

Jetzt erreicht er das Haus. Er späht durch die Fenster, unruhig hin und her, wendet sich rasch der Tür zu und drückt die Handhabe des Schlosses. — Vergebens. Er klopft mit der Faust, daß es hallt. Niemand regt sich; alles stumm. — Sie sind zum Gottesdienst hinabgegangen. Sie müssen nun wohl bald kommen. Wer weiß, ob noch die alten Bewohner hier sich aufhalten? Auf Erden ist ja alles unsteter als diese wirbelnden und zerfließenden Nebel. Jedenfalls mag es sicherer sein, daß ich aus einem Schlupfwinkel die Leute ins Auge fasse, eh ich mich ihnen vertraue. — Neben dem, halb mit Gemäuer, halb mit Getäfel erbauten Hause steht eine geräumige, an den Berg sich anlehnende Heuscheune. An der Vorderseite ruht ihr Boden auf Mauerpfeilern, wodurch sich ein Schuppen bildet, für Holz, Körbe, Schlitten u. dgl. Da hinein begibt sich der Fremde und verschanzt sich hinter Gerätschaften so, daß zwar er eine bequeme Aussicht hat, aber kaum gesehen werden kann.

Eine kurze Zeit verfließt. Da schlendert zuerst ein Knabe herauf, nachlässig trillernd, eine Traube am Stengel tragend und jetzt sie vor das Auge hinhaltend und durchmusternd, ob ihm wohl keine Beere ausgefallen. Er zieht aus den dicht geschichteten Kienspänen vor der Hausmauer den Schlüssel hervor, womit er pfeifend aufschließt. — Diesen einmal kenne ich nicht — sagt der Verborgene zu sich selbst, — vermutlich der Hirtenjunge. Wie lebhaft erinnert er mich an eine längst entschwundene glückliche Zeit!

Bald darauf waren Stimmen vernehmbar. Zwei junge Männer tauchen hervor, unter lautem Gespräche den steilen Pfad heransteigend, in brauner, über die Hüfte reichender Jacke. Der erste, hoch und kräftig gebaut, etwa sechsundzwanzig Jahre alt; ein Spielhahnenfeder nickt schimmernd auf dem Hute. Der zweite ist kleiner und schwächer, den Hut in der Hand schleppend, den Schweiß aus der Stirn wischend. — „Die verfluchten Bayern hätten wir mit blutigen Köpfen hinausschicken sollen!" sprach der Vorausgehende. — Der Nachfolgende versetzte: „Noch wär es übereilt. Wir würden jeden Blutstropfen teuer bezahlen!" — „Du klügelst und rechnest immer!

Hundert Stutzen sperren dir das Tal, daß keine Maus hindurchschlüpft!" — Unter diesen Worten gingen sie im langsamen, weit ausholenden Bergschritte vorüber. — — „Ja, ja, sie sind es! Peter und Anton. Seit vierzehn Jahren hab ich sie nicht mehr gesehen. Wie oft spielte ich mit diesen Knaben, besonders mit Peter, auf diesem Grün da und drohen in der Alpe! Ob ihre gute Mutter noch lebt, welche mir so oft Brot und Milch gegeben? Gott lohn' es ihr! Wer hätte damals geahnt, daß ich so wieder hieher käme? Ein schauriges Labyrinth ist das menschliche Leben; niemand weiß, wohin er geht. Was hab' ich jetzt schon erfahren! Und was wird noch kommen? Allwissender, du weißt es! Soll ich denn aber nicht endlich diese von Moder dampfende Stätte verlassen; Doch vielleicht folgen diesen Bergbewohnern Soldaten oder Späher auf dem Fuße nach. Einige Zeit will ich mich noch gedulden." Er verliert sich jetzt in Gedanken, zerstört seinen ersten Reiseplan und macht sich einen neuen.

Endlich hört er wieder Geräusch. Er sieht hervor und sieht die ersehnte Bäuerin. Keuchend steigt sie heran; in schwarzem Trauerkleide, etwas gebeugt und eingeschrumpft, so daß sie kleiner scheint. In beiden Händen hält sie den Rosenkranz, der mit großen Beinkorallen und dem silbernen Kreuze über die Knie hinabschlägt. — Betend und hie und da seufzend geht sie vorüber. Ihr folgt, ebenfalls im Trauergewande, die erwachsene Tochter, sittsam in sich gesammelt. — Dem Manne im Hintergrunde pocht das Herz; das Gefühl irdischer Vergänglichkeit hatte noch nie seine Brust so tief durchdrungen. Ihm schien es, als wenn die gute Bäuerin aus dem Grabe aufgestanden wäre und in schauderhafter Erscheinung vorüberginge!

Länger vermochte er nicht zu bleiben. Kaum waren sie verschwunden, so geht er, sich duckend, aus dem Versteck hervor, späht und lauscht gegen das Gebüsch hinab und schreitet dem Hause zu. — Der Hirtenknabe stand unter der Tür und aß ein Stück Brot; er staunt den Fremden an. — „Junge, leiste mir einen Dienst und ich gebe dir einen guten Lohn." — „Was willst du denn?" — — „Stelle dich hieher auf die Ecke und schau sorgfältig hinab, ob kein Fremder kommt. Sobald du

einen siehst, tue einen lauten Pfiff und laufe zu mir in die Stube." — „Schon recht. Kannst dich verlassen bis zur Essenszeit."

Nach dieser Vorkehrung tritt er in das Haus, öffnet nach Sitte der Bauern ohne Anklopfen die Stubentür, den Hut auf dem Kopfe behaltend, den er nur beim Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" ein wenig rückte. — „In Ewigkeit!" erwidert das Mütterchen, welches im Hauskleide gerade aus der Nebenkammer hervortritt Peter zerschneidet unter dem Druckmesser die unlängst gekaufte Tabakrolle; Anton füttert und neckt seinen Kreuzschnabel.

„Habt's keine Schaf' und Böck' zu verkaufen?" — Er setzt sich ungeniert auf die Bank, schaut langsam in der Stube umher und sieht noch alles im alten: denselben runden Tisch und dieselben Lehnstühle aus Nußbaumholz; dasselbe schwarzgeräucherte Kruzifix mit den vier bemalten Kupferstichbildern; dieselbe Holzuhr mit dem stundenrufenden Kuckuck; sogar denselben Wasserkrug von Zirbelholz in der Ecke und dieselben Rosmarin- und Nelkentöpfe auf der Fensterbrüstung. Rührung durchbebt sein Gemüt.

Peter, das Tabakbrett beiseite schiebend, betrachtet ihn mit Verwunderung und erwidert: „Wie kannst denn um die Zeit nach Kleinvieh fragen? Die Passeirer Gstraunhändler [1]) kommen ja sonst im Langez [2]) und nicht im Herbst." — „Meine lieben Leut," versetzt der Viehhändler, „in itzigen Zeiten kannst nit fragen, was Brauch ist; du mußt schaun, wie du dich durchen derbringst." — — „Wo bist denn her?" — „Zu Riffian bin ich sonsten; wo's ist, wirst wohl wissen?" — — „Von Riffian?" ruft die Hausmutter, „dort war ja der Herr Simon, den die Bayern so entsetzlich verfolgen! Daß sich Gott erbarm, das war heut ein Tumult und Schrecken! Mir zittern noch jetzt alle Glieder! Wenn sie nur das gute Herrl nit kriegen! Ich habe ihm auf dem Wege herauf zwei Rosenkränz betet." — Anton sagte: „Den Blas [1]) haben die Soldaten im letzten Stuhl grade von meiner Seite weggezogen. Der Gerichtsdiener

[1]) Schöpsenhändler.
[2]) Lenz, Frühjahr.
[3]) Blasius.

kannte ihn. Die Schurken hätten den Geistlichen, wenn er am Altare gestanden wäre, vom heiligen Leib und Blut weggerissen!" — — Peter glühte noch von Zorn, und die Faust ballend sprach er: „Hätten sie doch den Herrn oder auch nur seinen Bruder vom Hause herabgeführt! Wie wären wir dann über die Halunken hergefallen! Wir hatten es schon geschworen." — „Kennt ihr das Platzerl?" fragte der Fremde. — „Wie sollten wir ihn nicht kennen!" erwiderte die Mutter. „Mein Gott, als er noch ein Bub war, da hütete er einige Rinder in der Saugalpe oben, und kehrte fast alle Tage bei uns zu." — — „Wir waren immer beisammen", sagte Peter. „Er roch jedes Vogelnest aus Stauden und Baumstämmen hervor; die Eichhörnlein traf er mit jedem Wurfe, und einmal erlegte er mit dem Steine sogar einen Hasen auf vierzig Schritte. Laufen konnte er auf und ab wie ein Jagdhund, und klettern wie ein Kater. Er war mir der liebste Bub in meinem Leben; ich kann ihn nie vergessen."

Anton zupfte den Peter am Ärmel und flüsterte ihm in das Ohr: „Der da ist kein Bauer von Riffian. Betracht die Stiefel! die Hände! Wie er sich einmummt!"

Lebhaft, beinahe halblaut, sprach Peter: „Er ist ein Spion! Ein Spitzbub! Er sucht den Herrn Simon! Ich fasse ihn am Hals!"

Anton zieht ihn zurück und spricht zum Fremden: „Wenn du von Riffian bist, so kannst du vielleicht über den Herrn Simon den wahren Bescheid geben? Einige sagen, er sei gar nicht in das Tal hieher gekommen; andere behaupten, er sei zwar in der Nacht hier gewesen, aber taleinwärts geflohen. Hast du ihn etwa, weil du gleichzeitig da bist, hieher begleitet? Oder weißt du wenigstens, wo er sich aufhält?" — „Vor uns," setzte die Bäuerin bei, „brauchst du nichts zu verheimlichen. Wir sind so verschwiegen, wie diese Wände. Sag es uns, wenn du es weißt!"

Der Fremde steht auf, wirft den Hut weg, zieht den Mantel aus, und spricht: „Da bin ich!"

Wäre ein Engel des Himmels plötzlich erschienen mit freundlicher Begrüßung: Staunen und Entzücken wäre nicht größer gewesen. — „Er ist es! Er ist es!" rufen sie nach-

einander, und dann alle zugleich, mit Inbrunst Hände und Kleid ihm küssend. — Auf das Geschrei stürzt auch die Tochter heran, die Verwunderung und Freude teilend. Die alte Bäuerin zittert und läßt sich auf die Bank nieder und weint. Platzer ergreift ihre Hand und spricht: „Gute Mutter, ich habe Euch nie vergessen! Oft hab' ich Eurer am Altare gedacht! Gott grüße dich, Peter! Und dich auch, Anton!" — — „Eher hätte ich," rief Peter, „heute den Jüngsten Tag erwartet!" — „Ihr konntet Euch doch gar künstlich verstellen!" sprach Anton. — „Ist denn der Vater schon im Himmel?" fragte Platzer. — „Will's Gott!" antwortete die Bäuerin, und verhüllte sich die Augen. — „Heuer, am Feste Christi Himmelfahrt hat ihn Gott zu sich genommen", bemerkte die Tochter. „Ihr seid erschöpft. Was darf ich Euch bringen?" — „Gute Josefa, ich fühle zwar keinen Appetit; doch will ich einen Löffel Suppe verkosten, wenn ich bitten darf." — „Unsere Morgensuppe steht schon in der Schüssel auf dem Herde." — „Trag herein und laßt mich mit euch essen, wenn es angeht."

Diese Angelegenheit ermunterte die Bäuerin: eilig sucht sie in dem Schranke der Nebenkammer den Elfenbeinlöffel hervor, den ihr die Schwiegermutter zum Brautgeschenke gegeben hatte. Auch wird das schön gewobene Tischtuch ausgebreitet, das sonst nur an Festtagen zum Vorschein kam. Indessen unterredet sich Platzer mit Peter und Anton über seine Verfolgung. — Man entrichtet gemeinsam das Gebet mit lauter Stimme und setzt sich zu Tische; auch der Hirtenknabe kommt herbei und staunt nicht wenig, statt des Bauersmannes einen Geistlichen hier zu sehen. — „Soll ich auf der Ecke bleiben?" fragte er schüchtern. — „Nimm erst dein Frühstück, braver Junge, und dann geh wieder hinaus." —

Platzer verkostet nun die Suppe. Seine Geschmacksnerven sind fühllos. Während ihn die andern ängstlich ansehen, steht der Knabe auf, hebt aus dem Wandkästchen seine Traube hervor und legt sie dem Geistlichen auf den Tisch hin mit den Worten: „Versucht einmal diese Beeren. Sie feuchten Euch wenigstens an. Ich stelle mich nun wieder draußen auf den Platz!" — Schon war er verschwunden, als Platzer ihn anreden wollte. Er belobt den wackeren Knaben und während

er Gutes von ihm hört, ißt er von der Traube, deren Saft ihn wirklich erquickt.

„Bleibt jetzt bei uns!“ sagt die Bäuerin. — „Bleibt bei uns!“ rufen beide Söhne und die Tochter. — — „Liebe Leute, ihr habt von der Unermüdlichkeit und von der Sucht meiner Verfolger keinen Begriff! Bedenkt, gestern früh suchten sie mich in Riffian und heute verscheuchten sie mich schon aus der Heimat in Martell. Wer weiß, ob sie nicht in Bälde auch hier erscheinen! Ich muß daher ungesäumt meine Flucht fortsetzen. Doch meinen früheren Plan, nach Ulten zu wandern, laß' ich fallen. Wie ein von seiner Richtung versprengtes Wild, verfolge ich den nächsten Weg, der sich öffnet. Ich flüchte mich über das Gebirge nach Graubünden, zu meinem geliebten Bischof. Wenn ich noch um etwas bitten darf, so ist es dieses: daß einer von euch beiden zu meinem Bruder Blasius hinabgeht.“ — — „Ich gehe! Ich gehe!“ rufen sie zugleich. — „Ich habe das Vorrecht, Anton. Ich bin öfters mit dem Herrn Simon umgegangen.“ — „Nun gut, Peter, so übernimm die Mühe und sag', dem Bruder, er soll bis heute abend auf das Kreuzjoch zu der blauen Platte einen zuverlässigen Mann schicken, der mich über die Berge in die Schweiz führen kann. Mit diesem soll er mir ein anpassendes Bauernkleid senden, auch Brot, geräuchertes Fleisch und fünf Kronentaler. Er selbst soll zu Hause bleiben bei der kranken Mutter und bei der Schwester. Grüße sie mir von Herzen; sie sollen für mich beten und unbekümmert sein.“

Schon langt Peter nach der Tür. — „Peter, gib mir noch die Hand! Gott weiß, wann wir uns wieder sehen!“ — „Noch nehmen wir nicht Abschied, Herr Simon! Ich komme zu Euch auf das Kreuzjoch!“ — Flugs schlüpft er durch die halb offene Tür und läuft über die Feldung hinab

„Ihr müßt mich mit Euch gehen lassen!“ sagt Anton — „Was fällt dir ein? Wozu? Dieser Berg ist ja mein alter Bekannter!“ — — „O, nicht deshalb! Aber ich möchte noch manches mit Euch reden.“ — „Das ist ein anderes.“

Der Geistliche segnet nun alle und verabschiedet sich bei Mutter und Tochter. Diese weinen, als wenn er der nächste Angehörige wäre.

Der Hirtenknabe steht noch auf der Ecke. Platzer reicht ihm ein Silberstück: „Nimm dieses hier für die Wache und für die Traube.“ — Der Junge lehnt errötend das Geld ab und weigert sich standhaft. Der Priester, über die edle Gemütsart erfreut, betrachtet das Feuer der hellen Augen, die weiße, schön gewölbte Stirn, und fragt, wie lang er in die Schule gegangen? — Drei Winter, und jedesmal hab' er ein Büchlein bekommen. — „Möchtest du nicht ein Geistlicher werden?“ — „Möchte wohl, aber ich kann nicht.“ — „Anton, bei nächster Gelegenheit führe den Jungen zu dem Herrn Kuraten und melde nebst meinem Gruße die dringendste Bitte, daß er ihn zum Studieren vorbereite, wie er auch mich einst in ähnlichem Zustande übernommen habe. Für das Weitere werde ich selbst sorgen mit Gottes Hilfe.“ — Der Knabe staunt ihn mit großen, blauen Augen an, aus denen eine Freudenzähre hervorglänzt. Er steht noch außer Fassung, als der Priester sich schon entfernte. Jetzt erst fährt er auf, läuft die wenigen Schritte nach, und drückt auf die Hand des Wohltäters den heißesten Kuß. Die Bäuerin und ihre Tochter stehen im Gärtchen ober dem Hause und folgen mit unverwandtem Blicke dem werten Gaste, bis der nächste Hügel ihn verbirgt. —

Die Wolken hatten sich aufgelöst und ihr dünner Rest umgibt kreisförmig wie eine Silbermauer den Azurhof der Sonne. Die mannigfaltigen Felsenzinken erscheinen wie eine Reihe von Riesen, welche stehend, sitzend, lehnend nach dem Sturmbade behaglich die Gliedmaßen trocknen. Aus dem Hintergrunde schimmern zwischen Palästen und Türmen von Granit unheimliche, verlockende Eisgärten über labyrinthischen Kammern und Gängen. Das dunkle Grün der Hochwaldung schaut heiterer nieder nach der nächtlichen Erfrischung; das alternde Gras der Alpen und Wiesen lacht noch einmal jugendlich. Nur die vielen Bäche an beiden Seiten stürzen noch immer trüb und zornig über die Gehänge. Von den hoch umher gestreuten Höfen und von den Weilern der Niederungen steigen senkrechte Rauchsäulen; und bei ihrem Anblicke kann unser Wandersmann der Talbewohner sonntägliche Ruhe und Erquickung ahnen und, bei aller Entbehrung, gleichsam mitempfinden.

Umschauend auf Himmel und Erde blieb er da und dort stehen; Felsen und Wälder, Wiesen und Wohnungen, ja, das ganze liebe Heimattal nahm er von neuem in die erweiterte Seele auf, um all dieses als kostbarstes Eigentum mit sich in die Fremde zu tragen.

Sie waren eine geraume Strecke taleinwärts geschritten über Wiesen und Weiden, über Bäche und Erdbrüche, von Gegend und Bewohnern sich unterredend, oder in schweigender Betrachtung. — Jetzt steigen sie aus einem Tälchen zwischen Föhren empor und auf einen mit Hagedorn besetzten Vorsprung hinaus, von wo, wie sie wußten, eine schöne Aussicht über das Tal bis zur Kirche sich eröffnet. Neugierig eilt der regsame Platzer voran. Sein erster Blick fährt der lieben Heimat zu. Er sieht das Häuschen. Er ahnt das Fenster, woran der Bruder sitzt; er stellt sich die Mutter und Schwester vor, wie er sie gestern gesehen. Niemand tritt hervor, niemand kommt hinzu. Alles so einsam und so regungslos. — Dann gegen die Kirche hinaus das Auge wendend, ruft er: „Die Soldaten! Siehst du sie dort? Neben dem Wirtshause!" — „Ich glaube jetzt etwas Dunkles zu entdecken; aber ich wüßte nicht, ob es Menschen sind oder eine Herde oder etwas anderes." — — „Ich sehe die Musketen und Bajonette. Ringsherum scharen sich Bauern. Wenn nur kein blutiger Zusammenstoß erfolgt! Jetzt ziehen sie ab, siehst du? Alle! Alle! Auswärts! Siehst du nicht? An dem Ellenbogen gehen sie vorbei; schon sind sie hinter ihm verschwunden. Hoffentlich verlassen sie endlich das Tal. Gott sei Dank!" — „Ihr habt doch Augen wie ein Adler. Der Peter kennt auch die Leute von einem Berge zum andern; aber ich war kurzsichtig von Jugend auf."

Platzer wirft der Heimat und den Seinen darin noch inbrünstige Blicke zu und sein letztes Lebewohl und setzt mit dem Begleiter die Reise fort, in das Gebirge einlenkend, über dünn bewachsenes Kalkgestein. —

„Anton, welchen Aufschluß wünschest du von mir?" fragte nun Platzer. „Beinahe hätte ich darauf vergessen."

„Manches hab' ich nun gehört und etwas heute sogar gesehen von der Verfolgung der Geistlichkeit. Aber in die eigentlichen Ursachen und in den Hergang habe ich noch keine klare

Einsicht. Ihr könntet mir es wohl am besten erzählen, wenn es Euch nicht zu beschwerlich fällt." — „Ganz und gar nicht, mein lieber Anton. Vielmehr macht mir deine Wißbegierde große Freude. Aber wo beginne ich nun? Was hebe ich hervor? Was lasse ich fallen? Denn für das Umständliche der Gesamtheit würde dir die Geduld ausgehen und mir die Zeit." — — „Richtet die Rede ein, wie es Euch beliebt." —

„Der gutmütige König von Bayern hat, wie du weißt, zwar feierlich versprochen, alle herkömmlichen Rechte Tirols, und insbesondere auch unsere Religion zu ehren und zu beschützen. Aber die Minister machten es bei diesem Schutze der Kirche wie der Dornstrauch mit dem Schäflein." — „Ah, ich merke schon, was Ihr sagen wollt. Der Herr Frühmesser hat uns in der Predigt das Geschichtlein vom Dornstrauch und Schäflein erzählt; aber er hat eine andere Anwendung davon gemacht: der Dornstrauch sei die Erde und das Schäflein sei die Seele. Aber nun hab' ich Euch unterbrochen." — — „Im ersten Jahre seit der Besitznahme Tirols wurde die Kirche wenig beunruhigt; jedoch dieser scheinbare Friede war nur die verborgene Vorbereitung zum Angriffe. Auf einmal flogen, wie zerstörende Bomben, aus dem königlichen Ministerium Dekrete auf Dekrete, welche zertrümmernd in die kirchliche Ordnung schlugen, so schon das erste: alle Erlässe des Papstes und alle öffentlichen Verfügungen der Bischöfe seien künftighin ohne königliche Gutheißung ungültig und nichtig." — „Demnach hätte der König freilich schon mit dem ersten Griffe den Hirtenstab in der Hand! Er wäre nun Bischof und Papst!" — — „Anton, das würden dir die Gegner nicht zugeben. Die göttliche Macht im Priester rühmen auch sie; diese habe kein König und Kaiser. Aber weil die Geistlichen auch Menschen seien, und, ihre hohe Gewalt mißbrauchend, Einrichtungen verordnen können, welche dem Staate schädlich seien, so müsse der Landesfürst, der für das Wohl aller seiner Untertanen verantwortlich sei, das Recht der Aufsicht haben und der Verhinderung alles dessen, was er für nachteilig erachte." — „Am Ende müßte also der Bischof, wenn er einen Priester weihen will, vorher bei den weltlichen Herren um Erlaubnis bitten!"

„Wirklich hat die Regierung den Bischöfen strengstens verboten, die Priesterweihe jemanden zu erteilen, der nicht von den Lehrern der königlichen Hochschulen das Tauglichkeitszeugnis vorweisen könne.“ — „Also vertraut man den Schulmeistern mehr als den Bischöfen!“ — — „So scheint es. Sogar das hirtenamtliche Recht, Kuraten und Pfarrer anzustellen, riß die Regierung an sich. Die Bischöfe sollen drei Priester vorschlagen, den Beliebigen ernennt dann der König; und wenn von den dreien keiner zusagt, so langt er nach eigenem Gutdünken in die Gesamtheit der Geistlichen hinein wie in einen Taubenschlag und zieht denjenigen hervor, der ihm gefällt.“ — „Wie kann denn aber der König eine geistliche Gewalt erteilen, die er selbst nicht hat?“ — — „Da sagen sie so: jeder Priester habe schon durch die Weihen alle innere Macht zu allen priesterlichen Verrichtungen; der König weise ihm bloß die äußere Stelle an. Doch diese Ansicht widerspricht der kirchlichen Lehre. Vom Bischofe geht nicht bloß die Weihe aus, sondern auch die Sendung und nur durch Ermächtigung vom Oberhirten wird der Priester Hirt einer Herde.“ — „Aber Herr Simon, nach der neuen Einrichtung kriegen wir königliche Herren statt geistlicher Hirten!“ — — „Allerdings. Die Bischöfe selbst werden bloß als höhere Beamte angesehen, als Staatsdiener in Ansehung der Religion, wie andere in Ansehung des Krieges, der Wissenschaften, der Rechtspflege u. s. w. Und wie diese übrigen ihre Vorschriften von dem Landesfürsten empfangen, so sind auch die Bischöfe an die königlichen Befehle in geistlichen Angelegenheiten angewiesen, ja sie wurden aufgefordert, zum voraus der königlichen Regierung, sie möge was immer gebieten, einen blinden, unbedingten Gehorsam eidlich zu geloben.“ — „Ha! ha! Das dürfte ja nicht einmal ein gemeiner Mann tun, geschweige denn ein Kirchenfürst! Ich einmal tät's nicht.“ — — „Die Bischöfe wollten den pflichtgemäßen Gehorsam für alles Erlaubte beschwören; doch jede Bedingung wurde verworfen. Der Untertan hatte in jedem Falle zu gehorchen und nie eine Ausnahme zu machen.“ — „Ja, wenn man wüßte, daß nur Rechtmäßiges befohlen würde!“

„Die Bischöfe protestierten nachdrücklich und wendeten sich

an den Papst. Der Heilige Vater billigte und belobte ihren Widerstand und ermahnte sie zur unermüdlichen Ausdauer. Als die Regierung Kunde bekam, so verbot sie alsogleich den Bischöfen jede fernere Anfrage in Rom." — „Aber so kommt es doch wieder auf dasselbe hinaus, was ich schon anfangs sagte: der König ist jetzt Bischof und Papst!" — — „Wenigstens will er in seinem Staate die päpstliche und bischöfliche Macht nur als dienstbare Geister dulden, und wagt es, mit weltlicher Hand das geistliche Ruder zu führen." — „Ich bin neugierig, wie nun der Streit weiter verlief."

„Im vorigen Jahre um diese Zeit wurde der Bischof von Trient, Emanuel, nach Innsbruck berufen, und etwa zwei Wochen später unser Bischof Karl Rudolf, der damals nicht in Chur sich befand, sondern zu Meran. Der Generalkommissar Graf A. machte dem einen wie dem anderen sogleich den freundlichen Besuch und erwies ihnen alle gebührende Ehre. Doch wie eine Schlange unter Blumen, rückte unter den Höflichkeiten der politische Versuch hervor, die Bischöfe zum erwünschten Gehorsam gegen den König zu bewegen." — „Nehmt es nicht übel, daß ich Euch schon wieder unterbreche; warum wurde denn der Bischof von Brixen nicht auch berufen?" — — „Man weiß es noch nicht genau. Man vermutet, weil der Domherr, welcher in Brixen die Geschäfte leitet, gegen die Regierung nachgiebiger war, als man billigen kann, deshalb habe Bayern den Bischof selbst, der doch gegen alles Unkirchliche und Unerlaubte sich ausdrücklich verwahrte, schonender behandeln wollen. Einige sagen, die Regierung habe sich mit einigen kleineren Zugeständnissen eiligst den Schein des Sieges gegeben, um dadurch die Widerspenstigkeit der übrigen Oberhirten in ein desto klareres Licht zu setzen. Diese scheinen selbst etwas Ähnliches vermutet zu haben, indem sie ihren Amtsbruder zur Kampfgenossenschaft einluden. Doch Franz Karl lag krank, und einen Stellvertreter wollte Brixen, seiner Ruhe froh, ohne Notwendigkeit nicht senden." — „Wie erging es nun aber den beiden anderen Bischöfen in Innsbruck?"

„Der Generalkommissar bearbeitete jeden einzeln. Da er Emanuels Weichherzigkeit kannte, so schilderte er mit den grellsten Farben die traurigen Folgen einer Fortdauer des

Zwiespaltes: ob er verlangen könne, daß die Majestät ihm den Sieg zugestehe und zurücktrete? Er, der Untertan, möge dem Monarchen das Opfer der eigenen Ansicht bringen: die Verantwortung trage der Landesfürst. Wenn dagegen das Gewissen Unzähliger beängstigt, die Seelsorger uneinig, die Gemeinden zerrüttet würden, so falle die ungeheure Last der ganzen Schuld auf den, der dazu die Veranlassung gegeben. Emanuel hörte ihn tief gerührt; doch unter den sanften Wellen zarter Gefühle stand unverrückt der Fels des Charakters. Als Antwort las er dem Grafen das päpstliche Breve vor und sprach: Wem soll ich in kirchlichen Angelegenheiten gehorchen: dem Könige oder dem Papste? Den Befehlen, welche ich als bedauernswerte Neuerungen betrachten muß, oder den Gesetzen, welche so alt sind als die Kirche und die ich eidlich beschworen habe? Kann da noch ein Zweifel obwalten? Sagen Sie selbst, Herr Graf, denn Sie wollen nicht minder als ich ein rechtschaffener Mann sein: was würden Sie an meiner Stelle tun? — Er hatte bei dieser Frage traulich beide Hände des Grafen gefaßt und sieht ihm liebevoll in das Gesicht. Wirklich konnte dieser die Bewegung des Innern nicht völlig unterdrücken, und erst nach längerem Verstummen riß er sich mit der Bemerkung aus der Verlegenheit, daß denn doch selbst gelehrte Priester unverhohlen die Ansicht aussprächen, die königlichen Forderungen verstoßen durchaus nicht gegen das Wesentliche der Kirche. Als der gelehrte Bischof ihm das Gegenteil nachwies, entschuldigte sich der Generalkommissar, er sei kein Theologe und könne daher in die Irrgänge dieser Wissenschaft nicht eingehen. Das Scheiden war etwas zurückhaltender als das Kommen, doch immerhin noch gefällig. Er wiederholte die Besuche und brachte jedesmal neue Einwürfe, die er aus der Rüstkammer der Aufklärung entlehnte. Doch an dem Demantschilde der kirchlichen Wahrheit prallten alle Geschosse ab."

„Bei unserem Bischofe kam der weltliche Herr gewiß nicht glücklicher davon!"

„Er versuchte hier eine andere Art des Angriffes. Auch hier unterließ er zwar keineswegs die höflichsten Ehrenbezeigungen; doch vor dem offenen, kräftigen Gegner glaubte er etwas nachdrücklicher sich aussprechen zu sollen. Karl Rudolf sei ein aus-

ländischer Bischof; nur die hohe Auszeichnung seiner Persönlichkeit habe die ausnahmsweise Duldung seines Hirtenamtes auf einem Teile des bayrischen Königreiches veranlaßt und anfangs gerechtfertigt. Wenn jedoch der Bischof von Chur bei den neuerlich dargelegten Grundsätzen beharren würde, so könnten die Maßregeln, zu denen sich die Regierung gezwungen sähe, leider nicht zweifelhaft sein. Den Schluß dieser Rede begleitete der Staatsmann mit einem bedeutungsvoll warnenden Blicke. Karl Rudolf stand in ungetrübter Ruhe ihm gegenüber; ein leises Lächeln erheiterte das ehrwürdige Antlitz und er äußerte gelassen: Sie wollen mich also durch Schrecken zu meiner Pflicht treiben, wie man die Jugend zu behandeln pflegt? — Dem Grafen wallte brennendes Rot über die Wangen. Jener fuhr ernster fort: Die zugestellten Befehle des Königs kann ich deshalb nicht vollziehen, weil es Gott verbietet. Wenn Se. Majestät bei dem Oberhaupte der Kirche meine Enthebung von dem tirolischen Anteile meiner Diözese gesetzlich einleitet, so wird schon dem bloßen Wunsche des Heiligen Vaters augenblicklich meine freie Einwilligung entgegenkommen. — Der Generalkommissar, durch die Würde der Entgegnung etwas betroffen, bat in geschmeidigen Ausdrücken, mit dem Herben seiner Aufträge ja nicht die persönliche Gesinnung zu verwechseln; von neuem sich in Lobeserhebungen ergießend, läßt er die Erklärung folgen: der Rücktritt eines so hoch begabten Kirchenchefs würde für die religiösen Interessen um so beklagenswerter sein, da derselbe als ganz zwecklos erscheinen müßte, denn die allerhöchsten Verordnungen Sr. Majestät seien als unabänderliche zu betrachten, und diese würden daher immerhin für die Diözese vorteilhafter unter dem alten geliebten Oberhirten ausgeübt als unter einem neuen, aufgezwungenen. Karl Rudolf erwiderte: Von meinem Rücktritt braucht so lange kein Wort zu fallen, bis der Heilige Vater ihn will. Keine andere Macht auf Erden kann mich zur Verzichtleistung bewegen, weil keine andere dazu das Recht hat.

„Das war denn doch eine bischöfliche Antwort!" rief Anton unterbrechend. — Platzer fuhr fort:

„Der Generalkommissar verschlang das Bittere, ohne die Miene zu verziehen und äußerte: mit Vergnügen bemerke er

dieses heitere Wegsehen von der bloßen Möglichkeit eines düsteren Ausganges. Das Gewölk werde sich auflösen, ohne sich zu entladen; bei dem Hochsinne Sr. Majestät und bei dem edlen Herzen des würdigen Bischofs lasse sich eine innere feindliche Richtung gar nicht denken. Um die wenigen Mißverständnisse zu zerstreuen, welche sich äußerlich zwischen beide geworfen, habe sich die königliche Regierung die Gegenwart Sr. Hochwürden erbeten. Damit jedoch dieses schöne Ziel so bald als möglich erreicht werde, müsse er, da er selbst kein Gottesgelehrter sei, um die Erlaubnis ersuchen, bei den betreffenden Unterredungen sich durch den hochverdienten königlichen Gubernialrat und Professor des Kirchenrechtes, Priester B., vertreten zu lassen. Karl Rudolf erklärte sich damit zufrieden. Das Gespräch wendete sich jetzt auf zufällige Gegenstände, auf die schönen Oktobertage, auf Innsbrucks großartige und anmutige Umgebung, und man schied wie von einer gewöhnlichen Höflichkeitsvisite. Schon am folgenden Tage ließ sich der angedrohte Vorkämpfer melden. Der Bischof hatte ihn am letzten Abend auf dem Spaziergange gesehen, eine hohe Gestalt, in blauem Fracke und gelben Nankinpantalons. Jetzt trat er in schwarzer Staatsgalla ein, mit bayrischem Ordensbande und mit dem seidenen Doktormantel, in der Hand den zweispitzigen Beamtenhut mit goldenen Quasten. Karl Rudolf näherte sich ihm würdevoll und begrüßte ihn mit den nachdrücklichen Worten: Sie sind also derjenige, welcher Papst und Bischöfe in kirchlichen Rechten eines Besseren belehren will? — Der Professor stutzte, faßte sich aber sogleich und erwiderte: Ew. bischöfliche Gnaden, die Autorität der Wissenschaft ist die Wahrheit. Wenn ich durch gewissenhafte Studien zu Überzeugungen gekommen sein sollte, welche mit denen einzelner Kirchenvorstände nicht übereinstimmen, so würde ich es aufrichtig bedauern, ohne es vor Erlangung einer besseren Einsicht ändern zu können. Denn die Gedanken liegen nicht in unserer Willkür. Übrigens bin ich von dem königlichen Generalkommissariate beauftragt, für etwaige Aufschlüsse über die Handlungsweise der Regierung mich zu Diensten zu stellen. — Die Handlungsweise der Regierung, antwortete der Bischof, kann mir am allerwenigsten ein Geheimnis sein, da ich sie genugsam erfahre. Doch man erwartet,

daß Sie dieselbe, wie allerwärts, auch bei mir rechtfertigen werden. Wollen Sie wirklich den Versuch unternehmen? — Wenigstens bekenne ich unverhohlen, daß ich als Christ und Untertan die königlichen Maßregeln billige und verehre. Allerdings darf man dieselben nicht mit dem Üblichen der Vergangenheit vergleichen, sondern man muß sie nach dem Bedürfnisse der Gegenwart bemessen und nach dem Gesetze der Natur beurteilen. Die Nachfolger der Apostel schienen jenes große Wort ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt' gar zu lange vergessen zu haben, und lieber als den Spruch des leidenden Heilandes eigneten sie sich den des verklärten zu: ‚Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden.' Diejenigen, welche sich Religiöse und Geistliche nannten, häuften um sich her die Besitzungen der Familien, praßten in Überfluß, prunkten in Glanz, mischten sich in alle Welthändel, zogen alle möglichen Vorrechte an sich, führten die Völker am Gängelbande und waren die Vormünder, endlich die Herren der Könige und Kaiser. Eine solche ungeheure Naturwidrigkeit konnte nicht dauern. Die Morgenröte der Aufklärung stieg unaufhaltsam empor über die Finsternisse der Zeiten. Die Fürsten erwachten, zerrissen die unwürdigen Bande, befreiten ihre Rechte und öffneten die Pforten eines neuen Weltalters, wo die Kirche und der Staat aus der unseligen Vermischung sich ausscheiden, um ihre natürliche Gestalt anzunehmen und ihrer göttlichen Bestimmung gemäß innerhalb ihrer Grenzlinien zur Wohlfahrt der Menschheit zu wirken. Dahin bewegt sich der Gang der Zeit; wer will, wer darf, wer kann sich hemmend ihr entgegenwerfen? Wer sollte nicht freudig und begeistert mit ihr vorwärts schreiten? — Als der Bischof von dem Abschlusse der Rede überzeugt war, begann er: Auch Päpste und Bischöfe sind schwache Menschen. Wären unter der Geistlichkeit keine Fehler und Mißbräuche zu finden, so müßte man sich weit mehr verwundern, als über ihr wirkliches Vorhandensein. Gleichwohl bedauere ich, daß selbst Sie, ein gelehrter Priester, die gewöhnliche Verblendung teilen und das Große und Erhabene jener Jahrhunderte nicht einsehen, wo aus dem Christentum den Regierungen eine Erleuchtung zufloß, welche die künstlichen Lampenlichter der Staatsmänner schlecht ersetzen, und eine Kraft,

welche der bloßen Natur unmöglich ist. Von Unnatur des Geistlichen im Weltlichen rede man nicht. Auch die erste christliche Gemeinde hat zu den Füßen der Apostel und Diakonen das Geld niedergelegt, und ihnen hat sie die Sorge für ihr Zeitliches übertragen. Die Religion soll der Geist nicht nur für die Seele sein, sondern auch für alles Leibliche, und nicht nur für Familien, sondern auch für Staaten. Erst die unbefangene Zukunft wird den Ausspruch fällen: ob die sogenannte finstere Zeit unter der Leitung des Priestertums, oder die sogenannte helle Zeit der Aufklärung den Vorzug verdient, das heißt ob dort oder hier die Menschen besser und glücklicher waren. Doch lassen wir die Vergangenheit. Die Fürsten genießen längst ihre Unabhängigkeit; die Kirche ist so viel als möglich auf das rein Geistliche beschränkt. Aber damit begnügen sie sich nicht. Sie wollen allein herrschen in allem, somit auch im Heiligen. Die Kirche zu unterjochen und zur bloßen Magd des Staates zu machen, dahinaus gehen die Bestrebungen der Regierungen! — Der Professor entgegnete: Der rechtschaffene, christliche König sei weit entfernt, das Göttliche und Wesentliche der Kirche antasten zu wollen; er rühre an keinem Glaubensartikel und an keinem Sakrament. Aber derartige Dinge, welche bloß menschlicher Natur seien und Bestandteile der zeitlichen Angelegenheiten, unter Aufsicht und in Leitung zu nehmen, erheische die Regentenpflicht. So zum Beispiel sei das heilige Meßopfer als göttliche Einsetzung anerkannt, aber Zeit, Ort, Zahl und Aufwand seien äußerliche Zufälligkeiten, und insofern diese für die Wohlfahrt der Untertanen nicht gleichgültig seien, unterliegen sie dem Willen des Monarchen. — Der Bischof versetzte: Das Priestertum an sich selbst gleicht nach diesen Grundsätzen dem Schatze, den man vergraben, dem Auge, das man verbunden hat; dem Leben des Scheintoten, oder jener riesenstarken Königstochter, welche, wie die alte Sage meldet, in angezaubertem Schlafe liegen mußte, bis ein Held kam und mit dem Schwerte den Bann löste. So wäre auch die priesterliche Macht ohne Tat, ohne Laut, ohne Bewegung, bis das Zepter des Königs sie berührte und in das Leben riefe. Aber in was für ein Leben, wenn Ort, Zeit, Zahl, Eigentum, alles äußere Tun und Lassen von einem

fremden Willen abhängt? Wo auf Erden findet sich eine so drückende und schmähliche Sklaverei, als diejenige, welche hier der Kirche zugedacht wird? Und diese Gewalttätigkeiten gegen dieselbe nennen Sie ihre Reform und die Zurückführung in ihre gehörigen Grenzlinien? Sehen Sie zurück auf den Ursprung! Hat Christus den Pilatus befragt oder den Vierfürsten Herodes, wann und wo er das Evangelium verkünden dürfe? ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!‘ war die Antwort der Apostel gegen das Verbot der weltlichen Regierung nicht nur zu Jerusalem, sondern auf der ganzen Erde. Die Kirche wurde von Christus als eine freie eingesetzt, ausgestattet mit göttlichen Rechten und himmlischen Kräften, und sie hat ihre von der Erde unabhängige Würde gegen alle Mächte und Herrschaften der Welt, gegen alle Verfolgungen der Schlauheit und Gewalt, gegen Ketten und Kerker, gegen Feuer und Schwert unerschütterlich und unüberwindbar behauptet. Und diese Unabhängigkeit und gottverliehene Freiheit der Kirche nennen Sie etwas Unwesentliches, etwas bloß Menschliches, etwas Zufälliges? Hören Sie ein wichtiges Bekenntnis, das der Feder eines von Ihnen hoch verehrten Staatsmannes entschlüpfte: ‚Wie jedes andere alte Holz, ist auch der Stuhl Petri endlich morsch geworden; die päpstlichen Bannblitze sind erloschen; der Heilige Vater thront nur noch als Schattenbild zu Rom: das Papsttum ging den Weg alles Fleisches, und die Regierungen bestatten es eben zur Erde. Wir sind endlich befreit und machen eine gute Erbschaft.‘ Was sagen Sie zu diesen christlichen Grundsätzen Ihres ehrenwerten Freundes? — Der Professor wiegte betroffen und bedenklich den Kopf, während der Bischof den Brief auf den Tisch zurücklegte. — Dieser fuhr fort: Das Ziel aller Beschränkungen des kirchlichen Oberhauptes haben wir eben durch ein klar zeigendes Fernrohr gesehen. So viel also vom Papste. Uns Bischöfe will man nur noch als Räder der Staatsmaschine dulden, die Seelsorger als Klapperstäbe, die Religion selbst nur noch als Bewegungsmittel, wie die Luft der Windmühle. Den weltlichen Herren ist das Christentum vielfältig abhanden gekommen, und da sie Heiden geworden, so wollen sie auch, wie einst die Heiden, die Religion nur als einen Hebel des Staates betrachten, um

damit auf die Masse zu wirken. — Der Professor konnte seine Unruhe nicht verbergen; ohne aufzublicken, entgegnete er: Der Staatsmann meinte nicht den Nachfolger des bußfertigen Petrus, sondern des herrschsüchtigen Gregor VII. Nicht das Oberhirtenamt ging zu Grabe, sondern die päpstliche Weltherrschaft. Zudem dürfte die Privatäußerung eines einzelnen Staatsdieners nicht der Regierung als Grundsatz untergeschoben werden. Diese macht aus ihrer Gesinnung nicht Hehl. Sie verlangt bloß das natürliche, also göttliche Recht des Staates, unabhängige, oberste Beherrschung der gesamten Öffentlichkeit innerhalb ihres Gebietes. Alle Glieder des Leibes gehorchen einer Vernunft und einem Willen. Was wäre ein unabhängiger Arm oder Fuß? Unabhängige, öffentliche Gesellschaften innerhalb der großen Staatsgesellschaft machen den Organismus dieser letzteren zur ekeln und unglückseligen Mißgestalt. Die göttliche Bestimmung, die notwendige Einheit, die vernünftige Sicherheit des Königreiches erheischen auch gegen die kirchliche Gesellschaft die Anwendung und Behauptung unveräußerlicher Rechte. — Der Bischof lächelte und sprach: Empfangen Sie meinen herzlichsten Beifall für die eben ausgesprochene Notwendigkeit der inneren Unabhängigkeit des Staates. Gewiß, es wäre sonst kein Staat, sondern bloß eine Provinz. Aber ist die Freiheit, welche zur Existenz des Staates notwendig ist, nicht auch für die Existenz der Kirche unentbehrlich? Oder was wird aus der Kirche, wenn sie weltliche Mächte ohne Weihe, ohne Befugnis, meistens sogar ohne Einsicht regieren? Sie würde in eben so viele Stücke zerfallen als Staaten sind, und nirgends mehr das sein, als was sie Christus eingesetzt hat. — Der Professor erwiderte: Die Gefahr in der Anwendung auf das Große und Allgemeine läßt sich nicht verkennen. Doch der eine christliche Glaube wird sich behaupten unter allen Regierungen, wie auch die äußeren Einrichtungen und Gebräuche von einander abweichen. Der Geist der Religion ist unsterblich; ihr Leib muß die Schicksale hinnehmen, welche über ihn kommen. Zwei Unabhängigkeiten innerhalb derselben Grenzen sind unmöglich, und so dulde demütig die Kirche nach dem Vorbilde ihres göttlichen Gründers und es herrsche in unbestrittener Hoheit der Staat! — Nach Ihrer Ansicht wären wir also wirklich

in die Zeiten des Heidentums zurückversetzt, wo die Kirche zum Staate im Verhältnisse des Unterdrückten zum Unterdrücker stand? Doch wie damals, wird auch jetzt die Verfolgung ihren Zweck nicht erreichen. An die Stelle des greisen Papstes, den man in Frankreich durch den Giftbecher des Grams getötet, trat, aller Hindernisse ungeachtet, ein männlich kräftiger; das Amt der rechtmäßigen Bischöfe, welche in Kerkern schmachten oder in der Verbannung, verwalten diejenigen, welche dazu die Vollmacht erhielten; vor den aufgedrungenen Seelsorgern wird das Volk zurückfliehen, wie vor Verpesteten: der Altar wird leer, die Kanzel stumm, die Kirchen werden verödet, der Gottesdienst wird großenteils aus der Öffentlichkeit verschwinden, und wie in den ersten Zeiten in Privathäuser und geschlossene Säle, in Wälder und Höhlen sich zurückziehen; die Regierung wird mit unsichtbaren Mächten kämpfen und bloß an der allgemeinen Zerrüttung die Wirkungen des Widerstandes bemerken. Sorgt der Monarch auf diese Art für die öffentliche Wohlfahrt? Und zu einer so alles zerstörenden und das Heiligste auflösenden Handlungsweise verleitet ein bloß eingebildetes Gespenst, der Wahn von der Unmöglichkeit zweier Unabhängigkeiten nebeneinander. Der Adler hat zwei Flügel, und nur durch die gemeinsame Tätigkeit beider schwingt er sich empor; der Leib hat zwei Hände und eine jede hat ihre eigenen Verrichtungen; nicht nur paarweise leben und wandeln freie Menschen nebeneinander: und nur der christliche Staat und die christliche Kirche sollten nicht frei auf demselben Boden bestehen können? Für die Selbständigkeit und Sicherheit des ersten sollte die Knechtschaft und Fesselung der zweiten die unerläßliche Bedingung sein? Ist nicht derselbe Gott das Oberhaupt beider? Und hat Gott nicht verschiedene Geschäfte beiden angewiesen? Kann sich nicht jedes mit der Unabhängigkeit innerhalb seines Kreises begnügen? Bewegen sich nicht die Pulse der Adern nach eigenen Gesetzen, während nach anderen die Seele denkt? Nur in der Freiheit gedeihen und erblühen Staat und Kirche, und nur in ihrer Eintracht die Menschheit. — Eine Pause folgte. — Der Bischof ergriff von neuem das Wort und sprach mit Wärme: Überlegen Sie diese Gedanken, und wenn Sie damit einverstanden sind, so verdrängen Sie

durch die Wirkungen der neuen Überzeugung die Folgen der früheren. — Ich will darüber nachdenken, antwortete der Professor und trat mit Verbeugungen ab."

Anton hatte wie atemlos gehorcht und sich in die Erzählung völlig versenkt; jetzt erst kam er gleichsam wieder zu sich und sprach: „Herr Simon, das war doch ein merkwürdiger Diskurs. Er hat mir aber den Kopf mehr angestrengt als die hochstudierteste Predigt des Herrn Frühmessers. Hat sich dieser Geistliche wohl wirklich bekehrt?"

Platzer antwortete: „Er ließ sich bei dem Bischofe nicht mehr sehen; auch änderte sich weder seine Lehre noch sein Verhältnis zur Regierung. Es währte nur noch kurze Zeit, da erschien der vorerwähnte Generalkommissar mit ungewöhnlichem Ernste in Begleitung zweier Herren. Er stellte noch einmal die Fruchtlosigkeit des Widerstandes vor und die betrübenden persönlichen Folgen, mit dem Beisatze, diese Erinnerung lasse sich nicht mehr wiederholen. Emanuel rief: O lassen Sie uns für Christus und seine Kirche Verfolgung leiden! Was kann süßer sein auf Erden? — Karl Rudolf aber gab zur Antwort: Uns können Sie binden und bannen, aber nicht das Recht. — Der Generalkommissar eröffnet die Depesche aus München: Beide Bischöfe sind durch königlichen Befehl ihres Amtes entsetzt! Sie protestieren gegen die Gültigkeit des königlichen Urteiles. Noch an demselben Tage fuhr eine verschlossene Kutsche den Bischof von Trient gen Salzburg, welche Stadt ihm als Verbannungsort angewiesen wurde. Eine Stunde nach der Abfahrt stand der zweite Wagen vor dem Gasthause, von dichter Volksmenge umdrängt. Als unser ehrwürdiger Bischof erschien, warfen sich alle schluchzend auf die Knie; er segnete sie und sprach: Betet für die Kirche und den König! — Schnell rollte die Kutsche mit ihm davon. Ihm zur Seite saß ein Polizeikommissar, kalt und düster, ohne Laut und ohne Regung. Die Fahrt ging ununterbrochen die ganze Nacht bis Landeck; am folgenden Tage abends langten sie in Nauders an, dem ersten Orte der Diözese Chur. — Das Volk sah mit Entsetzen die Gefangenschaft des geliebten Hirten. Augen flammten, Fäuste ballten sich. Ein milder Blick und Wink beruhigte den schon ausbrechenden Sturm. Drei Männer

schloß die Gemeinde dem Bischofe zur Begleitung und zu jedem Dienste an. Der Abschied war herzzerreißend. — Karl Rudolf wünschte durch Vintschgau die Reise fortzusetzen und durch das Münstertal nach Graubünden einzulenken. Der Beamte hielt ihm schweigend die unabänderliche Marschroute vor. Sie stiegen also hinter Nauders in das düstere Tal hinab nach Martinsbruck. Dort auf der Grenzbrücke zieht der Polizeikommissar ein Papier aus der Tasche, schneidet eine wichtige Miene, nimmt eine steife Stellung an und liest mit einer beim Tosen des Innflusses notwendigen Markierung der Stimme: Dem aus dem Königreiche Bayern ausgewiesenen Bischofe von Chur, Karl Rudolf Freiherrn v. Buol-Schauenstein, ist an der Grenze zu eröffnen, daß er, wenn er auf königlich-bayrischen Boden zurückzukehren wagen sollte, als Staatsverbrecher eingezogen und abgestraft werden müßte. — Der Beamte faltet sein Papier zusammen, macht eine wenig herablassende Verbeugung und tritt mit dem Gerichtspraktikanten, der ihn von Nauders begleitete, den Rückweg an. Karl Rudolf hatte kaum Zeit, ihm zum Abschied zuzurufen: Gott sei mit Ihnen! — Er wanderte nun im Engadin mit seinen drei Begleitern fort, bis nach Taraspp, wo sie in dem Kapuzinerhospizium ausruhten. Aller Gegenvorstellungen und Bitten ungeachtet trat er Tags darauf die bei der vorgerückten Jahreszeit bedenkliche Reise über das Scharlerjoch an zu dem Grenzorte Münster, um daselbst für seine Stellvertretung im bayrischen Anteile pflichtmäßig zu sorgen. Bis zur Schneelinie war der Weg ohne besondere Beschwerde. Doch bald verlor sich jede Spur seiner Richtung. Mühsam wälzten sie die Füße durch die Schneemasse und erschöpft erreichten sie endlich die ersehnte Höhe. Die Sonne war längst untergegangen, das letzte Abendlicht verschwand, und unter den anrollenden Wolken wurde das Dunkel immer schwärzer; nur einige Schritte weit war ein mattes Schimmern der weißen Bedeckung bemerkbar. Das Herabsteigen war nicht bloß durch diesen Umstand beschwerlicher. Denn die Abhänge waren steiler und ungleicher; die Schneeschichten lagen höher übereinander. Sie stürzten und rutschten hinab und verloren sich von einander; sie sanken bei jedem Tritte tief ein, oft bis zur Brust. Die Männer brachen in Jammer aus, nicht wegen

ihrer selbst, sondern wegen des Bischofs. Doch dieser blieb heiter und unverdrossen; er sprach ihnen heiligen Trost zu und sang sogar Strophen aus frommen Liedern. Endlich erlosch den Begleitern der letzte Strahl der Hoffnung: sie ließen die Arme auf der Schneefläche liegen und riefen: „Wir sind verloren! Gott sei uns gnädig! — Doch der Mann Gottes arbeitete sich, so gut er konnte, aus dem Schneegrabe auf und rief: Kinder, guten Mutes! Gott ist ja bei uns; was sollen wir fürchten? — Und er sang mit laut schallender Stimme in die öde Bergesstille hinaus einen Psalm voll des Vertrauens auf Gott. Wie ein Wunder kam die Hilfe. Ein Bauer aus Münster, der sich ebenfalls verspätet hatte, stieg in der Nähe den Berg hinab und hört die Stimme. Er ahnt gefährdete Mitmenschen und eilt zur Stelle, woher es schallt. Wie verwundert er sich, als er Gesang hört! Er ruft entgegen. Antwort hallt zurück. Schon erreicht er die Erschöpften. Wie staunt er, wie entsetzt er sich, als er den Bischof erkennt. Ehrfurchtsvoll küßt er ihm die Hand und hilft ihm aus der Tiefe, in die er von neuem gesunken war. Karl Rudolf sprach: Freund, dich sendet Gott als unseren Schutzengel! Vollbringe nun mit der Hilfe des Herrn dein Geschäft. — Vertrauen belebte einen jeden. Sie überwanden alle Hindernisse und erreichten um Mitternacht die Pforte des Klosters zu Münster."

Platzer und Anton waren inzwischen, beinahe ohne des Weges zu achten, im Gebirge fortgeschritten, über pfadlose Steppen und klippiges Gestein, durch Alpen und Wälder, wandelnden Schafherden begegnend und Ziegengruppen, welche am Laube rupften. Jetzt traten sie in eine Au voll blauer Beeren zwischen dichten Blättern. Der Moosbeerboden! ruft der Geistliche; wie oft habe ich hier stundenlang genascht! Anton, wir wollen uns aber den Durst zu dem kalten Brunnen dort oben hinter dem Hügel hinauftragen und daselbst ausruhen. Denn, wie du weißt, hat das ganze Hochgebirge sonst keine Quelle mehr."

Sie steigen durch eine Vertiefung empor und erreichen die ersehnte Stätte. Schon sehen sie unter dem bemooften Steine das Wässerchen schimmern; schon hören sie das Rieseln und Plätschern; schon stehen sie dabei. Der mittlere Strahl gleitet

über den weißen Bast einer gehöhlten Birkenrinde auf den Sand- und Kieselgrund hinab, wo auch das seitwärts niederrauschende Wasser sich sammelt und sogleich wieder in den Boden versinkt. Zwei Stämme sind vor die Quelle gelegt und rechts und links ladet der grüne Rasen zum weichen Sitze ein.

Hier nehmen unsere Wanderer Platz, einander gegenüber. Ein junger Zirbelhein umschließt sie duftend; Eichhörnlein hüpfen im Gezweige oder nagen an den Nußzapfen. Im Hintergrunde gackert eine Schar Haselhühner, von denen einige aus dem Gebüsch hervortrippelnd sichtbar werden. Bergfinken, durch die Ankunft der Männer verscheucht, flattern wieder heran und zwitschern um das einzige Wasser der ganzen Umgegend. Anton zieht aus der tiefen Jackentasche hartes Roggenbrot hervor und geräucherte Würste. Das Blut wallte ruhiger, und jetzt begannen sie mit nie gefühltem Behagen den heftigen Appetit zu stillen und den lechzenden Durst. Von Zeit zu Zeit knieten sie auf den Stamm, und am Rasen sich stützend schlürften sie freudig „am kalten Brunnen".

Nachdem sich beide genugsam erquickt fühlten, gingen sie weiter. „Der heutige Tag," begann Anton, „ist der glücklichste meines Lebens. Denn solche Geschichten sind mir lieber als Kirchtag und Hochzeit. Wie froh bin ich nun, daß ich endlich den Grund der Sache weiß und den Hergang erzählen kann. Der Herr Kurat sagte wohl einmal auf der Kanzel nach dem Verkündigen: Laßt uns für unseren hochwürdigsten, lieben Bischof beten! Er hat vieles zu leiden! — Wir wußten aber nicht, was dem Bischofe zugestoßen sei; endlich brachte der Anwalt die Nachricht von Schlanders herein, der König habe unseren Bischof abgesetzt und nun streite man sich, ob es gültig sei. Aber ich bitte Euch, erzählt mir auch noch das übrige, denn ich dürste noch weit mehr danach, als vorher nach dem kalten Brunnen."

Platzer nahm jetzt wieder die Erzählung auf: „Karl Rudolf schickte Eilboten nach allen Seiten aus und berief einen Ausschuß der Geistlichkeit von Ober- und Untervintschgau zu sich nach Münster. Zahlreicher als er verlangt hatte, eilten sie, die Gefahr nicht achtend, zu ihrem geächteten Oberhirten heran und benetzten mit Küssen und Tränen seine Hände. Der ehr-

würdige Kirchenfürst hielt hierauf an die Versammlung eine Anrede, worin er ihnen sein ganzes Verhältnis zur Regierung darlegte und sein Schicksal erzählte: dem Leibe nach sei er nun auf einige Zeit von den geliebten Seelsorgern und Gemeinden des tirolischen Anteiles getrennt, doch seine Seele wohne bei ihnen und bete für sie. Er bleibe ihr einzig rechtmäßiger Bischof, bis er selbst mit Roms Einwilligung Verzicht leiste. Als bevollmächtigte Stellvertreter ernenne er den Pfarrer Patscheider zu Meran und den Pfarrer Schuster zu Schlanders. Alle bloß weltliche Anstellungen von Seelsorgern seien ungültig und bei königlichen Verordnungen in Betreff der kirchlichen Einrichtungen sollen sie sich hüten, durch freiwillige Nachgiebigkeit der Regierung ein unerlaubtes Zugeständnis zu machen. Am Schlusse warf er sich mit allen auf die Knie und flehte mit lauter Stimme um Starkmut oder Frieden. Den ergrauten Männern rollten die Tränen über die Wangen und sie schieden von ihrem Oberhaupte wie Kinder von ihrem Vater, der in die Verbannung zieht. — Die erste Bitte schien mehr in Erfüllung zu gehen als die zweite. Eine Stafette brachte aus Innsbruck den Befehl nach Meran, den Regens des Seminariums, Gottfried Purtscher, augenblicklich zu verhaften. Doch dieser hatte sich schon nach Chur geflüchtet. Er ist des Bischofs einflußreichster, unerschrockener Ratgeber. Königliche Proklamationen erfolgten Schlag auf Schlag: wer mit dem entsetzten und geächteten Bischofe von Chur noch eine Verbindung unterhalte, werde als Staatsverbrecher behandelt; von dem 1. Jänner 1808 an habe der Klerus des ehemaligen Churer Anteiles dem Bischofe und Konsistorium in Augsburg zu gehorchen; jeder Seelsorger habe das königliche Regierungsblatt zu halten und daraus die Allerhöchsten Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten zur Nachachtung zu entnehmen. Solche Verordnungen flogen so zahlreich wie Zugvögel heran, zum Beispiel die öffentliche Abbetung des Rosenkranzes und der lauretanischen Litanei sei verboten; die Rorateämter im Advente und der Gottesdienst in der heiligen Christnacht verboten; die Bittgänge und Prozessionen, welche bloß einzelne Gemeinden verlobten, verboten; sogar das Sterbeglöcklein mußte verstummen."

„Das ist doch ein heidnisches Regiment!" rief Anton mit

Entrüstung. — „Sind denn bei Euch diese und ähnliche Neuerungen nicht eingeführt worden?" — „Bei uns blieb alles im alten. Der Herr Kurat ließe sich wohl auch lieber martern, als daß er etwas änderte. In unserem abgelegenen Tale forscht auch niemand nach. Heute sahen wir bei uns die ersten Soldaten. Aber gehorchen die Geistlichen an der Etsch draußen solchen Forderungen?"

„Wo kein Kirchengesetz sie bindet, befolgen die meisten den Willen der Regierung; so zum Beispiel halten sie an abgebrachten Feiertagen den Gottesdienst nicht anders als an Werktagen, denn die Kirche hat selbst die Verpflichtung jener Feste aufgelöst. Manchmal umgehen sie auch eine Vorschrift durch List. Als zum Beispiel der Rosenkranz verboten wurde, forderte der Pfarrer in Algund die Gemeinde auf, drei Rosenkränze hintereinander zu beten. Die Leute staunten über das Begehren ihres Hirten und gehorchten freudig. Nach einiger Zeit wird der gute Pfarrer zur Rechenschaft gezogen: Warum beten Sie den Rosenkranz noch immer fort, da er doch von der königlichen Majestät verboten ist? — Mein Herr, antwortete der Pfarrer, wir beten statt des Rosenkranzes den Psalter! Der Beamte, der nicht wußte, was Psalter sei, stellte sich sogleich einen volltönenden Psalmengesang der ganzen Gemeinde vor und konnte den Psalmisten von Algund nicht genug mit Lobsprüchen erheben. — Jener Beamte war der verhängnisvolle Theodor v. H., Kreishauptmann zu Bruneck im Pustertale. Um den Verwirrungen und Stockungen der geistlichen Geschäfte zu steuern, kam er vergangenes Jahr um Weihnachten als Spezialkommissar nach Meran. Am Feste des heiligen Stephan legte der Stadtpfarrer eben das Meßgewand ab, als ihm der Gerichtsdiener, noch in der Sakristei,, ein Dekret überreichte. Es war der Befehl, umgesäumt mit dem Stadtklerus bei dem königlichen Spezialkommissare im Gasthofe ‚Zur goldenen Sonne' zu erscheinen. Nach einer Stunde zogen die Geistlichen schon in schwarzem Kleide, zweiundzwanzig an der Zahl, paarweise durch die Stadtgasse zu dem bezeichneten Gasthause. Ein Soldat stand vor der Tür des Audienzzimmers. Ein Bedienter meldet sie an und öffnet. — Eine lange Tafel dehnt sich in der Mitte des Zimmers aus. Hinter ihr steht der

Staatsmann in schmucker Uniform, mit gekräuselten Haaren, wenn es nicht schon eine Perücke war, geckenhaft mitten in der Steifheit seiner Gravität. In der Rechten hält er ein Papier; die Linke ruht auf einer der beiden Pistolen, welche auf dem Tische liegen. Der große ernste Landrichter steht an der einen Seite, an der anderen der galante Sekretär. Die Geistlichen stellen sich in einen Halbkreis; voran der Stadtpfarrer Patscheider, ein Greis mit ungebrochener Geisteskraft im siechen, gebeugten Körper. Neben ihm der demütige, gelehrte Lutz, bischöflicher Rat. Dann der Studienrektor Langes, unter starken Brauen mehr strafend als furchtsam hervorblickend. Hierauf drei Priester des bischöflichen Seminariums im Talare. Am äußersten Ende der feingebildete Guardian der Kapuziner, Pater B., das weiche, blühende Gesicht oft gegen den Landrichter, seinen Gönner, wendend. — Auf des Spezialkommissars leisen Wink begann der Sekretär die Namenverlesung. Als endlich die Reihe an den Trienter Benefiziaten, aber in Meran wohnenden Baron v. B. kam, unterbrach H. sein bisheriges Stillschweigen. Er war plötzlich aufgeregt und sprach: Ah, Herr Baron, Sie haben eine höchst liebenswürdige Schwester! Ihre Schönheit bezaubert! Ich war so glücklich, diese Blume Merans an dem Fenster Ihres Hauses zu erblicken! Haben Sie die Gefälligkeit, der anmutigen Baronesse meinen wärmsten Handkuß zu melden. — Das leichtfertige Gesicht faltete die heitere Glätte sogleich wieder zum vorigen Ernste zusammen; doch die Gravität erreichte ihre Vollendung, als nun der Leib sich streckte, die Brust sich herauswölbte, der Kopf sich zurückbog, das Auge sich senkte und der Mund sich öffnete: er habe stets mit Treue Sr. Majestät gedient; jede Stufe der Ehre sei daher nur der Vorsprung zur nächsten gewesen, und so stehe er jetzt, durch das allergnädigste Vertrauen des Monarchen ausgezeichnet, als Spezialkommissar mit ausgedehnten Vollmachten vor ihnen. Durch den mannigfachen Verkehr mit dem Leben und durch ungewöhnliche Erfahrung habe er sich das Auge des Geistes in dem Grade geschärft, daß er den Menschen auf das Innere sehe und ihren Charakter durchschaue. Auf den ersten Blick erkenne er an den versammelten Herren — Verführte und Verführer. — Bei diesen Worten schweifte sein Auge

langsam an der ganzen Reihe vorüber, vor einigen, aber gerade vor den Ungeeignetsten, in drohenden Pausen sie fixierend. Seine Anwesenheit sei in der Tat höchst notwendig, so sehr hätten diejenigen, welche anderen mit dem Gepolter überstrenger Sittenregeln Tag und Nacht das Ohr betäuben, die eigenen, naheliegenden heiligsten Berufs- und Untertanenpflichten umgangen oder vielmehr mit Füßen getreten. Jedoch die Milde, wozu sein menschenfreundliches Herz auch bei Vergehungen noch geneigt sei, oder die Strenge, die er der Hartnäckigkeit gegenüber fürchterlich zu handhaben wisse, werde die zerrüttete Ordnung rasch wieder herstellen. Er öffnete jetzt das Papier und forderte sie auf, den Willen Sr. Majestät zu vernehmen. Er las eine neue Strafpredigt vor und endlich die Befehle: Gänzliche Trennung von dem Bischofe von Chur; Unterwerfung unter den Bischof von Augsburg und unbedingten Gehorsam für alle königlichen Verordnungen feierlich zu geloben und das Versprechen durch eigenhändige Unterschrift zu bestätigen. Der Stadtpfarrer Patscheider, zuerst zur Folgeleistung aufgerufen, gab zur Antwort: Was das erste Punktum anbelangt, so hat der hochwürdigste Bischof von Chur noch keine Zession gemacht nach denen kanonischen Reguln — — Schweigen Sie! — rief der Spezialkommissar, Ihre Grundsätze gehören hundert Jahre zurück wie Ihre Sprache. Unterschreiben Sie! — Der Greis legte die Hand auf das Herz und sprach: Es ist nicht erlaubt. — Zornig winkte der andere dem Sekretär, den Widerspenstigen aufzuzeichnen, und wendete sich an den geistlichen Rat Lutz. Dieser sprach: Was den zweiten Punkt betrifft, so hat ja der Herr Bischof von Augsburg den tirolischen Churer Anteil vorderhand abgelehnt — — Sie sind ein frecher Lügner! Sie sind nebst dem fanatischen Purtscher der Erzverführer aller Einfältigen! — Lutz schüttelte verneinend das Haupt und verweigerte die Unterschrift. Jetzt kam der Benediktiner Langes, Rektor der königlichen Studienanstalt, zum Worte: Herr Spezialkommissar, ich hatte schon vor einigen Stunden die Ehre, meine Überzeugung aufrichtig auszusprechen. Hier wiederhole ich nun öffentlich, daß ich die Bemerkungen meiner beiden Herren Vorgänger teile, und den dritten Punkt nur unter ausdrücklichem Vorbehalte der kirchlichen Rechte unterzeichne. — Sie sind des

königlichen Vertrauens nicht würdig! Sie haben die Regierung betrogen! Ich hoffte an Ihnen heute früh einen aufgeklärten, dem Monarchen ergebenen Mann und fand einen papistischen Finsterling. Meine Mahnungen blieben fruchtlos, wie ich sehe. — Langes, zur Unterschrift aufgefordert, erwiderte: Gegen meine Überzeugung kann ich nicht unterschreiben. — Ignaz Purtscher, Subregens des Seminariums, würdiger Bruder des Gottfried, ein Mann so fest wie Granit, gab die kalte Antwort: Ich finde jede Erklärung für überflüssig. Meine Grundsätze sind bekannt. — H. sah ihn mit höhnischer Miene an, ohne etwas zu sagen. Anton Tapfer, Professor an dem Seminarium, hielt eine ebenso rührende als überzeugende Rede. — Die Entgegnung lautete: Sie sind ein gutmütiger, talentvoller Mann. Doch zwischen dem Befehle des Monarchen und dem Gehorsame des Untertanen öffnet sich kein Mittelweg. Unterschreiben Sie! — Michael, der Bruder des Vorerwähnten, ebenfalls Professor im Seminarium, trat mit Wärme vor und sprach: Ich bin katholischer Priester und wünsche, für die Kirche mein Blut zu verspritzen! — Albernes Geschwätz! versetzte der Spezialkommissär und spielte mit den Fingern an den Manschetten. Der Bejahrteste von allen, ein Hauskaplan, schlug die mageren Hände zusammen und sagte mit zitternder Stimme: Wie sollte ich eine solche Sünde begehen, da ich mit dem einen Fuße schon im Grabe stehe! — So fahren Sie zum Teufel! — schrie der Spezialkommissar, auf dem Stiefelabsatze sich umdrehend. Als zuletzt die Aufforderung an den Pater Guardian erging, zeigte er sich in geschmeidigen Wendungen zur Unterzeichnung bereit, nur bitte er um die Erlaubnis, bei jedem Punkte die zur Beruhigung seines Gewissens notwendige Bedingung beizufügen. Der Landrichter warf dem Herrn Nachbar, der eben aufzubrausen anfing, ein Wort in die Wallung, worauf dieser sich plötzlich beruhigte und den Bescheid gab: Sie können die Unterschrift aufschieben. Wir sprechen uns noch. — Nur zwei, wovon der eine königlicher Professor war, der andere ein berüchtigter Auswürfling, unterzeichneten. — Die Unternehmung war also völlig gescheitert. Der Spezialkommissar stieß die ungebührlichsten Schmähungen aus und entließ den Klerus mit der Drohung, den Starrsinn, weil er sich nicht beuge,

gewaltsam zu brechen. Der Stadtpfarrer Patscheider, der Rat Lutz und die drei Priester des Seminariums bekamen zugleich den Auftrag, ihre Wohnung nicht mehr zu verlassen.

„Sie trafen die notwendigsten Anstalten; der Vikar Patscheider übertrug seine Vollmacht an den jungen, liebenswürdigen Kooperator v. Carl.[1]) In der Nacht wurden die drei genannten Priester des bischöflichen Seminariums unter Schmähungen und Stößen der Soldaten, welche sie begleiteten, nach Vintschgau abgeführt und im Münstertale über die Grenze gewiesen.

„Kaum waren diese aus der Stadt entfernt, als schon ein Beamter und ein Gerichtsdiener mit der Laterne den Pfarrer Patscheider und den bischöflichen Rat Lutz durch die Stadtgasse zum Wagen führten. Vier Soldaten umgaben die Gefangenen. Sie fuhren nach Bozen, von wo sogleich Lutz nach Innsbruck in das Servitenkloster deportiert wurde, Patscheider einige Zeit später nach Trient in das Seminarium. Eine nie gesehene Aufregung wallte durch die Bewohner Merans und verbreitete sich unter das Landvolk.

„Der Pater Guardian hatte in der Wohnung des Landrichters zu erscheinen. H. drohte mit Aufhebung des Klosters, wenn er nicht augenblicklich unterschreibe. Der Pater stellte die Unmöglichkeit der Folgeleistung vor und flehte um Schonung. Der kluge Landrichter machte den Vorschlag: die Bedingungen bloß mündlich vor Zeugen beizusetzen, auf dem Papier aber einfach zu unterschreiben. Durch die Bestürmungen geängstigt ließ er sich zu dieser Ausflucht bewegen und ging so in die Falle. Verstört kehrte er in das Kloster zurück und bekannte den Vorgang. Sogleich kündigten ihm die ältesten Patres den Gehorsam auf, wenn er nicht unverweilt widerrufe. Die ganze Stadt kam in Gärung bei der erschallenden Nachricht, der Guardian habe unterschrieben; Langes sprach seine nachdrücklichste Mißbilligung der Abfindung aus; der junge Vikar drohte schon mit dem Verbote aller geistlichen Verrichtungen. Der bedrängte Mann schrieb den unzweideutigsten Widerruf und schickte ihn an das Landgericht. Der Spezialkommissar, dem sein Triumphwagen

[1]) Nachher Bischof von Chur.

so plötzlich in Trümmern lag, war wie tobend, besonders, da dieselbe Aufforderung, an die Landgeistlichkeit umher gesendet, keinen günstigeren Erfolg hatte.

„Der untergestellte Vikar v. Carl wurde bald entdeckt und zur großen Betrübnis der Einwohner zuerst nach Bozen transportiert, dann in das Münstertal an die Grenze. Vorsichtig genug hatte er für diesen Fall schon einen Nachfolger bestimmt. Weil aber auch dieser nicht lange verborgen blieb, wurde der Kunstgriff angewendet: von dem Augenblick an, wo der bestehende Vikar einberufen oder eingezogen werde, beginne die Amtstätigkeit des Nachfolgers, so daß ein jeder vor Gericht eidlich versichern konnte, er sei nicht der Vikar. So wurde der bischöfliche Stellvertreter dem Gerichte gleichsam ein unsichtbares Wesen.

„Um so strenger verfuhr man gegen diejenigen, deren Widerstand offenkundig war. Das Kapuzinerkloster wurde wie ein Räubernest bei Nacht überfallen, die Ordensmänner aus den Zellen gerissen, unter empörenden Mißhandlungen auf Wagen geworfen und nach verschiedenen Verbannungsorten abgeführt. In der ganzen Umgegend wurden die Priester vorgeladen, verhört, mit Strafen belegt, abgesetzt, fortgeschleppt, auf eigene Unkosten eingesperrt und königlich ernannte Seelsorger traten an ihre Stelle. So übernahm insbesondere der bisherige Professor K. die Pfarrei zu Meran.

„Die furchtbare Verwirrung war dadurch noch größer geworden, daß der den bayrischen Wünschen nachkriechende Generalvikar in Trient auf Einladung der königlichen Regierung sich die oberhirtliche Verwaltung des benachbarten Churer Anteils anmaßte. Der neue Pfarrer in Meran, übrigens ein rechtschaffener und gelehrter Mann, jedoch in den kirchlichen Rechten zu wenig bewandert, ließ sich täuschen, hielt die trientische Verwaltung für rechtmäßig und sammelte um sich einen kleinen Anhang von gleichgesinnten Priestern. Somit herrschte nun ein Zwiespalt unter den Geistlichen selbst, und die Regierung wünschte nichts so sehnlich, als die Verstärkung und den Sieg ihrer Partei.

„Doch diese erlitt eine unvermutete Niederlage, und ich war so glücklich, dazu die Vorbereitung zu treffen. — Der

Pfarrer war mir, als ich unter ihm studierte, gewogen, und auch noch als Kooperator zu Rissian hatte ich bei ihm freundlichen Zutritt. Ich riet ihm, die Geistlichen zu versammeln, damit die Streitfrage zur vollen Klarheit entschieden und wo möglich, die so notwendige Eintracht hergestellt werde. Er willigte nach einigen Bedenklichkeiten ein. Ich lief selbst von Widdum zu Widdum und bewog die Seelsorger, obgleich sie die Vorstehung des königlich angestellten Pfarrers zu Meran nicht anerkannten, dennoch bei ihm zu erscheinen. Die Versammlung war zahlreich. Die Widerlegung der trientischen Behauptung fiel so schlagend aus, daß der vermeintliche Pfarrer wie betäubt verstummte und endlich unter einem Erguss von Tränen rief: Ich wurde betrogen! Ich wurde betrogen! Ich bin kein rechtmäßiger Pfarrer! Ich lege alles nieder! — Die angesehensten Priester trösteten ihn, ohne seinen Vorsatz zu hindern. Tags darauf lief schon seine Suspension aus Chur durch die Stadt. Von Gram gebeugt zog er sich nach Sankt Josefsberg in die Einsamkeit zurück. — Ohne Zweifel ist diese Unternehmung mein größtes Verbrechen vor den Augen der Gegner, obgleich in dem Dekrete, das meine Vergehungen aufzählte, davon nur eine Andeutung stand. Die unrechtmäßigen Geistlichen konnten mir einen solchen Stoß gewiß nicht verzeihen, denn, daß ich die Versammlung zu stande brachte, konnte kein Geheimnis bleiben. Aber der Rücktritt des Vordermannes bewog seine Anhänger keineswegs zu demselben Schritte; die Regierung richtet sie durch Gewalttätigkeiten zur Zuversicht auf; die Verfolgung sucht sich immer neue Opfer! Die Zahl der Eindringlinge wird verstärkt; die Abteien wurden aufgehoben und die Stiftungen in Beschlag genommen; die Hände der Konsistorien werden immer straffer gebunden; die Kirche schmachtet in Gefangenschaft; die Herden ohne Hirten und Wölfe in ihrer Mitte; die Quellen der Sakramente versiegend, Lebende und Sterbende vergeblich danach lechzend; alles, alles, was unser Bischof in Innsbruck vorhergesagt hat, ist schon hereingebrochen: sein Wort klang wie eine Weissagung. Wer hätte solche Dinge auch nur für möglich gehalten?" —

Mit diesen Wehklagen war der trauernde Flüchtling mit seinem Begleiter hineingetreten unter die düsteren Schatten

der öden Hochwaldung. Schweigend eilen sie zwischen den Bäumen hindurch wie zwischen Gigantenmumien. Endlich strahlt ihnen das Tageslicht heller entgegen und Winde fächeln sie an. Der Geistliche eilt voraus und schon erschallt sein Ruf: „Der Rasen! Die blaue Platte!" Mit bewegtem Herzen betrachtet er den blaugrauen flachen Kalkstein, worauf er so oft gesessen, aus Hanffasern sich die Hirtenpeitsche flechtend, oder aus Birkenzweigen ein Körbchen windend, oder aus Haselstäben sich einen Käfig schnitzend. Er wirft sich auf sein voriges Plätzchen und verliert sich in Träume der harmlosen Jugendzeit. Anton, der inzwischen nachgefolgt war, beschäftigte seinen Geist mit den düsteren Bildern der Gegenwart und dachte über den Ausgang einer solchen Zerrüttung. — Endlich erhob sich Platzer, trat, indem Anton nachging, an den Rand vor und spähte über die Saugalpe hinab in jener Richtung, wo er die Kommenden vermutete. Noch sah er niemand. Die scheidende Sonne setzte auf die Häupter der umherstehenden Berge goldene Kronen, und geschäftige Winde warfen diesen Königen der Natur den Purpur der Abendwolken um die Schultern. Adler flogen mit breiten Schwingen vorüber, um sich auf die Spitzen der Felsenzepter niederzulassen. Aus der wonnig staunenden Betrachtung des Großen und Fernen weckt Platzer das mannigfaltige Klingeln der Schellen und das widerhallende Brüllen der unterhalb heranziehenden Rinder, Kühe und Stiere. In wimmelnder Verwirrung, laufend und hüpfend, kosend und kämpfend bewegen sie sich über den grünen Abhang hinab gegen die rauchende Sennhütte auf der lieblichen Ebene; zwei Hirten folgen gemächlich der Herde und singen ein Abendlied, wovon nur die Melodie emporbringt bis zu dem nicht geahnten Zuhörer. Er sieht ihnen nach, bis sie unten verschwinden. — Nun war alles so heilig stille! Das Gemüt des Priesters tauchte unter in den Feierabend der Natur, seliges Vergessen trinkend, und zerfloß gleichsam in das Unendliche!

Ein Seufzer war der unwillkürliche Ausdruck der Wiederkehr in die beklemmenden Schranken. „Mein lieber Anton, wer da oben diese feierliche Ruhe, diesen heiligen Frieden der Natur in tiefem Herzen fühlt, wie sollte der jene Zwietracht, Feindseligkeit, Verfolgung, Gewalttätigkeit vermuten, welche auf

den menschlichen Wohnplätzen unten die täglichen Ereignisse bilden?" — Anton war nicht wenig erfreut, mit ihm endlich wieder anknüpfen zu können. „Herr Simon," sprach er, „jedes Gewitter geht vorüber. Der Bischof von Chur, meine ich, wird uns am Ende doch lieber an einen anderen Oberhirten überlassen, als diese schreckliche Spaltung und Verwahrlosung länger dulden." — „Der edelmütige Karl Rudolf," antwortete Platzer, „hatte längst den Wunsch, dieses Opfer dem Frieden und der Wohlfahrt zu bringen. Jedoch nach den Gesetzen der Kirche darf ein Bischof seine Diözese, ganz oder teilweise, nur mit Genehmigung des Papstes verlassen und an andere abtreten. Der Heilige Vater hat aber ausdrücklich befohlen, keine Handbreit zu weichen." — — „Daß der Heilige Vater recht und weise handelt, muß ich wohl denken; aber, aufrichtig gesagt, erklären kann ich mir diese unerbittliche Strenge durchaus nicht." — „Die Strenge des Heiligen Vaters ist keineswegs unerbittlich. Sobald der König von Bayern sich an den Papst wendet, wird jeder seiner Wünsche, so weit es möglich ist, vollzogen werden. Aber Bayern will, dem Zeitgeiste huldigend, den Papst gänzlich umgehen und kirchliche Änderungen, welche nur mit dessen Einwilligung stattfinden dürfen, ohne Anfrage und ohne Rücksicht eigenmächtig unternehmen und ausführen. Wenn der Papst nachgäbe, so würde nicht nur diese oder jene Gemeinde des Seelsorgers beraubt, sondern folgerecht die ganze Christenheit des von Christus eingesetzten Oberhauptes. Denn ein Oberhirt ohne alle Leitung ist doch eben so viel als kein Oberhirt. Du siehst also, daß der Heilige Vater deshalb dem Bischofe das Nachgeben verbietet, um so die Regierung, welche die fürchterliche Unordnung denn doch nicht wünschen kann, zu zwingen, sich wieder an den Stuhl Petri zu wenden. Und diese Absicht wurde auch wirklich erreicht."

„Wie? Was sagt Ihr? So steht der kirchliche Friede in naher Aussicht?"

„Nachrichten melden, eine Übereinkunft sei schon getroffen: wir werden an Brixen übergeben; der Bischof von Chur erhält vom Könige für die freiwillige Verzichtleistung eine Danksagung und für den Ausfall der Einkünfte eine Entschädigung. Doch die Gerüchte sind niemals trügerischer als in unruhigen

Zeiten. Die Geistlichkeit bekam von Chur noch keine Anzeige dieses wichtigen Ereignisses. Aber auch wenn die Nachricht sich bestätigt, an Frieden und Freundschaft zwischen Staat und Kirche ist deshalb noch nicht zu denken. Die einzelne Ausgleichung mit Chur durch Rom scheint jedenfalls nur der augenblicklichen Auslangung des Unversöhnlichen nach der Hand des Verhaßten ähnlich, um sich aus den Wellen ziehen zu lassen. Wenn der Staat an Versöhnung dächte, so gäbe er nicht so schlagende Beweise des Gegenteils. Unsere frömmsten und weisesten Priester liegen noch immer gefangen an vielen Orten umher, von der fernen Grenze bei Passau bis hinab in das welsche Tirol. Wie ich hier auf diesem Berge als Flüchtling stehe, so fliehen gleichzeitig andere anderwärts, und von den rechtmäßigen Priestern, welche noch wirken, hat keiner einen sicheren Augenblick. Die Gewalttätigkeiten gegen Rechte und Eigentum schreiten unaufhaltsam und planmäßig fort und der Grundsatz des unbedingten Gehorsams in weltlichen und geistlichen Dingen wird so unerschütterlich fest gehalten, daß der Bischof von Trient, der zu einem solchen Eide sich nicht herbeilassen will und auch laut des päpstlichen Befehles nicht darf, die nachgesuchte Erlaubnis zur Rückkehr nicht erlangte."

„Zu bewundern ist nur," entgegnete Anton, „die Geduld der Leute!"

Der Geistliche neigte sich ihm vertraulich zu und sprach selbst auf dem einsamen Berge mit leiserer Stimme: „Unter uns gesagt, Anton: ich fürchte, ich fürchte, der Ausbruch erfolgt nur um so tobender, je länger sich das Wasser zwischen den Schranken sammelt. Die Bauern in der Umgegend von Meran und besonders in Passeier, halten geheime Zusammenkünfte; sie häufen Pulver auf und gießen Kugeln. Ihr vorzüglichster Sammelplatz ist das Wirtshaus am Sand, und der Wirt hat mir selbst anvertraut, daß die Leute von allen Seiten ihn bestürmen, sich an ihre Spitze zu stellen und loszuschlagen."

„Ich habe den seltsamen Mann am vorigen Latscher Markte kennen gelernt. Bei dem ersten Anblick lachte ich über seinen wunderlichen Bart; wie ich aber mit ihm redete, fand ich an ihm einen verständigen, aufrichtigen und redlichen Mann. Wir verkauften ihm zwölf Schafe. Nachdem er uns den Preis aus-

bezahlt hatte, lud er uns zu einem Glas Wein. Da war nun der bärtige Sandwirt so freundlich und fröhlich, daß wir ihn von Herzen lieb gewannen. Besonders aber hat er den Peter ganz für sich eingenommen."

„Wodurch denn?"

„Beim Weggehen sagte er ihm in das Ohr, so, daß ich es auch noch hören konnte: Buben, seid christlich und brav und bleibt im Herzen gut österreichisch. — Peter fragte ihn leise: Könnt' es noch zu etwas kommen? — Es ist wohl möglich! sagte der Sandwirt und sein Auge ward feurig; er drückte und schüttelte uns mächtig die Hand. Seitdem denkt Peter Tag und Nacht an den Krieg."

Bei diesen Worten erschallt ein mehrstimmiges Jauchzen seitwärts aus dem Gebüsche herauf. „Sie kommen! Sie kommen!" ruft Platzer und beide jauchzen in derselben Richtung entgegen. Helle Jodler ertönen immer näher. „Dies ist ja die Stimme meines Vetters!" sagt der Geistliche. „Wen meint Ihr denn, Herr Simon?" — „Meinen Vetter von Morter, einen Studenten. Er diente uns Geistlichen als geheimer Zwischenbote und wie ich aus einer Anzeige vor meiner Flucht entnahm, mußte auch er sich verbergen."

Wirklich war es der Student. Mit ihm kam Peter und ein Wildschütze.

„Vetter, wie kommst denn du hieher? Gott grüße dich! Willkommen, Peter, und auch du!" So sprach er hastig, einem jeden die Hand reichend.

Sie setzen sich, und vor allem erzählt nun der Student, wie es ihm ergangen und wie er hieher kam. „Von dem Herrn D. am Freitag abends gewarnt, verbarg ich mich in dessen Wohnung. Vor Tagesanbruch eilte ich nach Riffian, um mit Ihnen zu fliehen. Ich traf Sie nicht mehr an, vermutete aber, Sie könnten irgendwo in der Nähe sich aufhalten. Ich wollte daher noch abwarten und suchen. Zur Zeit des Gottesdienstes rückte das Militär ein, fünfzig Mann stark. Die Soldaten waren wütend, als Sie weder in der Kirche, noch im Widdum, noch sonst wo zu finden waren. Sie kehrten halb Riffian um, durchrannten die Häuser, durchsuchten alle Stadel und mißhandelten die Leute. Der Offizier, der die

Truppe befehligte, ließ sogar den Kirchpropst und den Schullehrer ergreifen und rief vor der Volksmenge: diese beiden würden so lang als Geißel in Meran behalten, bis sie den versteckten Pfaffen auslieferten. Alle beteuerten und schrien: Wir wissen ihn nicht! Wir wissen ihn nicht! — Da half nichts. Die beiden Gefangenen wurden sogar gebunden und unter dem Geheul ihrer Weiber und Kinder setzte sich der Zug eben in Bewegung, als der bärtige Sandwirt heranritt. Die Leute umdrängten sein Pferd und klagten ihm ihr Anliegen. Er reitet sogleich dem Offizier zu und spricht ihn ernst an: Herr, was haben diese zwei Männer verschuldet, welche Sie gefangen abführen wollen? — Frage deinen Bocksbart, wenn du es wissen mußt! antwortete der Offizier. Der Sandwirt fuhr nun heftig auf: Bei diesem Barte schwör' ich es, wenn Sie die Männer nicht augenblicklich frei lassen, so verklage ich Sie zu Meran, und wenn es notwendig ist, zu Innsbruck, und wenn es dort nicht auslangt, zu München; und wenn es tausend Gulden kostet, ich ruhe nicht, bis Sie bestraft sind für dieses eines Offiziers so unwürdige Benehmen. Wir wollen sehen, ob unter dem Könige von Bayern Gerechtigkeit besteht, oder ob wir unter Räubern und Mördern leben. Besinnen Sie sich, was Sie tun. Und wenn Sie mich finden wollen, so heiße ich Andreas Hofer, Besitzer und Wirt am Sand in Passeier. — Der junge Offizier stutzte, sprach einige Worte mit dem alten Feldwebel und ritt davon. Dieser winkte hierauf, den Männern die Stricke abzunehmen und sie frei zu entlassen. Die Soldaten zogen ab. Männer, Weiber und Kinder umjubelten den Sandwirt. — Ander, schlagen wir nicht bald drein? schrien sie hier; — Es ist länger nicht mehr auszuhalten! — riefen sie dort. Der Sandwirt, immer noch auf dem Pferde sitzend, spähte umher und fragte, ob niemand Fremder zugegen sei? Einige deuteten auf mich unter die Haustür hin, wo ich stand. — Ah, der ist ein braver Student! Den kenne ich gut! — sprach der Sandwirt. Ich trat nun hervor und sagte, daß ich mich selbst auf der Flucht befinde. Der Sandwirt zog den Geldbeutel hervor und drückte mir zwei Kronentaler in die Hand. Hierauf wendete er sich an die Volksmenge und sprach: Liebe Brüder, ich will euch ein Geheimnis anvertrauen. Wir haben

an den guten Kaiser Franz nach Wien die Anfrage gesendet, ob es sein Wille sei, daß wir alle diese vertragswidrigen und himmelschreienden Ungerechtigkeiten schweigend und wie Märtyrer dulden, oder ob wir uns rühren und das Joch abschütteln und wieder österreichisch sein dürfen. Befiehlt uns der Kaiser den Frieden, so bleiben wir ruhig; erlaubt er uns den Krieg, so schlagen wir los! Ist es so recht? — Ja, so ist's recht! Dann schlagen wir los! schrien alle. — Hoch lebe der Kaiser Franz! — rief der Sandwirt, und den Hut schwingend ritt er langsam taleinwärts, während die Menge ihn mit schallendem Vivat auf den Kaiser noch eine geraume Strecke begleitete."

Platzer bemerkte: „Alle Wetterzeichen deuten auf einen fürchterlichen Sturm." — „Ha! ha! dann schieße ich Franzosen und Bayern, statt Hasen und Gemsen!" rief der Wildschütze.

Der Student fuhr fort: „Ich suchte Sie in Kuens und hörte, Sie hätten Ihren Weg nach Trient eingeschlagen. Ich eilte der Heimat zu und staunte nicht wenig, als ich ober Rabland meinen Vater einholte." — „Ein seltsames Zusammentreffen!" versetzte der Geistliche. — „Mit ihm wanderte ich nun Ihnen nach. Als die Soldaten schon in Morter erschienen, floh ich auf das Gebirge und erkundigte mich bei einem Bekannten in Ihrer Heimat um Ihren Aufenthalt und Weg. Ich erfuhr alles und schloß mich diesen Männern an. Ich will mit Ihnen nach Graubündten fliehen und in Chur weiter studieren, wenn Sie meinen Plan billigen." — Der Geistliche antwortete: „Ich bin vollkommen damit einverstanden."

Jetzt erst faßte er den Wildschützen näher ins Auge. Er war ein großer, starker Bursche mit grünen Aufschlägen an der grauen Lodenjacke. Der kurzkrämpige Hut war rundum mit Gemsbart und Federn geziert. „I mein', ich muß dich noch kennen. Du bist ja der Michel des Pech-Veit?" — „Der bin ich; wir sind ja miteinander in die Schule gegangen. Ha! ha! man hat mich dort freilich nicht gar oft gesehen!" — — „Kannst du also wirklich uns über das Gebirge nach Graubündten führen?" — „Ich kenne alle Wege und Stege der Engadinerberge so gut, als in unserem Tale. Ich bin schon zwölfmal

dort gewesen und habe Gemsen geholt." — — „Bursche, das ist Diebstahl. Das darfst du nicht mehr tun." — „Du hast leicht reden. Ich kann es nicht lassen. Es ist einmal so. Ich ginge dir in die Hölle hinab und täte die Gemsen dem Teufel zwischen den Hörnern herausschießen. Die Beichtväter rumoren freilich immer und dann zwickt's hier und da. — — „Freund, darüber zu diskutieren finden wir noch Zeit genug." — Peter überreicht dem Geistlichen das Geld und meldet ihm Grüße, sogar von der Mutter.

„Was sagst du? Von der Mutter? Von meiner Mutter?"

„Sie saß in der Stube und war völlig bei Verstand: und als ich von Euch erzählte, wie Ihr als Passeirer zu uns gekommen, da lächelte sie, stand auf und brachte mir ein Glas Wein. Als ich wegging, weinte sie und sagte: Grüße mir den Herrn Simon! Er soll für mich beten!"

Der Geistliche warf sich ihm an die Brust und rief: „Laß dich umarmen und küssen für diese himmlische Nachricht! O, nun will ich gerne über Schluchten und Berge wandern! Auf nun, Freunde! Bemerkt Ihr nicht, wie es schon dunkel geworden? Gehen wir hinüber zu dem nahen Hofe Blaseneck. Ich bin dort wohl bekannt. Dort wollen wir uns gemeinschaftlich erquicken; und bevor es tagt, treten wir drei unsere Reise an im Namen Gottes!"

Alle waren schon aufgestanden. Der Student jodelte, Peter jauchzte, der Wildschütz pfiff; der Geistliche und Anton folgten schweigend.

Das Treffen bei Giggl im Jahre 1809.

Nur aus wirklicher Anschauung geht unmittelbar oder mittelbar historische Anschaulichkeit hervor, wie schon ein uralter Dichter an einem Erzähler rühmt: Selbst wohl warst du dabei, oder hast es von solchem vernommen. (Homer.)

So mögen denn auch jene Männer Tirols, welche dessen patriotische Kämpfe von 1796 bis 1809 schauten und mitkämpften, ihre schönen Erinnerungen uns hinterlassen; uns Jüngern aber kömmt es zu, ihren Erzählungen zu lauschen, um sie mit Treue zu bewahren. Die Zeit drängt; die Reihen der Väter lichten sich;[1]) um so notwendiger ist noch beim Abschiede ein eifriges Zusammenwirken der älteren und jüngeren Generation, damit das Bild der Wirklichkeit in ihrer Form und Farbe sich vollende, bevor es unmöglich wird. Um einzelne Beiträge zum künftigen Ganzen zu liefern, braucht man eben nicht Historiker zu sein, wie ja auch der Schäfer und Weidmann dem Naturforscher den Fund vom Berge bringt, lichte Kristalle und duftige Pflanzen.

Einen Versuch dieser Art teile ich nun öffentlich mit, die Erzählung von dem Widerstande des Tales Patznaun gegen die Bayern im Jahre 1809. Auf einer Ferienreise befragte ich an den Hauptorten des Tales die sachkundigsten und glaubwürdigsten Männer um die Einzelheiten, schrieb ihre Aussagen sogleich nieder, benützte in Ischgl die Schriften des verdienstvollen Johann Christ. Zangerl, der eine Chronik von Patznaun hinterlassen hat. Ich verglich dann alle Nachrichten untereinander und mit der Gegend des Kampfes, bis ich eine mich

[1]) Der Verfasser schrieb diese Erzählung zu einer Zeit, da noch manche der Freiheitshelden lebten, nämlich in den Vierzigerjahren. — Anm. d. Hrsg.

befriedigende Anschauung gewann. Die Begebenheit entbehrt zwar einer weiter greifenden Wirksamkeit, und ihr Andenken blieb eben deshalb beinahe durch dieselben Felsen abgeschlossen, zwischen denen sie sich zugetragen. Aber Tirols Kriegsjahre bieten kaum ein Ereignis dar, welches, einzeln und in sich selbst ein Ganzes, alle Elemente einer Volkserhebung so charakteristisch vereint, als das Patznauner Treffen bei Giggl nebst den vorhergehenden und nachfolgenden Umständen.

Wenn man im Oberinntale hinter Landeck gegen Vorarlberg hin am linken Ufer des Flusses Sana auf der Poststraße fortwandert, so kommt man zu einer Talscheide: rechter Hand eröffnet sich das Stanzertal, durch welches die Straße sich fortsetzt; links windet sich zwischen Waldung und Felsen hinein der düstere Eingang des Tales Patznaun; von jener Seite rollt der Bach Rosanna heran, von dieser die wilde Trisanna, und das Getöse ihrer Vereinigung zum Flusse Sana rauscht aus der Tiefe dumpf empor. Am rechten Ufer des eben entsprungenen Flusses, auf einem mit Fichten dünn besetzten, vom Gebirge durch einen Einschnitt sich ablösenden Felsenhügel, steht das alte Schloß Wiesberg, ein ziemlich ausgedehnter Bau ins Gevierte. Ein schmaler, sehr steiler Weg führt von der Straße zur Sanabrücke hinab, und am Fuße des Schloßhügels vorbei durch Gebüsch und Waldung zu der kaum zehn Minuten weit entlegenen Trisannabrücke. Jene wird die äußere oder erste, diese die innere oder zweite Gefällbrücke genannt. Nordöstlich von Wiesberg, hinter einem langen Wiesenabhange, liegt das Dorf Tobadill, zu dem, etwa eine Stunde gegen Patznaun hinein, über dem Schloßwalde, hoch auf dem Berge der Weiler Giggl gehört, in zwei Gruppen aus zehn Häusern bestehend. Zwei benachbarte Bauernhöfe heißen die Badstube. Unterhalb, zunächst an dem Walde, zeigt sich Blatils mit drei Häusern; weiter unten und innen der kirchlich schon zu Patznaun gehörende Weiler Luitl, mit fünf zerstreuten Wohnungen. Die steile Bergfläche ist vielfach durchsittert und löst sich über dem Bache in immer bröckelnde Erdbrüche auf.

Die zweite und eigentliche Gefällbrücke ist gleichsam das Tor von Patznaun. Von dort, am linken Ufer der Trisanna, erhebt sich der Talweg, schmal, mitunter steil, mehr als eine

Viertelstunde durch Felsen gebrochen, schauerlich zwischen dem aufspritzenden Schaum der tosenden Wellen und den niederhangenden, zerklüfteten Schrofen, von wo besonders bei Regenwettern kleinere und größere Steine herabfallen, weshalb diese Strecke das Gefäll heißt. Das Andenken und die Zeichen vieler Verunglückungen steigern das Schreckliche dieses Ortes.

Eine starke Stunde tief im Tale erweitert sich die Sohle und bildet einen Kessel, den vor Zeiten ein See füllte, weshalb die Ortschaft am rechten Ufer, abseits vom Talwege, See genannt wird, die Kuratiekirche und einige Häuser. Beiläufig nach einer halben Stunde gelangt man zu dem Weiler Wald mit einem besuchten Wirtshause. In anderthalb Stunden von da erreichen wir das Dorf Kappl, und in zwei Stunden von hier das Dorf Ischgl, das mit seiner schönen Kirche und durch einige stattliche Häuser auf grünem Abhange am rechten Ufer freundlich überrascht.

Das Tal setzt sich von hier als mäßige Fläche, bald Au, bald Anger fort, eine Stunde bis zur Ortschaft Mathon, und wieder eine Stunde bis zum Dorfe Galtür, und von dort noch eine kurze Strecke bis zum abschließenden Zainisberge, der einen bequemen Übergang in das Vorarlberger Tal Montafon gewährt.

Das ganze Patznaun dehnt sich also in eine Länge von etwas mehr als sieben Stunden aus, und zwar in südwestlicher Richtung. An den steilen und sehr oft beinahe senkrechten Halden hangen rechts und links bis hoch hinauf zum Waldsaume oder zu den Alpensteppen Weiler und Höfe, meistens von Holz gebaut, auch rings zerstreute Heuschuppen, dem Untertale (Vorderpatznaun) entlang, welches See und Kappl in sich begreift, und zwischen beiden das hohe Alpendorf Langetthaye. Je höher das Tal steigt, um so mehr bleiben natürlich die Wohnungen in der Niederung; so also im Obertale (Hinterpatznaun) von Ischgl bis zum Ende.

Die Bevölkerung des ganzen Tales beläuft sich gegenwärtig[1]) auf beinahe 4100 Menschen. Die Obertaler tragen noch einige Kennzeichen ihres ursprünglichen Zusammenhanges

[1]) d. h. vor etwa 50 Jahren. — Anm. d. Hrsg.

mit Graubünden, in welches durch das Fimbatal hinter Ischgl der gewöhnliche Weg führt; die Galtürer sind zugleich in vielem den benachbarten Vorarlbergern ähnlich. In Hinsicht des Steuer- und Milizwesens und der Kriminalgerichtsbarkeit war Hinterpatznaun von dem durch hohe Berge getrennten, eine Tagreise weit entlegenen Nauders abhängig: dagegen hatte es seit 1460 das Privilegium, auf je drei Jahre einen eigenen Ortsrichter für die Schlichtung der Rechtshändel zu wählen. Im Jahre 1810 schlug Bayern Ischgl und Galtür zu dem Landgericht Landeck, mit dem schon früher Vorderpatznaun vereinigt war. Überhaupt gleichen die Untertaler zumeist den anwohnenden Oberinntalern. Doch ungeachtet dieser Verschiedenheiten haben sich die Patznauner durch die Abgeschlossenheit ihrer Gegend und durch fortwährende Mischung zu einem eigentümlichen Talvölklein ausgebildet, dessen besondere Mundart bojoarische, allemanische und romanische Elemente verbindet.

Wanderer, die nach Montafon oder Engadein[1]) hindurcheilen, Viehhändler, Hausierer, Obsthöker, sind beinahe die einzigen Fremden, welche in das Tal kommen. Der Weg ist selbst für zweirädrige Karren fast durchaus beschwerlich und oft sogar gefährdend. Doch wegen der vielfachen und leichten Übergänge in die Schweiz und nach Vorarlberg wurde die harmlose Stille Patznauns in Kriegszeiten oft schon unangenehm unterbrochen. Von den Jahren 1796 bis 1805 lagen fort und fort Truppen in dem Tale, besonders in Fimba, bald mehr, bald weniger, im ganzen zwanzig Militär- und einundzwanzig Schützenkompanien. Patznaun selbst stellte fünf: nämlich Ischgl und Galtür zwei, die Gemeinde Kappl zwei und die Gemeinde See eine. Seit 1737 bestand zu Ischgl ein Schießstand und die Patznauner Schützen wirkten bei den kriegerischen Unternehmungen unseres Vaterlandes in und außer dem Tale eifrig und ehrenvoll mit.

Als (infolge des Waffenstillstandes von Znaim, den 12. Juli 1809) nach dem Abzuge der österreichischen Truppen im August sofort württembergisches und bayrisches Militär Vorarlberg be-

---

[1]) Heute ist die Schreibweise gewöhnlich Montavon, Engadin. — Anm. d. Hrsg.

setzte und in Montafon eindrang, eilten die Patznauner nach Galtür und auf den Berg Zainis. Zwei Kompanien blieben fortwährend daselbst zur Deckung der Grenze, indem sie sich gegenseitig ablösten. Die Vorhut besetzte alle Übergänge; die übrigen Schützen lagen in den zerstreuten Häusern der Gemeinde Galtür. Von Landeck herein erhielten sie die Lebensmittel, der Mann täglich einen Laib Brot und ein Pfund Fleisch.

Der Feind machte auf dieser Seite keinen Angriff; wohl aber bedrohte er seit Anfang November den Arlberg und das Stanzertal, um der von Innsbruck in das Oberinntal vorrückenden Division die Hand zu reichen. Die erste Kappler Kompanie unter dem Hauptmann und Anwalte Ladner wurde demnach dorthin zu Hilfe gesendet.

Düstere Gerüchte von Österreichs Unglück, von einem Frieden mit Napoleon,[1]) von der Preisgebung Tirols, von blutigen Vorfällen bei Innsbruck,[2]) von dem Rücktritte Hofers,[3]) von dem Brande Zirls,[4]) von dem Anrücken ergrimmter Heeresmassen und dergleichen waren auch bis Galtür vorgedrungen.

Am 13. November kam von den Gemeindevorstehungen zu Ischgl und Kappl die Nachricht: Tags zuvor habe man auf dem Galgenbühel bei Imst von früh bis spät gekämpft. Alles sei verloren; ganz Oberinntal strecke die Waffen; auf die Weigerung dessen sei der Tod gesetzt. Zudem bestätigte sich der Friede. Die Kappler Schützen seien daher aus dem Stanzertale heimgekehrt; auch die Kompanien zu Galtür sollen sich also unverzüglich auflösen.

In Galtür stand damals der Kommandant der sämtlichen Miliz von Patznaun, zugleich Hauptmann einer Kompanie der Obertaler, Wendelin Kathrein, von Galtür gebürtig, aber zu Ischgl ansässig, ein wohlhabender, geachteter Mann, vorgerückten Alters, aber noch feurig und regsam, und besonders beredt. Auch befand sich daselbst die zweite Kappler Kompanie unter Franz Anton Huber. Dieser war Wirt in Kappl, etwa dreißig Jahre alt, mittlerer Größe, stämmigen Wuchses, aus rotem

[1]) 14. Oktober.
[2]) 1. und 2. November.
[3]) 8. November.
[4]) In der Nacht vom 3. auf den 4. November.

Vollgesichte gern lächelnd, still und friedlich, freundlich und wohltuend, allgemein beliebt.

Diese beiden Hauptleute versammelten nun ihre Mannschaft und lasen die erhaltenen Schreiben vor.

Zahlreiche Schützen blieben noch zu gutem Schlusse bei tröstlichem Tranke. Die Köpfe erhitzten sich, die Unterredungen wurden lebhaft und manche zweifelten bereits wieder an der vollen Wahrheit der Neuigkeiten.

Da trat plötzlich ein fremder Mann in die Wirtsstube. Er warf den schneedurchnäßten Mantel auf einen Pflock, und die Schützen staunten nicht wenig, als sie nun den Offizierssäbel an seiner Hüfte sahen. Er trug eine lichtgraue, kurze Jacke und lange Beinkleider von gleicher Farbe: war ein Mann von beiläufig vierzig Jahren, größerer Statur, frischfarbigen, wohlgebildeten Angesichts. „Gott grüßene, Patriotä!" rief er jetzt, mit Anstand gegen die verstummende Menge gewendet.

Man erkannte an dem Gruße sogleich den Vorarlberger. Der Kommandant Wendelin Kathrein knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Mit gespanntester Neugierde horchte die Umgebung. Der Fremde nannte sich Major Juwele von Rankweil, vormals Baumeister — eigentlich Zimmermann — daselbst. Dem Namen nach war er nun mehreren unter den Anwesenden bekannt. Er erzählte ihnen flüchtig von seinen Taten in Vorarlberg und besonders bei der Eroberung von Lindau. Als Deputierter sei er nach Innsbruck gereist, wo ihm der Held Major Teimer zum Zeichen der Freundschaft diesen Säbel verehrt habe.

Er zog ihn aus der Scheide, legte ihn quer über den Tisch und trank selbstzufrieden ein Glas Wein, während die Schützen sich hineinlehnend die Klinge besahen und mühsam die eingeätzten Buchstaben zusammenlasen: TEIMER. — „Ei, lueget! Es hoaßt o names so! Potz Blitz, dös ist Teimers Sabl!"[1])

Juwele fuhr nun fort: von Innsbruck sei er nach Österreich gereist und habe in einem Schlosse den allgeliebten Kaiser Franz gesprochen; als er die väterliche Freundlichkeit des Monarchen schilderte und die Äußerungen über die Tiroler und

[1]) Ei seht! es heißt wahrhaftig so! ꝛc.

Vorarlberger anführte, da rollten die hellen Tränen der gutmütigen Männer.

Endlich rückte der Sprecher mit der Hauptsache hervor: die Nachricht vom Frieden sei erdichtet; der Erzherzog Johann sei schon in das Pustertal eingerückt; Andreas Hofer habe von Passeier aus einen Aufruf an ganz Tirol erlassen;[1] das Etschland stehe unter Waffen; Vintschgau rüste sich und sei angewiesen, mit dem Oberinntale die Streitkräfte zu vereinen; fünfzehnhundert Mann werden von Nauders gegen Landeck rücken; er selbst sei von dort hieher über das Gebirge gestiegen trotz Schnee und Sturm, die tapferen Talbewohner von dem Stande der Dinge in Kenntnis zu setzen und zum Aufrufe Vorarlbergs weiter zu eilen. Wenn sie es aber wünschen, so wolle er Briefe nach Bludenz und Feldkirch senden und einstweilen bei ihnen bleiben, jede Tat mit ihnen wagend, jede Gefahr mit ihnen teilend.

Stürmischer Beifall folgte auf seine Rede und auf das Anerbieten.

Als einige Bedächtigere schonend die Frage stellten, ob er schriftliche Beweise für seine Aussage in Händen habe, schlug er den Säbel auf den Tisch und rief: „Teimers Schwert ist min Uswies!“[2] Doch eröffnete er die Brieftasche und schüttelte einige Papiere heraus, wodurch zwar wichtige Korrespondenzen zum Vorschein kamen, auch wirkliche Versicherungen einer neuen, bevorstehenden Erhebung der Passeirer und Meraner, aber nichts weiter.

Die Zuversicht stellte sich wieder ein bei den einen und erhöhte sich bei den anderen, als Juwele ohne Widerrede den Vorschlag annahm, einen Boten nach Nauders zu senden. Zu diesem Zwecke wählte er sich nach kurzer Umschau einen schielenden, höckerigen, unheimlichen Mann, den sogenannten Brand-

---

[1]) Hofer war am 9. November in Passeier angekommen. — Kolb täuschte durch Nachrichten aus dem Pustertale. Am 14. schlug man in Passeier schon wieder los und am 15. erfolgte Hofers neuer Aufruf zu den Waffen. Er verordnete wirklich, daß die Mannschaft von Mals aus nach Oberinntal ziehe. — Juweles Versicherungen waren also, wenn auch voreilig, doch nicht bloß aus der Luft gegriffen.

[2]) Ausweis.

Hannes. Inzwischen eilten einzelne Scharen der kampflustigsten Schützen aufwiegelnd und aufstürmend nach Ischgl und in das Untertal.

Beiläufig am 15. kam der Bote zurück mit den glänzendsten Versicherungen: am 20. sollen die Patznauner bei Landeck erscheinen, der Feind werde (zu Imst) von allen Seiten in die Mitte genommen; so verordne es der Sandwirt.

Die Zwischenzeit verging unter Aufregung und Rüstung.

In Ischgl mißbilligten die wohlhabendsten und einsichtigsten Männer laut und nachdrücklich die Leichtgläubigkeit und das tollkühne Vorhaben. Am 20. November fand daselbst in dem Hause des Kommandanten Wendelin Kathrein die letzte Beratung statt. Die angesehenen Handelsmänner Mayer und Lechleitner,[1]) der Wirt Heiß, der junge Doktor der Arzneikunde Johann Tschallener und der ausgezeichnete Ortsrichter Johann Christian Zangerl bemühten sich, den Sturm zu beschwören: das Gerücht aus Vintschgau entbehre jeder Beglaubigung; Hofer habe vom Wipptale aus die Niederlegung der Waffen proklamiert; der Friede mit Napoleon sei anerkannte Tatsache; der fernere Widerstand stürze das ganze Tal und besonders die Hauptleute in das tiefste Unglück. Als vorzüglich der talentvolle Doktor den Kurzsichtigen lebhaft zu Herzen redete und Briefe aus Innsbruck vorzulesen anfing, da legte Juwele wütend die Hand an den Säbelgriff und schrie: „Halt's Mul, oder i spalt dir da Kopf!" Sein Anhang brach jetzt in fürchterlichem Tumult aus: „Sie sind Verräter! Bayrischgesinnte! Werft sie in Ketten! Erschießt sie!"

Juwele wurde als Kommandant ausgerufen, was der von ihm eingenommene Wendelin Kathrein willig zuließ, und der Maler Pfeifer als Hauptmann der zweiten Kompanie der Obertaler gewählt, indem der gewissenhafte Handelsmann Franz Anton Lechleitner bei solchen Umständen diese Stelle unerschrocken niederlegte. Männer, sonst von ruhigem, gesetztem Charakter, waren jetzt wie in Rasende umgewandelt; fluchend, jauchzend, drohend, singend, in die Luft schießend, zogen sie unter Trommeln und Pfeifen aus dem Dorfe nach Kappl.

[1]) Sie hatten ihre Warenlager in Bozen, Hall und Feldkirch.

Dort stießen sie jedoch auf weit größere Hindernisse als in Ischgl. Denn der Anwalt Ladner protestierte nicht bloß in Verbindung mit einigen verständigen Männern, sondern mit seiner ganzen Kompanie heftig gegen das Unternehmen. Der Streit drohte jeden Augenblick in eine blutige Schlägerei überzugehen. Der Hauptmann Huber nahm eine vermittelnde Stellung ein: der wirkliche Abschluß des Friedens sei zwar möglich, aber noch keineswegs bewiesen; die Nachrichten aus dem Inntale stehen im Widerspruch mit denen aus Vintschgau; der Zug nach Landeck hinaus werde vorderhand wohl noch aufzuschieben sein, dagegen solle man einstweilen das Tal dem Feinde mutig versperren, in Bälde müsse denn doch Gewißheit zum Vorschein kommen. Seinen Vorschlag nahmen die einen mit Jubel auf, die anderen mit Nachgiebigkeit. Die Versöhnten reichten sich die Hände, stießen die Gläser zusammen und Ladner selbst schloß sich der Sturmmasse an.

Sie besetzten noch an demselben Tage die wichtigen Punkte des Taleinganges und ließen niemand hinaus und herein. Die stärkste Abteilung lagerte sich in dem Schlosse Wiesberg, schwächere Scharen in Giggl, Badstube, Blatils und Luitl. Alle vierundzwanzig Stunden wurden diese Vorposten abgelöst. Die übrigen Schützen verteilten sich in die umliegenden Weiler der Kuratie See auf beiden Seiten des Tales.

In See selbst war der Kuratprovisor Stephan Krismer aus tausend Strapazen und Gefahren, die er als Feldpater bei Innsbruck, dann als gezwungener Kommandant zu Arzl bei Imst überstanden hatte, erst vor wenigen Tagen angekommen. Da erhielt er ein bischöfliches Dekret,[1]) des Inhaltes, der Friede sei wirklich abgeschlossen; die Priester sollten daher das Volk zur Ruhe mahnen. Krismer war demnach entschlossen, den neuen Bewegungen Patznauns sich fernzuhalten. Er lehnte wiederholte Aufforderungen ab. Jetzt aber drang eine bewaffnete Schar in die Priesterwohnung und suchte, mit den Stutzen klirrend und stoßend, den Geistlichen. Sie finden ihn in der Küche, wo er sich in der ersten Verwirrung verborgen hatte. Sie verlangen seine Mitwirkung. Er liest ihnen das bischöf-

[1]) Vom 7. November.

liche Dekret vor und erklärt, seine Pflicht erlaube ihm gegenwärtig keinen Anteil. Da reißt ihm ein Bauer das Papier aus den Händen und wirft es in das Feuer. Zugleich schrien alle durcheinander: die Nachricht, worauf die bischöfliche Order beruhe, habe sich als eine falsche erwiesen; der Sandwirt habe ihnen über Nauders sichere Botschaft zugesendet. Er solle sich ihnen als Feldpater und Anführer anschließen, sonst müsse man ihn augenblicklich als Verräter behandeln. Stephan Krismer hatte die Launen der Patrioten bereits zu Arzl erfahren; er hielt auch die neuen Nachrichten um so mehr für möglich, je sehnlicher er sie wünschte, und willigte endlich dahin ein, so gut er könne, ihnen beizustehen.[1])

In der Nacht sprengte ein reitender Bote von Ischgl herab mit einer Depesche und mehreren Abschriften derselben. Sie war noch am 20. November abends dem Richter Johann Christian Zangerl glücklich zugekommen

Sie lautete wie folgt:

Imst, den 19. November 1809.

Von dem im Oberinntale kommandierenden General der königl. bayrischen Truppen.

An den Gerichtsvorstand in Ischgl.

Ich höre, daß die Bewohner der Patznaunertales der an die Tiroler erlassenen Proklamation noch kein Gehör geben und nicht zur Ruhe zurückkehren wollen, die ihnen allein Gnade und Verzeihung des Vergangenen zusichern kann. Der Gerichtsvorstand von Ischgl erhält daher den Auftrag, sämtlichen Bewohnern dieses Tales zum letzten Mal und ernstlich zu erklären, daß, wenn von dem Augenblick an, als ihnen gegenwärtige Bekanntmachung mitgeteilt wird, nicht alles in seine Wohnung zurückkehrt, gleich anderen Gemeinden Tirols die Waffen niederlegt und mit völliger Ergebung die weiteren Verfügungen erwartet, dieses Tal mit Truppen überschwemmt und all den Folgen überlassen werden wird, welche ein mit der sträflichsten Beharrlichkeit in Aufruhr bestehendes Volk verdient. Der erste Schritt, welchen ich von ihnen begehre, ist, daß sie mir sogleich

[1]) In der vorausgehenden Erzählung wird bereits geschildert, welche Ungelegenheiten dieser erzwungene Anschluß dem Priester brachten. — Anm. d. Hrsg.

Deputierte schicken, welche mich von ihrem gefaßten Entschlusse unterrichten und als Bürgen ihrer Zusage bis zur Erfüllung derselben bei mir verbleiben. Sie erhalten ferner den strengsten Auftrag, mir diejenigen anzuzeigen und zu überliefern, welche sich unter ihnen als Rädelsführer und Aufwiegler besonders auszeichnen und daher von ihnen selbst als boshafte Unglücksstifter und heillose Schurken verachtet werden müssen. Die Versäumnis dieser Forderung wird das Zeichen zum Aufbruch meiner Truppen und zum unwiderruflichen Anfang der Maßregeln sein, die ich zur Tilgung ihrer hartnäckigen Widerspenstigkeit ergreifen werde. Wegen der unglücklichen Folgen, welche die Notwendigkeit, mich zu diesen Maßregeln entschließen zu müssen, haben würde, trage ich dem Gerichtsvorstande von Ischgl bei Todesstrafe auf, diese meine Erklärung so schleunig als möglich allgemein zu verbreiten und mir für seine Person zugleich anzuzeigen, ob solches geschehen sei.

Der im Oberinntale kommandierende General der königl. bayrischen Truppen

Raglowich, General.

Juwele zechte eben noch in dem Wirtshause zu Wald, als der Bote ankam. Der unerschrockene Kommandant las seiner Gesellschaft die Proklamation vor und begleitete sie mit witzigen Glossen. Am Schlusse zerriß er die Depesche so wie ihre Abschriften und reichte die Papierstückchen den Kriegskameraden umher, damit an allen Tischen die Pfeifen anzuzünden. Solches geschah unter tumultuarischer Heiterkeit. Hierauf schickte er den erquickten Boten nach Ischgl zurück und aus der fröhlichen Runde Ordonanzen talauswärts, den Hergang der Sache zu melden.

Man erlustigte sich an allen Orten über das Schicksal des ersten feindlichen Angriffs, und die Entschlossenheit, die bayrischen Bajonette mutig aufzunehmen, war wenigstens äußerlich allgemein. Auch aus dem benachbarten Stanzertale schlichen gleichgesinnte Patrioten über das Gebirge zu den Patznaunern herüber.

Juwele hörte von solchen Ankömmlingen, auf der Poststraße zwischen Strengen und Wiesberg stehe eine bayrische Feldschlange, und zwar in der Nacht schon wiederholt ohne Bedeckung. Der Kommandant eilte mit sechzehn Freiwilligen

auf diesen Fang aus, und nach wenigen Stunden trugen sie das Geschütz, wie einst die Israeliten die große Traube aus Kanaan, unter lautestem Jubel zwischen den Wachfeuern der Kampfgenossen durch das Gefäll hinein. Juweles Mut und Geschicklichkeit hatte vor den Augen der Talbewohner die Feuerprobe bestanden.

Unverzagt bemerkten die Patznauner das Erscheinen feindlicher Vorposten auf der Straße von Pians herein und auf den Höhen von Tobadill. Raglowich hatte nämlich schon am 20. sein Hauptquartier von Imst nach Landeck verlegt, umgeben von beiläufig viertausend Mann.

Am 24. November entrichtete Stephan Krismer in der altertümlichen St.-Georgskapelle des Schlosses Wiesberg das heilige Meßopfer. Die Schützen, teils in der Kapelle selbst dicht gedrängt, teils außerhalb, beteten mit lauter Stimme, wie in den Kirchen der Heimat, gemeinsam den Rosenkranz.

Nach dem Gottesdienst öffneten sie in den Stuben und auf den Treppen und Bänken umher ihre Quersäcke und langten den Imbiß heraus. Es war etwa 7 Uhr. In der Nacht war Schnee gefallen; es stöberte auch jetzt noch aus dichtem Nebel; die Aussicht reichte kaum einige Schritte weit.

Da schallt plötzlich eine Kanone von der Straße herüber. „Die Bara! Die Bara!" schreien die Patznauner auf allen Seiten und eilen von ihren Butterschachteln durch den Schloßhof vor die Kapelle hin, wo der Geistliche der knieenden Menge die Generalabsolution erteilt und einige geeignete Worte noch beifügt.

Der Hauptmann Ladner bemüht sich, die überraschten Leute zu ermutigen und zu ordnen. Indessen folgte Schuß auf Schuß; doch erst die neunte Kanonenkugel machte sich bemerkbar, indem sie zerschmetternd in das Dach fuhr.

Aber jetzt rauscht schon das Getöse der feindlichen Kolonne durch die Feldung herab; die Vorposten ziehen sich schießend von dem nahen Weiler Burgfrieden durch die Schloßwiese zurück.

Das Blitzen der feuernden Musketen durchbricht den Nebel; ein dichter Kugelregen saust heran. Die Bauern erwidern ihn blindlings in die Masse hinein. Zugleich knallt es aber ihnen und donnert's von der Straße herüber.

Mit wildem Kriegsgeschrei stürzen die Soldaten schon im Sturmschritte ihnen an den Leib: da laufen sie, um nicht abgeschnitten zu werden, so schnell sie können, in allen Richtungen taleinwärts, oben durch den Schloßwald, unten durch den Talweg.

Stephan Krismer war einer der letzten und hatte kaum die zweite Gefällbrücke übersetzt, als schon eine Schar Bayern, einige Schritte hinter ihm, durch den Bach getrennt, unter dem Geschrei: Der Pfaffe! Der Pfaffe! auf ihn herüberschoß; er aber, sein Brevier in der Hand, lief so leicht wie eine Gemse das nächste Steingeröll hinauf, und als er bald außer Schußweite war, wendete er sich um, schaute auf die Feinde und den Gang der Dinge hinab, stieg dann gemächlich über das schneebedeckte Felsenmoos und verschwand in dem Walde von Falgenair.

Gleichzeitig mit der Zentralkolonne, wie schon angedeutet worden, rückte der linke Flügel über die Höhen hinaus gegen den Weiler Giggl. Auch dort war der Angriff überraschend. Juwele und Kathrein nahmen eben zu Blatils das Frühstück; die Eile war so dringend, daß der erste mit dem einen Stiefel am Fuße, mit dem anderen in der Hand durch die Feldung hinablief. Zum Glücke war eine starke halbe Stunde hinter der zweiten Gefällbrücke noch ein Steg über den Bach geschlagen. Dieser rettete die Flüchtlinge, und ein kaltblütiger Zimmermann hieb zu rechter Zeit die Stämme ab, als schon Kugeln aus der Nähe heranpfiffen.

Juwele, der inzwischen hoffentlich Zeit gewann, in den zweiten Stiefel zu schliefen, trug nun den anwesenden Hauptleuten die Ermutigung und Leitung des Volkes auf, vorgebend, er selbst eile zur Nachhut, um sie heranzuführen. Er wurde jedoch von diesem Augenblick an nicht mehr sichtbar; und auch von einer bemerkbaren Tätigkeit des Wendelin Kathrein ließ sich nichts mehr erfragen.

Der Kappler Hauptmann Ladner, der Ischgler Hauptmann Pfeifer und der Oberleutnant Anton Pfeifer von Kappl verteilten jetzt die Mannschaft in der gebüschvollen Gegend innerhalb der Gefällschroffen, und es entwickelte sich von herüben und drüben ein Plänkeln, das bald lebhafter, bald matter sich

fort und fort erhielt. Die Bayern waren durch Häuser und Stadel — Heuscheunen — weit besser gedeckt; dagegen waren ihre Kugeln minder gefährlich. Sie gingen, obgleich die Entfernung groß war, bedeutend zu hoch.

Bei diesem Unfalle hatten die Patznauner, was an das Unglaubliche grenzt, bloß drei Verwundete und einen Gefangenen. Einem Jünglinge aus Kappl prallte die ermattete Kugel an dem Brustbein ab, so daß sie sichtbar unter der Haut hing. Seinem Vater, der neben ihm stand, flog eine Kugel in die Wade; doch als wäre er nicht verwundet, führte er den Sohn in Sicherheit und sagte: „Du wärest von Mund auf in den Himmel gekommen, wenn dich der Schuß getötet hätte.“ Mit dem Gefangenen machten die Feinde einen unlöblichen Gebrauch; sie schoben ihn nämlich als Brustwehr vor und legten abwechselnd die Musketen auf seine Schultern.

Doch nicht alle Patznauner hatten sich über das Wasser geflüchtet; manche lagen in Kellern und Ställen, in Holzschuppen und Futterlöchern, und zwei sogar in einem Hühnerhause verborgen! Andere hatten sich in das Gebüsch und Geklüfte des Schloßwaldes verkrochen; viele waren durch die Bergwiesen einwärts gegen See geflohen.

Eben diesen letzteren Weg, während beiläufig vierhundert Soldaten das Kleingewehrfeuer unterhielten, schlug nun eine größere Abteilung ein, die auf fünfhundert Mann geschätzt wurde. Ein tiefes und weites Lawinenbett mit steilen, aufgerissenen Wänden, das sogenannte Gigglertobel, setzte ihrem Vordringen schon nach zehn Minuten die Grenze. Sie scheuten vermutlich bei dem beschwerlichen Übergange einen mörderischen Überfall von Seite der Schützen, welche jenseits der Schlucht da und dort zum Vorschein kamen. Auch hielten sie es notwendig für sicherer, die Räumung des Talweges und das dortige Vorrücken des Zentrums und des rechten Flügels abzuwarten. Sie besetzten also in ziemlicher Ausdehnung den Rand der Schlucht. Bei jeder Gelegenheit riefen sie unmenschliche Drohungen hinüber: „Alles brennen wir nieder! Alle bringen wir um! euch, eure Weiber und eure Kinder!“

Zwischen dem Gigglertobel und der Ortschaft See stand der uns bereits wohlbekannte Kappler Hauptmann Franz Anton

Huber, mit seiner Mannschaft fest entschlossen, das Vordringen der Bayern auf dieser Seite unmöglich oder höchst kostbar zu machen. Er hatte jedoch nicht bloß Kappler, sondern auch Ischgler und Seer bei sich. Der Hauptmann der letzteren war Zacharias Sailer, Schullehrer und Organist der Kuratie, damals einer der schönsten und stärksten Männer des ganzen Tales. Sonst sanft wie ein Lamm, war er damals grimmig wie ein Löwe. Als einige Tage vorher drei Kappler noch von der Torheit des Widerstandes sprachen, fuhr er sie rasend an, schalt sie Verräter und drohte, sie samt und sonders über den Talweg hinab in das Gesträuch zu schleudern. An dem Tage des Kampfes, weil des Ortes genau kundig und zugleich ein Mann von Ansehen, fungierte er gleichsam als Adjutant und flog meldend und anordnend nach allen Seiten umher.

Es war nun gegen Mittag. Stephan Krismer war längst von dem Hochgebirge zurückgekehrt und hatte sich bei den Schützen über dem linken Ufer verhalten. Jetzt eilte er nach See hinüber und schickte Knaben aus nach allen Seiten, die Weiber und Mädeln sollen bewaffnet sich bei der Kirche versammeln. Er hoffte nämlich, durch die Volksmasse im Hintergrunde dem Feinde zu imponieren und für den wahrscheinlichen Fall der Kapitulation wenigstens glimpfliche Bedingungen zu ertrotzen. Die Sturmglocken klangen schauerlich, während aus der Ferne das Knallen dröhnte. Das Heulen verzweifelnder Mütter und das Geschrei vor Kälte zitternder Kinder erscholl vor den Häusern. In dem Gotteshause zu Kappl war den ganzen Tag das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt; in See irrten die Leute wie betäubt in die Kirche hinein und heraus. Ein Weib warf sich in der Antoniuskapelle auf dem sogenannten Griese schluchzend auf die Knie, streckte die Arme aus mit geballten Fäusten und schrie: „Heiliger Antoni, witt halfa oder witt nitt halfa? I böth der sist mei Löbti kan Vat'runser miä!"

Inzwischen zogen infolge des Aufgebotes Mütter, Töchter und Dirnen (Mägde) mit Heugabeln, Hacken, Sensen, Dreschflegeln und ähnlichen Werkzeugen von den zerstreuten Gehöften heran und sammelten sich zu einer Zahl von hundertundzwanzig. Soeben brachte Zacharias Sailer von dem linken Ufer herüber die Nachricht, den Schützen gehe die Munition zu

Ende und der Feind bereite sich vor, auch auf dem Talwege einzudringen. Die Übergabe kam zur Sprache. Als die weibliche Reservegarde davon hörte, brach sie in Wut aus und schrie: „Außi! Außi ins G'föll! Wir wölla dussa die Koga mit Sta derschlaga!"

Schon rannten sie unter wildem Geschrei in die Tiefe zu dem Bache hinab, über den Steg und zum Talweg hinauf. Seltsamerweise war, man wußte nicht wie, die sogenannte Besessene aus dem Stanzertale bei ihnen. Man nannte sie Ignaziana; sie war damals dreißig Jahre alt. Diese war nun, vermutlich durch die Aufregung wie magnetisch angezogen, über das Gebirge nach See entflohen. Sie brach bei diesem Sturme in eine grause Raserei aus: sie schrie und kreischte, die Augen rollten, die Haare flatterten, die Hände gaukelten und verdrehten sich widerlich, sie sprang über Zäune und Stauden, und auf dem Talwege flog sie sogar radschlagend mit Blitzesschnelle voraus.

Staunend sahen von der anderen Seite die Talbewohner und die Bayern herüber auf diese Amazonen, wie sie, von dem Geistlichen geführt, durch die Höhen über dem Talwege hinauseilten, auf geeigneten Punkten über den beginnenden Felsen zwischen den Weilern Glitt und Raut sich anstellten, in wilder Hast Steine zusammentrugen und eines Winkes von jenseits harrten. Schon wirbeln die Trommeln unter den Gefällschroffen empor; die Bayern winken zu weichen, die Bauern winken zu werfen: — polternd rollen Steine auf Steine nieder.

Die Feinde zogen sich eiligst aus dem ganzen Gefälle zurück. Die Befreundeten gegenüber schwangen die Hüte: die Siegerinnen jauchzten, daß es weitum widerhallte. Sogar die fromme, zarte, schüchterne Schwester und Wirtschafterin des Kuratprovisors, Juliana, befand sich unter den Heldinnen. Von einem verwundeten Kappler hatte eine Seerin den Stutzen entlehnt; Pulver und Blei wurde geholt; der Geistliche lud nun von Zeit zu Zeit, die Häuserin schoß.

Der Hauptmann Huber hatte den Schützen am linken Ufer die Aufforderung zuentboten, nur noch eine kurze Zeit so viel als möglich die gegenüberstehenden Feinde zu beschäftigen und hinzuhalten; er mit seiner Mannschaft wolle sie umgehen und mit Gottes Hilfe aus dem Tale treiben. Mit banger Erwartung

sahen sie dem gewagten Unternehmen ihrer mutigen Brüder entgegen. Der Fähndrich Michael Hainz von See, ein feuriger, flinker Jüngling, der kurz vorher der Zeitverhältnisse wegen die Studien verlassen hatte, zog mit bloß vier Freiwilligen über das Gigglertobel voraus, gleichsam zu einer vorläufigen Rekognoszierung. Bald darauf, etwa um 3 Uhr, stieg der Hauptmann Huber mit beiläufig hundertundfünfzig Mann von dem Weiler Frödenegg behutsam durch den Berg empor, übersetzte das Tobel und stand im Rücken der Feinde. Ein Erdvorsprung, die sogenannten Olpen, deckte die Schar. Sie stärkten sich noch durch Trank und Brot; der Hauptmann hielt eine kurze Anrede, betete mit ihnen drei Vaterunser, setzte den Hut auf mit dem wallenden Busche und rief: „Auf nun, Brüder, in Gottesnamen!"

Es war vier Uhr. In zwei Kolonnen, an der Spitze der inneren der Hauptmann Huber, an der Spitze der äußeren der kühne Hainz, so stürzen sie über die Anhöhe hinab auf die beiden feindlichen Abteilungen, mitten im Laufe schießend, gleichgültig gegen heraufzischende Kugeln, unaufhaltsam auf sie anstürmend, zum mörderischen Handgemenge mit der ungeheuren Überzahl. Doch die verblüfften Feinde halten nicht stand; sie zerstreuen sich, auf dem schlüpfrigen Schnee des steilen Bodens kugeln sie in Knäuel durcheinander und rollten weit hinab; der Fall eines einzigen reißt alle, die er berührt, unaufhaltsam mit sich. Die Musketen dienen als kümmerliche Stützen zur Flucht. Nur in Häusern und Scheunen suchten sie sich da und dort noch zu halten; doch auch diese wurden, ohne Rücksicht auf Gefahr, überall erstürmt. Bei einer solchen Gelegenheit fuhr einem Kappler eine Kugel durch die Brust. Alois Pfeifer, Wirt zu Innerversal bei Ischgl, einer der Tapfersten unter allen, wurde von der Pistolenkugel eines Offiziers durchbohrt, als er diesen schon ergriffen hatte. Ein anderer Ischgler namens Tschallener, ein Bruder des Doktors, langte nach einem schönen, jungen Leutnant aus; dieser entschlüpfte, nur der Helm blieb dem Verfolger in der Hand, den er dem Fliehenden nachschleuderte. Zwei Tage später in einem Gasthause zu Landeck beklagte der Offizier sich bitter über diesen unhöflichen Wurf auf sein Genick, und zwar in Anwesenheit des Doktors Tschal-

lener, der kaum das Lächeln unterdrücken konnte, besonders da er wußte, daß der Bruder die entfallene Helmquaste, einen feinen Pelz, bereits seinem Weibe geschenkt habe als Verbrämung ihrer Ärmlinge. Merkwürdig ist, daß der allerletzte Schuß über das Wasser hinüber von der Wirtschafterin des Geistlichen geschah: „Troffa ist er!" rief sie aus; das Blei fuhr einem Offizier in das Knie.

In kurzer Zeit waren die Bayern auf allen Seiten geworfen. Sie liefen durch den Schloßwald zu der Sannabrücke hinaus, unter dem Schutz der Artillerie und Kavallerie auf der Straße. Kanonenkugeln bestrichen von dort herab den Eingang des Tales, Fichtengipfel wegreißend und Stämme einschlagend, um die hitzigen Verfolger zurückzuschrecken. Andere Bayern flohen über Giggl durch die Steppen und Wiesen nach Tobadill. Jener Gefangene, von dem früher Meldung geschehen ist, ein Galtürer, fand bei der Verwirrung des Rückzuges Gelegenheit, seine Begleiter über eine Anhöhe in das Gesträuch hinabzustoßen und glücklich zu den Seinen zu entkommen.

Die Bauern kehrten endlich von verschiedenen Seiten zurück, mit Gefangenen, mit Mänteln, Helmen, Tornistern, Musketen, Säbeln und dergleichen. Das Tal widerhallte vom Jauchzen und auf unzähligen Orten loderten im Dunkel Freudenfeuer empor.

Kaum gelang es den Anführern, die notwendigste Ordnung wieder herzustellen, Vorposten zu bilden und die Eingänge zu besetzen. Beide Brücken wurden abgetragen. Viele Schützen eilten, als wenn alles schon abgetan wäre, heimwärts nach Kappl und in das Obertal. Die zurückbleibende Mehrzahl entschädigte sich für die Anstrengung des Tages durch ein festliches Abendessen; Wein und Kirschengeist strömten in Fülle. Man teilte sich gegenseitig die bestandenen Abenteuer mit, und des Stoffes zum lustigsten Lachen gab es genug. So erzählte, — ob nun nach Wahrheit oder aus schalkhafter Erdichtung —, ein Ischgler, den alten Thoma habe der Stutzen, bei ungewöhnlichem Knallen, völlig umgedreht und im Gesichte wund geschlagen, so daß das Blut hervorquoll. — „Thoma, du hast wacker g'lada!" habe er ihm zugerufen. — „Itzt geht's names noh amal a so!" habe Thoma darauf erwidert, und augenblicklich von neuem Pulver auf die Zündpfanne geschüttet und

den Hahn gespannt und losgedrückt, in der Erwartung eines zweiten Schusses, da er zwei Patronen auf einmal in das Rohr gestopft hatte. — Ähnliche Heiterkeit erregte ein Langetzthayer, der in allem Ernste sagte: „So an anstiger Tuifl hat alli 's P'loto-Fuir[1]) auf mi ohi göba!" — Der erlittene Verlust durfte ihre Freude wenig trüben, denn bei dem zweiten Zusammenstoße hatten sie außer den beiden Toten nur zwei Verwundete. Die Zahl der kämpfenden Talbewohner belief sich auf achthundert, die der Feinde auf fünfzehnhundert. Wie viele derselben von den Patznaunern getötet oder verwundet worden, blieb unbekannt. Der mehrmals angeführte Richter Zangerl, der von dem mißbilligten Unternehmen nicht die günstigste Skizze hinterließ, gibt die Zahl der getöteten und verwundeten Bayern auf 200 an, die der Gefangenen auf 62. Vermutlich schöpfte er diese Angaben aus den übertreibenden Berichten der heimkehrenden Sieger. Denn gefangen genommen wurden nur 39, wovon 22 in See einquartiert wurden, und 17 in Wald. Die zuverlässigsten Augenzeugen versichern, daß nur etwa zwölf Tote bemerkt wurden; Verwundete hätten die Soldaten allerdings gar viele fortgeschleppt. Für die oft gehörte Behauptung, daß viele im Wasser zu Grunde gegangen seien, fand sich keine Spur eines Beweises.

Am folgenden Tage feierte man das Fest der heil. Katharina, und die frommen Talbewohner schrieben großenteils der Fürbitte dieser verehrten Jungfrau ihr Waffenglück zu. Sämtliche Gefangenen, welche übrigens menschenfreundlich behandelt wurden, mußten bei dem Gottesdienste erscheinen. Noch an demselben Tage wurden sie bis an die Grenze des Tales transportiert und dort friedlich entlassen. Die erbeuteten Gewehre wurden nachgesendet, mit Ausnahme der Feldschlange, die man im ersten Schrecken in den Bach gestürzt hatte und nicht mehr vorfand.

Schon jene Handlung war eine stillschweigende Unterwerfung. Von einem Aufstande in dem Inntale, von einem Anrücken der Vintschgauer war nichts zu hören. Man erkannte jetzt die Übereilung, befürchtete die schädlichsten Folgen und

[1]) Das Pelotonfeuer.

machte der gepreßten Brust durch Verwünschungen und Flüche über Juwele Luft. Dieser hatte in einem Schlupfwinkel gelegen und wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. bei dem sogenannten „toten Mann" zwischen Ischgl und Kappl von zwei Männern erkannt und ergriffen. Sie schleppten ihn zurück und überlieferten ihn dem Hauptmann Huber. Dieser fühlte Mitleid und eröffnete ihm unbemerkt einen Ausweg zur Flucht. Juwele eilte unangefochten durch Ischgl in das Fimbatal und erreichte glücklich das Samnaun. Auch Wendelin Kathrein flüchtete sich dorthin.

In den Hauptorten des Tales wurden nun Beratungen angestellt, wie man einem größeren Unglück vorbeugen könne. Die Mehrzahl bestand auch jetzt noch nicht bloß auf allgemeiner Amnestie, sondern zugleich auf der Bedingung, daß kein Soldat das Tal betrete. Eine andere Kapitulation könne nach dem Siege nicht angenommen werden. Mit diesen Bedingungen vor den zürnenden Befehlshaber von viertausend Soldaten zu treten, hatte niemand Luft. Auf dringende Bitten der Gemeinde Ischgl ließen sich endlich zwei junge Männer zu dem bedenklichen Gang herbei: der schon erwähnte Dr. Tschallener und Nikolaus Lechleitner, damals Theolog. Als sie am 26. November zu Landeck in dem Hause des Gerichtsschreibers Fischer sich als Deputierte von Ischgl und Galtür meldeten, fuhr sie der Oberst Epple, der unglückliche Führer des gescheiterten Angriffs, grimmig an und rief nach Bank und Stock. Um so überraschender war ihnen bald darauf die Menschenfreundlichkeit des Generals Raglovich. Er hörte gelassen die Rede Tschalleners, die Entschuldigungen und die Bedingungen, worauf er erwiderte: die Rädelsführer müssen ausgeliefert werden; auch lasse sich eine militärische Besetzung nicht mehr verhindern. Dr. Tschallener entgegnete, der Anstifter des Wagstückes, Juwele, habe sich nach Graubünden geflüchtet. Was den zweiten Punkt anbelange, so erlaube er sich die Bemerkung, daß eine kleine Anzahl des Militärs nichts erwirke, höchstens zu neuem Unfrieden reize; eine größere Streitmacht aber könne das arme Tal nicht erhalten. Das Ehrenwort der Bevölkerung sei zudem immerhin eine bessere Bürgschaft für die künftige Ruhe, als äußerer, mit täglichen Lasten verbundener Zwang.

„Nun, so sei Ihnen alles bewilligt, wie Sie es wünschen!" war die huldvolle Antwort. Der General sprach sich mit Achtung über den Mut und die Tapferkeit der Patznauner aus, und setzte bei: „Ei, wie heißt denn jener Brave, der meine Leute überstieg?" Die beiden Deputierten erröteten und sahen einander mit Verlegenheit an. Raglovich verstand sie und sprach: „Besorgen Sie nichts für ihn. Kein Haar wird ihm gekrümmt. Im Gegenteil, melden Sie ihm, daß ich ihn einlade, als Oberleutnant in unsere Reihen zu treten." Jetzt erst nannte ihn Dr. Tschallener.

Die glücklichen Abgeordneten wurden freundlichst entlassen, und dieselben Zugeständnisse erhielten die Deputierten von Kappl und See, unter denen sich auch der Hauptmann Huber befand.

Der edle, tapfere Huber, der Retter Patznauns, ist längst gestorben. Seine Kinder schmachten in Krankheit und Armut.[1]) Der Hauptmann Ladner lebt noch als Bauersmann in Fließ bei Landeck. Wendelin Kathrein und Maler Pfeifer sind gestorben. Dr. Tschallener leitet als k. k. Direktor die Irrenanstalt in Hall und hat auch als Schriftsteller sich ehrenvoll bekannt gemacht. Zacharias Sailer ist als Organist in See vor einiger Zeit verschieden. Stephan Krismer ist heute noch so frisch und rührig als damals und hat als Gründer sehr vieler Klöster der Barmherzigen Schwestern in Tirol sich ungewöhnliche Verdienste erworben. Seine Schwester Juliana, die tapfere Schützin, befindet sich als Klosterfrau in eben jenem Orden. Michael Hainz, vulgo Mader Michele, ist Bauer und Händler mit Eisenwaren, alternd und kränkelnd. Von Jupele meldet die Sage des Tales, er sei nach Rußland ausgewandert, habe sich dort bis zum General erschwungen und sei umgekommen. —

[1]) Das Nachfolgende bezieht sich auf die Zeit etwa 40 Jahre nach dem Aufstande, ist also nur mehr erzählend.

Poetischer Teil.

I.

Das Gebet.[1]

Schaue, dort im Dorfe Kappel,
Mitten im Patznauner Tale,
Knien Greise, Weiber, Kinder
Bei dem hehren Opfermahle.
Wo sind Jünglinge und Männer?
Machen sie sich's nicht zu Nutzen? —
Draußen an des Tales Mündung
Stehn sie mit geladnen Stutzen.

Wie der Priester nach der Messe
Beiderseits Weihwasser sprenget,
Stürzt herbei ein schlanker Knabe,
Dem der Schweiß vom Haare hänget.
Keuchend steht er, und der Priester
Hält den nassen Wedel inne:
Kam der Feind? Hob an das Kämpfen?
Weiß man schon, wer es gewinne?"

Und der Knabe nickt zum Ersten,
Und er schüttelt Nein aufs Zweite.
Hei, wie lauschend, hei, wie zitternd
Drängen sich umher die Leute!
„Knallt es oben? knallt es unten?"
„Herr, man hört es üb'rall krachen!
Wildbach, Donner und die Lahne
Sind dagegen nur zum Lachen!"

[1]) Bezieht sich auf das Treffen bei Giggl. Während der Anbetung kam zuerst eine Trauerbotschaft; abends erst wurde der Sieg gemeldet.

„Junge, wer hat dich gesendet?“ —
„Schützen, die in Wald noch lagen:
Auswärts liefen sie zum Kampfe,
Einwärts ich, es anzusagen.
Lauf nach Kappel! rief mir einer:
Kannst die Messe noch erreichen!
Sollen in der Kirche bleiben,
Bis die Feinde vor uns weichen!“

„Gott vergelt' es, braver Junge,
Der so guten Rat uns bringet.
Laßt uns nun den Himmel bitten,
Bis er uns den Feind bezwinget!“
„Beten! beten!“ hört man's flüstern.
Hundertfach aus dem Gedränge:
Zum Gebete rufen mahnend
Weithin schon die Glockenklänge.

Wie mit buntem Blumenwalde
Schon sich der Altar verschönte!
Wie's, gleich Sternen um den Mond her,
Flimmert rings beim Sakramente!
Wie das Volk von Dorf und Halden
Fort und fort sich dichter reihet!
Wie es immer lauter schallet:
„Hochgelobt! Gebenedeiet!“

Wie am Fels des Baches Rauschen
In gewalt'gem Rhythmusschlage,
Schallet der Gebete Wechsel
Ohne Rast bis zu Mittage.
Ohne Feuer stehn die Herde,
Öde stehn Häuser, Hütten:
Starke kämpfen mit den Waffen,
Schwache kämpfen durch die Bitten.

Widerstehen Feind und Himmel
Länger dem Gebet und Mute?
Ha, dort kommt heran ein Schütze —
An dem Arme rot vom Blute.

Ach, hinsinkt er an die Pforte,
Eh' die Nächsten ihn erfassen:
Priester nur und Mesner beten;
Die Gesichter all erblassen.

Jener, sich erholend, spricht nun:
„Gott der Herr, sei unser Retter!
Leichter, als die Zahl der Feinde,
Zählet Ihr des Waldes Blätter.
Von dem Feuer der Musketen
Scheint der ganze Berg zu brennen.
Langsam weichen unsre Leute;
Rettung würd' ich Wunder nennen.

Seht, ob an den Rand des Himmels
Noch nicht Flammenpfeile schießen?
O, dann denkt, daß Bajonette
Weiber schon und Kinder spießen!
Flüchtet zu den höchsten Höfen!
Flüchtet zu umschneiten Tanen!
Unser Tal wird hundert Jahre
Diesen Unglückstag bereuen!"

Greise schlagen überm Haupte
Laut zusammen schwache Hände;
Mütter reißen auf die Haare,
Daß sie rollen bis zur Lende:
Schaudervoll erdröhnt die Kirche
Rings von Klage und von Weinen:
Diese drängen hin zum Priester,
Jene eilen zu den Kleinen.

Unbeweglich kniet der Fromme
In dem tosenden Getümmel:
Durch den Jammer schallet manchmal
Noch sein Ruf empor zum Himmel:
Und wie feur'ge Engelsflügel
Hält er ausgestreckt die Arme:
Also betet er für alle,
Daß sich Gott der Herr erbarme!

Keinen fragt er nach der Kunde,
Niemand wagt es, ihn zu stören.
Wie verstummend, wie erstaunend —
Sie den Heil'gen beten hören!
In das Dunkel ihrer Seele
Strahlt wie Morgenrot ein Schimmer:
In den Herzen spricht es himmlisch:
„Helfen kann ja Gott noch immer!"

Schweigend falten sie die Hände,
Nacheinander knien sie nieder:
Murmelnd beten erst die Stimmen,
Laut erschallen sie nun wieder:
Rückwärts füllen sich die Bänke,
Und gerührt von heil'gem Reize
Strecken alle aus die Arme,
Werden so lebend'ge Kreuze!

Überronnen sind die Wangen
Von den heißen Zährenbächen,
Während aus der Brust Beklemmnis
Mannigfache Laute brechen:
Dumpf und schwach jetzt, wie versiegend;
Jetzt wie Meer, hervor sich drängend!
Lob und Jammer, Beten, Wimmern
Schaurig wechselnd und sich mengend.

Also kniet sechs lange Stunden
Vor dem Heiland die Gemeinde.
Jeder Sturm des Stöberwetters
Scheint die Ankunft schon der Feinde.
Dämm'rung liegt schon auf dem Tale:
Noch kein Bote? Keine Kunde?
Wurden alle eingeschlossen?
Gingen alle schon zu Grunde?

Horch, es klirrt die Pforte; jemand
Schlägt vom Hute ab die Flocken.
Wie ein Blitz durchzuckt's die Reihen;
Das Gebet beginnt zu stocken:

Denn ein Schütze, seinen Stutzen
In der Hand, — ihn kennen alle, —
Schreitet ohne Seitwärtsblicken
Durch die lange Kirchenhalle.

Vor dem heil'gen Sakramente
Kniet er nieder drin im Chore,
Hebt sich, küßt die Hand dem Priester,
Redet halblaut ihm zum Ohre.
Wie sie lauschend ohne Atem
Schweben auf den Zehenspitzen!
Zitternd sehn sie schon die Feinde
Hinter den bedrängten Schützen.

Sieh, den goldgestickten Mantel!
Ministranten jetzt in Kränzen!
In dem Schmuck der höchsten Feste
Sieh den Priester plötzlich glänzen!
O, nun ahnt es die Gemeinde!
Wonne schauert! Tränen fallen!
Te deum laudamus hören
Schon sie vom Altare schallen!

Hei, wie mit gewalt'gen Schlägen
Jetzt die Glocken all erklingen!
Und es bricht die ganze Menge
Aus in jubelndes Lobsingen!
Und es nicken alle Blumen,
Und es beben alle Wände,
Gleich als wenn die Mutterkirche
Ihre Freude mitempfände!

Und mit mächt'ger Stimme redet
Nun der Priester vom Altare:
„Betet an die Gotteshilfe!
Die allmächt'ge! wunderbare!
Fortgetrieben sind die Feinde!
Engel deckten unsre Leute!
Betet an die Gotteshilfe,
Die das arme Tal befreite!"

„Hochgelobt! Gebenedeiet!“
Rauscht es nun im Wonnesturme!
Und der Chor der Glocken jubelt
Siegeslieder hoch vom Turme!
Schüsse knallen! Welch ein Jauchzen!
Heisa, das ist Schützennahen!
Volk und Priester mit den Fahnen
Eilen fort, sie zu empfahen!

II.

Der Wirt von der Mahr.[1]

1.

„Hallo, wach auf, du schläf'riger Brigand!
„Was ist — was wollt Ihr? — Ah, zum Tode schon?
„Sei unbesorgt. Ich bin der Adjutant,
Und bringe statt des Todes dir — Pardon!

Doch unterschreibe, und man nimmt's als wahr,
Das Schreibzeug dorthin, Bursche! Leuchte hier!“
Nun liest halblaut der Gastwirt von der Mahr,
Und schaut dann schweigend auf den Offizier.

---

[1]) Peter Mayr war im Jahre 1809 einer der tüchtigsten Anführer in der Gegend bei Brixen, wegen unbeugsamer Rechtschaffenheit und unerschütterlicher Tapferkeit äußerst geachtet und beliebt. Durch falsche Gerüchte getäuscht, verachtete auch er des Vizekönigs Proklamation vom 12. November 1809 und war ein Vordermann des letzten Widerstandes. Er machte namentlich am 25. November einen glücklichen Überfall auf eine französische Abteilung zu Klausen. Durch diese Fortsetzung der Feindseligkeit verwirkte er Amnestie und Leben. Er wurde nach Bozen gefänglich abgeführt und dort zum Tode verurteilt. Eine ausgezeichnete Dame jener Stadt legte für den unglücklichen Mann bei dem General Baraguay d'Hilliers die nachdrücklichste Fürbitte ein und wurde von der vielvermögenden Gemahlin desselben, mit welcher sie in Verbindung stand, lebhaft unterstützt. Die Folge war die Kassierung des Todesurteils unter dem Vorwande einiger Formalitätsfehler. Gegen die Er-

„Was soll das Zaudern? Steht auch kolossal
Die Lüge da, sie wird doch nicht gesehn.
Man hält die Augen zu dem General!
Man harrt. Mach schnell, eh' sie von Tische gehn."

Der biedre Gastwirt schüttelt ernst das Haupt,
Und reicht die Schrift zurück. „Herr, das Verbot
War mir bekannt: und es ist nicht erlaubt,
Durch Lüge loszukaufen sich vom Tod!"

„Ist's möglich? Bist du toll? Wen lügst du an?
Ei, dummer Bauer, uns täuschst du ja nicht!
Wir wissen sattsam, was dein Trotz begann!
Drum ist's nicht Lüge, was die Schrift da spricht."

„Ist's also Wahrheit, daß ich nichts gewußt
Von dem Verbot? — Nein, nein! Ich wußt' es, Herr!
Drum schießt nur! Scheibe sei Euch meine Brust,
Doch Lügenherberg' wird sie nimmermehr!"

„Wo das Gesetz die Schranke dir gestellt,
Hast du zum Sprung darüber dich erfrecht:
Wo's schonend dir ein Pförtchen offen hält,
Da lallst du zögernd: Nein, es wär' nicht recht!"

„Herr Adjutant, Ihr wollt doch reinen Wein!
Für's erste sterb' ich, und wir sind dann quitt:
Für's zweite — gilt da kein Erlaubnisschein:
Man nimmt ihn in die Ewigkeit nicht mit."

---

klärung, daß ihm die vizekönigliche Proklamation nicht zu Gesicht gekommen sei, wollte man ihn freisprechen und entlassen. Doch er weigerte sich, durch eine Lüge sein Leben zu retten. Selbst der Anblick seiner trostlosen Gattin, welche mit den Kindern herankam und gesegneten Leibes war, konnte seine Standhaftigkeit nicht beugen. — Am 19. Februar 1810 wurde er von neuem verurteilt und am 20. erschossen, an demselben Tage, an dem auch Andreas Hofer starb. — Ich schöpfte den Stoff zu meiner Darstellung noch aus mündlicher Erzählung. Die Charakterisierung des Mannes und sein Lebensende enthält die „Geschichte Andreas Hofers 2c." Leipzig und Altenburg bei Brockhaus 1817, S. 358 und 359. Das Umständlichere meldet Dr. Staffflers Tirol und Vorarlberg", II. T., II. Bd., S. 104.

„Durch Worte macht man keinen Narren klug.
Beharrst du also steif, starrköpf'ger Tor?" —
„Mit Gottes Hilfe!" — „'s ist umsonst. Genug.
He, Bursche, nimm die Tinte! Leuchte vor!"

2.

Die hohe Sonne wirft den goldnen Schein
Durch's Eisengitter an des Kerkers Wand:
Da tritt der Frauen edelste herein,
Dem Wirt aus langer Zeit her wohlbekannt.

Er kniete noch. Schnell steht er auf und küßt
Die liebe Hand. Kaum preßt er vor ein Wort,
Indes bei beiden Trän' auf Träne fließt:
„O gnäd'ge Frau, hieher an diesen Ort!"

„Ach, welch ein Wiedersehn, mein lieber Wirt!"
„Wie Gott will, gnäd'ge Frau. Der Himmel zahl
Es Euch: ja, ja — ich hab' mich nicht geirrt, —
Ihr legtet Bitte ein beim General!"

„Dies war wohl meine Pflicht! Mein Gott, o wär'
Doch Hilfe möglich! Jene Unterschrift
Verlangt von Euch der gute, alte Herr,
Weil sonst, wie klar, ihn selber Strafe trifft."

„Das seh' ich wohl. Doch unterschreiben kann
Ich nicht. Hab' leider sündig auch gelebt,
Doch sterben will ich als rechtschaffner Mann,
Mit Blut auswaschend, was am Herz noch klebt."

Die Dame hält ihr Tuch vor's Angesicht,
Und schluchzt, bis mühsam sie das Wort gewinnt:
„Ach, läßt denn keinen Ausweg mehr die Pflicht?
O sinnet nach, und denkt an Weib und Kind!"

Er schweigt, und starrt sie an mit strengem Blick,
Daß bebend sie das Antlitz vor ihm senkt.
„Was, gnäd'ge Frau? O nehmt den Rat zurück!
Der sündigt, der in solchem Fall bedenkt!"

„Ach, lieber Wirt, so hab' ich's nicht gemeint!" —
„O gnäd'ge Frau, ich nahm's zu grell! Verzeiht!" —
„Ihr sterbt vom ganzen Vaterland beweint
Und von mir! -- Denket in der Ewigkeit" — —

Ein Strom von Tränen unterbricht sie jetzt;
Sie reicht zum Abschied schluchzend ihm die Hand,
Die er mit Küssen deckt, mit Tränen netzt.
Wegwandelnd winkt sie auf zum schönern Land.

3.

„Horch, horch!" spricht tags darauf der biedre Wirt:
„Da nahen viele! Eine ganze Schar!
Sind es Soldaten? Keine Waffe klirrt.
Ein Flüstern und — ein Schluchzen nehm' ich wahr."

Der Adjutant, eintretend, winkt herbei
Die andern. Der Gefangne starrt, erbleicht;
„Jesus Maria!" ruft er aus im Schrei,
Und stürzt dann vor, so weit die Kette reicht.

„Mein Mann!" — „Der Vater! Vater!" — „O mein Mann!"
Sie fällt ihm an die Brust mit Zährenguß,
Laut weinend hängen sich fünf Kinder dran,
Die Kette haltend, Kleid und Arm und Fuß.

Und immer lauter bricht der Jammer aus,
Daß er, wie Wetterflut, den Kerker füllt,
Und wogt und tost durch das Gefängnishaus:
Er selber schweigt, doch Trän' auf Träne quillt.

Er windet sanft vom lieben Weib sich los,
Und neigt sich, küßt die Kinder nacheinand',
Und setzt sich, nimmt die kleinsten auf den Schoß:
Ihm drücken ihre Lippen Wang' und Hand.

„O lieber, lieber Vater, stirb doch nicht!"
Begann ein Töchterchen; die andern schrien
Dasselbe weinend nach, die Mutter bricht
In Heulen aus, und liegt schon auf den Knien.

Die Kleinen knien alle vor ihn her,
Die Hände falten zu ihm Weib und Kind:
Sie rufen oft, und lassen ab nicht mehr:
„O stirb nicht! Denk, wie wir sonst elend sind!"

Ins Hohl der Hände sinkt sein Haupt hinab:
Er schluchzt. Zersprengt der Schmerz ihm nicht den Leib?
Nur manchmal, wenn die Brust den Laut ihm gab,
Da ruft er: „Meine Kinder! O mein Weib!"

Herangetreten war der Offizier:
Oft wollt' er sprechen, kömmt erst jetzt zum Wort:
„Mit lichtern Augen sieh nun dies Papier!
Auf! Unterschreibe! Ziehe frei dann fort!"

Verstummt ist plötzlich jeder Klagelaut,
Der Drang der Tränen selbst hält sich zurück
Bei Weib und Kind: ihr Auge, feucht bloß, schaut
Empor auf ihn, ihr Leben und ihr Glück.

Er wölbt die breite Brust, und sammelt Mut.
Sanft hebt er alle auf. „Macht mich nicht weich! —
Herr Adjutant, Ihr meint es herzlich gut.
Gott lohn' den General! Gott lohn' es Euch!

Doch wähnet Ihr ein Herz in mir wie Blei;
Um es zu schmelzen, habt Ihr heiß geschürt.
Nun wollt' Ihr's gießen in die Form. So sei
In diesem Feuer mein Metall probiert!

Ja, Weib und Kinder, ihr sollt Richter sein!
In eure Hände leg' ich Leben — Tod! —
Getraude, weißt du noch? im Kämmerlein
Las ich dir selber vor ja das Verbot!"

Sie senkt das Angesicht, und schweigt und weint.
„Von unsern Schützen war die Stube voll.
Ich las, und fragte: Fügt ihr euch dem Feind?
Worauf es Vivat Kaiser Franz erscholl.

Die zugesagte Hilfe unterblieb.
Die Strafe faßte mich, als Vordermann.
Doch beut man, euch und anderen zu Lieb,
Um eine Lüge mir die Freiheit an.

Versichern soll ich durch die Unterschrift,
Daß der Befehl mir nie vor Augen kam."
Die Kinder sehn zu Boden, stumm, verblüfft,
Dann weint, dann heulet Weib und Kind zusamm'.

Mit stärkrer Stimme fährt nun fort der Held:
„Ist dieser Preis erlaubt? Sagt selber — sprecht!
Kann ich um Sünde kaufen alle Welt
Und tausend Jahre, darf ich? wär' es recht?"

Und Weib und Kinder schluchzend schütteln Nein,
Und pressen alle sich an ihn herum:
„Ach Gott! Mein Gott! So muß es wirklich sein!"
Und bleich hängt sie an ihm und starr und stumm.

Die schwüle Stirn zerreibt sich der Franzos,
Geht auf und ab, steht sinnend wieder, schaut:
„Seltsames Volk! Wie kindlich und wie groß!
Nie hat mir vor mir selber so gegraut!"

Ein Krüglein zieht die Mutter nun hervor:
„Kniet nieder, Kinder!" stammelt sie nur leis':
Und keuchend streckt das Krüglein sie empor.
Er hält's, betrachtet sie umher im Kreis'.

Ein Schauder rüttelt ihn. Ha, sieh — wie bleich!
Er kreuzt jedwedes Haupt, auf jedes fleußt
Weihwasser, warme Tränen wohl zugleich.
Er wankt — er sinkt, als wär' entfloh'n sein Geist.

Ohnmächtig sinkt die Mutter neben ihn:.
Die Kinder heulen, rütteln da und dort.
Umsonst ist all ihr liebendes Bemüh'n.
Man schleppt und trägt sie samt der Mutter fort.

4.

Tags darauf schon stand er draußen auf dem Feld,
Von Heer und Volk umkreist in halbem Rund,
Zwölf Schritte vor die Krieger hingestellt:
Er drückt das Kruzifix an Herz und Mund.

„O Herr, gedenke mein in deinem Reich!"
Mit Tränen wird das Bildnis noch benetzt,
Dann beut er's hin: „Hochwürden, nehmt's zu Euch,
Daß etwa keine Kugel es verletzt."

Die Augenbinde weist der Held zurück.
Er schaut aufs liebe Volk umher, empor
Zu jedem Berg mit seelenvollem Blick,
Zum Himmel auf, zur Sonne hinterm Flor.

„Landsleute, haltet all euch gut! Lebt wohl!"
Die Krieger schlagen an beim Trommelschall.
„Hoch lebe Österreich! Hoch das Land Tirol!" —
Es knallt! Aufschreit das Volk bei seinem Fall.

Sie drängen sich, durch Schmerz zum Trotze kühn,
Durch der Franzosen dicht geschlossne Reih'n,
Zypressenzweige, Lorbeer, Rosmarin
Auf den Vollendeten hinan zu streu'n.

Des Helden Weib mit ihren Kindern kniet
In fernem Gotteshaus'. Den Schmerz versüßt
Ein Himmelstrost. Es lispelt im Gemüt,
Daß nun der Vater schon ein Heil'ger ist!

III.

Das Heimatland.[1]

Nachts um zwölf Uhr mit bekanntem Schlage
Klopft es an die Tür der Alpenhütte:
Und der Sandwirt öffnet mit der Frage:
„Ei, was lenkt so spät hieher die Schritte?"

Stutzend sieht er bei dem Knecht den zweiten;
Er bemüht sich, neu ihn zu erkennen,
Während sich um ihn die Arme breiten,
Und an seinem Mund die Lippen brennen.

„Herzensfreund, bin ich Euch schon entschwunden?" —
„Pater Joachim! In diesem Kleide!" —
„Gott sei Dank, daß ich Euch noch gefunden!" —
Lange sich umarmend weinen beide.

„Knecht, ein Nachtmahl schnell vom Auerhahne!
Selbst versorg' ich wohl uns mit dem Weine.
Setzt Euch! Burg und Säle und Altane
Sollt Ihr morgen sehn im Sonnenscheine."

„Freund, es ist nicht Zeit zum Übernachten!
Schert den Bart Euch schnell von dem Gesichte!
Werft Euch in die Kleider, die wir brachten!
Fern schon wandern wir im Morgenlichte!"

Hofer sieht ihn an mit starrem Blicke,
Und kein Wort vermag er noch zu sagen.
„Auf! Die Nacht nur ist die Zauberbrücke,
Die uns kann vom Berg zum Berge tragen!"

---

[1]) Der Kapuziner Joachim Haspinger hatte sich im November nach Münster in Graubünden geflüchtet und von dort in das Schloß Goldrain. Als Hausierer besuchte er den Andreas Hofer in der Alpenhütte und suchte ihn zu bewegen, mit ihm über Kärnten oder wo immer nach Wien zu entfliehen. Es war umsonst.

„Eure Plane glichen stets dem Blitze!
Kaum erhol' ich noch mich vom Betäuben.
Also fort soll ich vom stillen Sitze?
Freund, mir kommt's fast sichrer vor, zu bleiben."

„Donnerwetter, laßt Euch nicht betören!
Ringsum seid Ihr schon umstellt mit Netzen!
Aus und ein im Tal ist nichts zu hören,
Als der Hunde Bellen und das Hetzen.

Und an jedem schmüffelt ihre Nase:
Trutzig frohe Miene, scheues Zittern,
Bloß ein Blick, ein Wink, ein Wort beim Glase —
Alles wird zur Spur, Euch aufzuwittern."

„Joachim, seit Ihr den Bart geschoren,
Ist's Euch, wie dem Simson, fast ergangen.
Etwas Mut, verzeiht! habt Ihr verloren,
Und Ihr seht mich gar zu früh gefangen."

„Nun, was liegt daran — ob früher, später?
Vater Hofer, einmal wird's geschehen!
Auf der Folter macht man zum Verräter,
Dem man das Geheimnis abgesehen."

„Ei, die Späher werden nichts erlauschen;
Und im Falle eilt voran das Zeichen:
Und die Höhle kann ich schnell vertauschen,
Und sie finden nichts, wie sie auch keuchen."

„Eh' die Feinde Euch in Östreich wissen,
Kehrt die Ruh' nicht mehr diesem Tale:
Kammern, Schränke werden aufgerissen.
Frech umlauert Trinkgelag' und Mahle."

„O, sie werden bald des Suchens müde;
Leicht entstehn auch täuschende Gerüchte:
Und ins Tal kehrt wieder Ruh und Friede,
Ohne daß ich auf Passeir verzichte."

„Macht Ihr mir's unmöglich, Euch zu retten?
Klar erseh' ich, daß das Herz nicht wolle!
Welch ein Zauber mit demantnen Ketten
Hält Euch an die öde Alpenscholle?"

„Joachim, nun rührtet Ihr ans Wahre!
Was mich hält? O fragt nur Eich' und Tanne!
Fragt die schnellen Gemsen, kühnen Aare,
Was so fest denn an Tirol sie banne!

Eingesenkt bin ich dem Volk und Lande;
So wie Baum dem Boden, Glied dem Leibe.
Wurzeln, Adern sind die mächt'gen Bande,
Und nicht Willkür ist es, daß ich bleibe!

Nein, Tirol! ich kann von dir nicht scheiden!
Wie der Jünger bei dem Kreuz geblieben,
Bleib' ich bei des Vaterlandes Leiden!
Ist's kein Helfen, ist es doch ein Lieben!"

„Hofer, Gottes Hand scheint Euch zu halten.
Ob von neuem schöne Zeiten kommen?
Gottes Ratschluß läßt sich nicht entfalten.
Hoffend ist mein Herz, und doch beklommen.

Möge meine Furcht sich nicht bewähren!
Ha, wie flammt' ich, Euren Tod zu rächen!"
Er umschlingt ihn heftig: heiße Zähren
Hindern ihn, das Weit're noch zu sprechen.

„Joachim, war dies ein Prophezeien? —
Des Allmächt'gen Wille soll geschehen.
Mich durchschauert's wie ein heil'ges Weihen!
Freudig würde ich zum Tode gehen!

Dir mir zürnen, die durch mich gelitten,
Deren Auge ich gefüllt mit Tränen
Vom Palaste bis zu armen Hütten,
Würde mir mein Blut und Tod versöhnen!

Und ich könnte in dem roten Bade
Auch vor Gottes Auge reiner werden;
Und Verzeihung fänd' ich so und Gnade
Durch den Tod im Himmel und auf Erden!

Und für Weib und Kinder — —" Fester schließen
Sich die Arme; Wang' an Wange glühet.
„Deckt des Kaisers Hand mit heißen Küssen!"
Joachim reißt los sich und entfliehet.

IV.

Der Leidensgefährte.[1])

In der Alpenhüte an dem Herde
Sitzt der Sandwirt, sanft den Kopf nur schüttelnd
Manchmal; reglos sieht er sonst zur Erde.
Stürme toben, an dem Dache rüttelnd.

Emsig nährt das Feuer Sweth, der treue,
Spaltet aus dem Stamm auch blanke Späne:
Oftmal späht er hin mit Angst und Scheue
Auf des Sandwirts Gram und stille Träne.

„Ist mir doch der ganze Tag mißlungen!
Trank und Speise habt Ihr nicht genossen;
Lied und Jodler ward umsonst gesungen;
Euer Innres hat sich mir verschlossen!" —

---

[1]) Kajetan Sweth, von seinen Eltern in Graz so hart behandelt, daß er entfloh, kam nach unzähligen Leiden als Student nach Tirol und ersuchte in Neumarkt den Sandwirt um einen Vorweis. Hofer ermunterte ihn, den Landesverteidigern sich anzuschließen. Sweth genoß gar bald das besondere Vertrauen des Kommandanten, dem er mit ganzem Herzen ergeben war. Er bezog mit ihm die Alpenhütte und diente ihm als Sekretär oder Adjutant, wie man es nennen will. Der unzuverlässige Raffl war beim Holzziehen an sie herangekommen, gab jedoch dem Sandwirt das heilige Versprechen, ihn gewiß nicht zu verraten. Als aber dem Sandwirt gleichwohl seine Sicherheit immer bedenklicher wurde, drang

Jener fährt erstaunt aus tiefem Sinnen:
Doch sein Herz fängt stürmisch an zu schlagen;
Hoch auf wirft's die Brust und Zähren rinnen;
Und er stammelt: „Nun, so will ich's sagen!"

Heftig schreitet er zum nahen Schranke,
Reicht ein Schreiben hin und schwere Rollen:
„Junger Freund, nehmt dies zum kleinen Danke;
Gott wird Euch für mich den größern zollen.

Kniet Euch nieder, und empfangt den Segen!
Wie ich Euch mit Vaterlieb' umschlinge,
Darf ich wohl aufs Haupt die Hände legen!
Aber nehmt zuerst mal diese Dinge!"

Doch der Jüngling stößt zurück die Gaben;
Klirrend stürzt das Gold nach allen Seiten.
„Eher laß ich lebend mich begraben!
Gott, was habt Ihr vor? Wie soll ich's deuten?"

„Länger Euch zu halten wäre Sünde!
Seht, schon wankt es unter meinen Füßen!
Und ich reiße mit mir in die Schlünde
Alle, die sich jetzt noch an mich schließen!

Drum entflieht! Ich bitte! ich beschwöre!
Morgen früh, eh' sich die Berge röten!
Aber leise, ohne daß ich's höre!
O, ich hielt's nicht aus! Es würde töten!"

„Vater Hofer, seht Ihr nicht zu trübe?
Jener Eine hat sein Wort verpfändet;
Sorgsam wacht für Euch der andern Liebe;
Engel sind zu Eurem Schutz gesendet.

---

er in den ihm werten Jüngling, sich zu flüchten. Sweth war so edelmütig, dieses Ansinnen zurückzuweisen. Er blieb bei seinem Wohltäter, wurde mit ihm am 30. Jänner 1810 gefangen genommen und nach Mantua transportiert. Im Kerker daselbst wohnten sie beisammen und Hofer nahm ihn oft, wie ein Kind, auf die Arme und trug ihn herzend umher. Er gab ihm auch den Zärtlichkeitsnamen „Töniger", woraus die Meinung und Meldung entstand, der treue Leidensgefährte Hofers habe Töniger geheißen.

Eine Garde habt Ihr an den Stürmen,
Die da schreckend rasseln und trompeten;
Schnee und Eis auch kommen, Euch zu schirmen,
Wie einst Flammen schirmten den Propheten!"

Und der Sandwirt zieht herbei den Jungen:
„Vor der Türe hört' ich Waffen rauschen
Heute Nacht; bin auf vom Bett gesprungen;
Nichts mehr war zu sehn, nichts zu erlauschen."

„Nun so war's —" — „Geduldet bis zum Ende!
Selber dacht' ich so, und ging zu Bette.
Plötzlich stößt und kracht es durch die Wände,
Und zu Boden fiel die goldne Kette.

Jetzo dacht' ich doch, es seien Zeichen.
Joachim hat's auch vorher gekündet." —
„Glaubt Ihr dies, so laßt uns schnell entweichen,
Dorthin, wo uns kein Franzose findet!"

„Gottes Hand kann niemand sich entziehen!
Still erwart' ich hier, was er mir schicket.
Aber Ihr — hört, — Ihr — Ihr müßt entfliehen!" —
Rasch sucht er das Gold, mühsam gebücket.

Doch der Jüngling zwingt mit heft'gem Drängen
Ihn empor, und hält ihm beide Arme:
„Meinen Bund mit Euch kann nichts zersprengen!
Duldet mich bei Euch in Eurem Harme!

Wie zwei Vöglein zwitschern in dem Bauer,
Und im Kerker miteinander spielen,
Bleibe ich bei Euch in Eurer Trauer;
Glücklich kann ich nur bei Euch mich fühlen.

Wißt Ihr noch, wie ich zu Euch gekommen,
Bei der Eltern Leben eine Waise?
Habt mich freundlich bei der Hand genommen,
Gabt mir tröstend Geld und Trank und Speise.

Frischen Herzens sind ja die Studenten!
Sagtet Ihr, — Tritt ein in unsre Reihen!
Dien' mit uns dem Besten der Regenten,
Dem sich Steirer wie Tiroler weihen!

Und so bin ich denn bei Euch geblieben,
Froh zum ersten Mal an Eurer Seite;
An der Güte glomm erst auf mein Lieben,
Und der Mut entbrannte erst im Streite!

In Tirol erst fing ich an zu leben;
Hier erst bin ich Mensch und Mann geworden.
Gott hat Euch — zum Vater mir gegeben:
Wollt Ihr mich verstoßend wieder morden?

Nein, Ihr könnt, Ihr dürft mich nicht verbannen!
Weshalb? Sagt es! Nennt mir mein Verschulden!" —
Sie umarmten sich, und Zähren rannen. —
„Freund und Sohn, bedenk dein künftig Dulden!"

„O, ich fühle ein allmächtig Binden!
Nehmt mich hin zum ew'gen Eigentume!
Sollten Fesseln beide uns umwinden,
Schwingen will ich sie mit stolzem Ruhme!

In den Kerker folg' ich Euch mit Lächeln;
Frohe Jodler scheuchen fort den Kummer:
In der Schwüle will ich Kühlung fächeln;
Diese Brust hier biet' ich Euch zum Schlummer.

Gibt der Wütrich auch den Tod uns beiden,
Ruhen wir in einem Grab beisammen.
Mancher Edle wird mich dann beneiden,
Und für Treue werd' ich ihn entflammen!" —

„O laß ab! Es wird zu heiß und brennend!"
Und in Liebesstürmen rafft umschlingend
Er ihn auf, ihn ‚Herz' und ‚Seele' nennend
Trägt er ihn umher, wie Kindlein, schwingend.

Klirrend fliegt die Türe aufgerissen,
Und er will der ganzen Welt ihn zeigen,
Deckend sein Gesicht mit hundert Küssen.
„Bäume, Felsen, brecht doch euer Schweigen!

Schaue, Mond, was ich im Arme habe!
Wolken, laßt die Sterne niederblicken!
O, ein treuer Freund, welch eine Gabe!
Gott, wie kannst im Unglück du beglücken!

Herr, bewahre ihn für bessre Zeiten,
Wo ihm wohlverdientes Glück erblühe!" —
Und er läßt ihn sanft zur Erde gleiten,
Und sie sinken beide auf die Knie.

V.

Des Sandwirts Treue.[1]

Der Sandwirt und sein treuer Sweth
Verrichten, wie zwei Eremiten,
Im Kerker laut das Nachtgebet,
Einlegend, was der Herr gelitten.

Schnell stehn sie auf, wie's klirrt am Schloß,
Den Staub sich wischend von den Knien.
„Ei, ei, die Ehre ist zu groß!
Euch selbst zu uns hieher bemühen!"

[1]) Derselbe General Bisson, der am 13. April 1809 zu Wilten durch Teimer gefangen genommen worden war, präsidierte bei dem Kriegsrat über Hofer zu Mantua. Der menschenfreundliche und für die schonende Behandlung der Tiroler noch dankbare Mann kam persönlich zu Hofer in das Gefängnis und suchte ihn zur Annahme einer französischen Bedienstung oder wenigstens zum ausdrücklichen Bruch mit Österreich zu bewegen, indem er nur unter diesen Bedingungen ihn retten könne. Hofer wählte den Tod. Sweth war bei diesem denkwürdigen Ereignisse zugegen. Er selbst wurde nach dem Tode Hofers durch Daumenschrauben gezwungen,

„Muß doch mal sehn! Ihr blüht so rot,
Als wenn's an keinem Ding Euch fehlte!" —
„Euer Gnaden! leiden keine Not!
Daß Euch der Himmel es vergelte!"

„Ihr seht auch ganz vergnüglich aus!
Was meint und hofft Ihr vom Prozesse?
Man schicke bald Euch frei nach Hauf'?
Man gebe morgen Euch die Pässe?"

Den eingerollten Rosenkranz
Legt Hofer hin: „Wir überließen,
Herr General, das Schicksal ganz
Dem lieben Gott: Er soll beschließen."

„Doch hört Ihr lieber wohl gewiß
Euch pardonieren, als verdammen?" —
„Natürlich! Gern gesteh ich dies!
Doch lautet's Tod! — in Gottesnamen!"

„Es lautet wirklich Tod! mein Freund!
In Bälde schlägt die letzte Stunde." —
Der Sandwirt schweigt, der andre weint.
„Für dich nicht, Junge, gilt die Kunde!

Mein lieber Hofer, Euch selbst steht
Noch jetzt der schönste Ausweg offen,
Den sicherlich Ihr nicht verschmäht:
Ihr denkt vernünftig, will ich hoffen.

Ihr seid ein biedrer, tapfrer Mann,
Und fürs Gewürm noch langhin Schade.
Ihr nehmt bei Frankreich Dienste an,
Und seid mein Waffenkamerade."

---

in französische Kriegsdienste überzutreten. Er erlebte die seltsamsten Abenteuer und entfloh bei der ersten Gelegenheit zur österreichischen Armee, wo er einstand. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er die kleine goldene Zivil-Ehren-Medaille und eine Anstellung als Beamter. Er wurde später zum k. k. Rechnungs-Offizial bei der Provinzial-Buchhaltung in Innsbruck ernannt. Seine Lebensschicksale fanden eine umständliche Erzählung in dem damals von Freih. v. Hormayr in Wien herausgegebenen Archiv.

Und herzlich faßt er seine Hand,
Und schüttelt sie mit warmem Drücken,
Indes verblüfft der Sandwirt stand,
Bewegungslos, mit starren Blicken.

„Ich garantier' Euch Euren Rang!
Zur Ehre unsern Brigadieren
Soll Eures Namens schönen Klang
Ganz Frankreich bald im Munde führen!"

Doch länger hält sich Hofer nicht:
Er lacht, daß er sich stemmt die Lende,
Daß perlend vor die Zähre bricht;
Der treue Sweth lacht in die Hände.

Der General sieht schweigend zu,
Verdutzt, kopfschüttelnd, und mit Schmollen;
Der Sandwirt zwingt sich nun zur Ruh':
„Verzeihung! Bitt', uns nicht zu grollen!"

„Wozu das Lachen? Mir zum Spott?
Parbleu, des werdet Ihr Euch hüten!
Soll meine Gunst, soll Euer Tod
Den Stoff Euch zum Gelächter bieten?"

„Herr General, bleibt uns doch gut!
Ei, ei, wie Eure Augen blitzen!
Wie's grob auch, leiht mir Euren Hut,
Und laßt auf meinem Kopf ihn sitzen!"

Er setzt den prunken Hut sich auf,
Und schneidet eine stolze Miene;
Und glänzend flattern Federn drauf,
Daß er ein Brigadier fast schiene.

Er kreuzt die Arme überm Bauch,
Und schreitet kriegrisch auf und nieder,
Und salutiert nach noblem Brauch,
Und schüttelt barsch auch das Gefieder.

Laut auf lacht Sweth, und der Franzos
Kann selbst es nicht mehr unterdrücken;
Nun bricht es auch beim Sandwirt los,
Und engt und würgt ihn zum Ersticken.

Er reicht den Hut ihm zitternd hin,
Er wirft sich auf die Lagerbohlen;
Das Lachen reißt und schüttelt ihn,
Als könnt er nimmer sich erholen.

Und mit ihm lacht sein treuer Sweth,
Indem sie Knie und Zwerchfell pressen,
Und lächelnd zu dem Lachduett
Spaziert der General indessen.

Als die Bewegung sich verzieht,
Wie Wasserräder langsam stocken,
Steht auf der Sandwirt, keuchend, müd,
Und wischt sich beide Augen trocken.

„Nun, seid Ihr des Gelächters satt?“ —
„O laßt Euch, Herr, doch nicht erbittern!
Habt Ihr's gesehn? Ich ein Soldat!“ —
Neu zuckt empor ein reizend Schüttern.

„Mein Freund, in unserer Armee
Sitzt mancher stolz auf der Schabracke,
Mit Ordenschmuck und Portepee,
Der früher trug die Bauersjacke.

Doch wuchs zur Haut an das Gewand,
Ich will es Euch vom Leib nicht schälen:
Im alten Kleid bleibt Kommandant,
Doch unter anderen Befehlen.“

Aufzuckt der Sandwirt, zornerfüllt,
Das Auge flammt, die Wangen brennen:
Wie krampfhaft er im Barte wühlt!
„Verräter soll man nie mich nennen!“

„Tollkühnes, albernes Geschwätz!
Rebellion noch in den Ketten!
Wen gab zum Herrn dir das Gesetz?
Hat Östreich nicht Euch abgetreten?"

„Ja, ja, vom lieben Vater sind
Die armen Kinder weggerissen!" —
Der Sandwirt stammelt's, und es rinnt
Auf seinen Bart herab in Güssen.

„Mein guter Bauer, längst verschwand
Die schöne Zeit der Patriarchen:
Und Fürsten wechseln Volk und Land,
Und Länder wechseln die Monarchen."

„Jawohl, es gilt Gewalt für Recht,
Wie's oft erfährt ein schwacher Wandrer.
Der Untertan ist nun bloß Knecht;
Der ist sein Herr und dann ein andrer."

„Wer immer dein Gebieter sei,
Der Untertan hat nicht zu richten.
Er muß gehorchen! Schweigend, treu
Erfüll' er vorgeschriebne Pflichten.

Du hast die Pflichten schwer verletzt.
Dein Blut soll dein Vergehen sühnen.
Doch Schonung biet' ich dir noch jetzt,
Versprichst du, Frankreich treu zu dienen."

„Hochgnädiger Herr General,
Wollt Ihr Pardon mir wirklich geben,
Ich will im lieben Heimattal
Bei Weib und Kindern friedlich leben:

Den Obrigkeiten untertan
Bezahl' ich willig jede Steuer:
Auch löschen will ich, wie ich kann,
Wenn da und dort noch glimmt das Feuer.

Wenn sonst Ihr etwas noch begehrt,
Ich will's versprechen, unterschreiben." —
„Nein, nein, nicht bei dem Bauernherd,
Mein Freund, darfst du uns fürder bleiben!

Du stelltest dich für Österreich
Verwegen an des Landvolks Spitze,
Und führtest manchen kräft'gen Streich,
Und warst ein mörderischer Schütze.

Nun mache uns den Schaden gut;
Ein Freikorps wirb mit unserm Gelde,
Und trage weitum deinen Mut,
Und glänz' auf jedem Waffenfelde!

Durch Ruhe nicht, — nein, durch die Tat
Mußt du die Treue uns bewähren!
Auf, Bauernheld, wirf uns die Saat
Zu deines Glückes goldnen Ähren!"

Der Sandwirt lächelt, und er blickt
Halbspöttisch und mit sachtem Wiegen:
„Ha! ha! wie ist's mir doch geglückt,
Die Reputation zu kriegen!

Erlaubt, ich sag's Euch deutsch heraus:
Was ich versteh', ist kurz beisammen:
Pferdhandel, Viehzucht, Feld und Haus;
Nur langsam schreib' ich meinen Namen.

Ans Kriegswerk hab' ich nie gedacht,
Bis mich der Krieg dazu gezwungen;
So wie dem Hirtlein Mut erwacht,
Wenn Wölfe kommen angesprungen.

Und wunderbar hat Gott der Herr
Uns Bauern oft den Sieg verliehen.
Doch außerm Fall der nöt'gen Wehr
Verloren wir's, und mußten fliehen.

So ging's den andern, so ging's mir.
Gott gab es deutlich uns zu merken.
Weil ich's versehen, lieg' ich hier.
Nichts können wir mit eignen Werken.

Doch Friede ist ja eingeführt:
So laßt den Landmann bei dem Pfluge,
Und werd' ich wirklich pardoniert,
So laßt den Sandwirt bei dem Kruge!"

„Wohlan, es sei! Wir lassen Euch
Des Heimatglückes still genießen;
Doch dringt ins Land ein — Österreich,
Wirst du auf Österreicher schießen?

Friedsame Hirten, werdet Ihr
Auch diese Wölfe kühn verjagen?
Wie — oder sind bloß wir das Tier,
Das Eurer Trift nicht will behagen?"

„Nein, niemals, lieber Kaiser Franz,
Bist du das Ziel für unsre Röhren!
Wir stehn in heil'ger Allianz,
Solang die Herzen dir gehören!

Nur Leib und Land hat Bonapart',
Die Liebe kann er nicht entreißen;
Sie bleibt dem Kaiser aufbewahrt,
Bis kaiserlich wir wieder heißen."

„Wir brauchen Eure Liebe nicht;
Gehorsam habt Ihr uns zu leisten!
Treibt gegen Östreich Euch die Pflicht,
Dürft Ihr zur Weig'rung Euch erdreisten?"

„Herr General, ich sähe gern,
Ob je ein Hund trotz allem Hetzen
Anbellen wird den alten Herrn:
Er wird sich knurrend widersetzen:

Und treibt man ihn mit Schlag und Stoß,
Er kriecht am Boden, duckt sich kreischend:
Zuletzt — ergrimmt er und stürzt los
Auf seinen Käufer, ihn zerfleischend."

„Da hast du recht. Der andern Trieb
Muß erst die Zeit an uns gewöhnen.
Du aber mußt, ist Rettung lieb,
Dich weislich jetzt mit uns versöhnen.

Du mußt zum mindesten durch Eid
Und öffentlich mit Östreich brechen:
Selbst gegen Franz, wenn's Not gebeut,
Verteidigung Tirols versprechen.

Der Fall tritt wirklich wohl nicht ein,
Da engsten Bund die Kaiser schließen.
Franz nimmt dein Wort als bloßen Schein,
Worin wir dich entschlüpfen ließen."

„Herr General, der Weg ist krumm!
Was Ihr verlangt, kann ich nicht schwören,
Und gäbe man die Welt darum!
Nein, Franz, das sollst du niemals hören!"

Dem Sandwirt auf die Schulter klopft
Der Franke. „Glücklich ist dein Kaiser!
Ich wünsch' auf Frankreichs Stamm gepfropft
Recht viele solcher Edelreiser!

Doch beide Hände sind mir nun
Gebunden, Freund, von deiner Treue:
Und nichts vermag ich mehr zu tun,
Das noch vom Tode dich befreie."

Und seine Rechte faßt und drückt
Der Sandwirt an der Lippe Beben.
„Ich nehme gern, was Gott mir schickt!
Er ruft mich ja ins bessre Leben!

Der liebe Gott" — die Zähre rinnt,
Die Stimme stockt, — „wird alles lenken
Zum Trost und Wohl für Weib und Kind: —
Der Kaiser auch — wird mein gedenken!

Euch — dank' ich" — er winkt himmelwärts —
„Dort droben wird mir Gnad' erteilet!" —
Der General preßt ihn ans Herz,
Er birgt die Tränen und enteilet.

Schon lange schluchzt der treue Sweth;
Nun hallet die Gefängniskammer.
„Wir sahn es ja vorher! Gebet
Ist besser, lieber Sohn, als Jammer.

Gib mir den Rosenkranz! Fang an!
Wo sind wir? Der das Kreuz getragen?" —
„Das war schon fertig: g'rad begann:
Der für uns ward ans Kreuz geschlagen."

VI.

Des Sandwirts eigentliches Lebensende.[1]

1.

Zu Mantua im Kerker
Liegt Hofer auf den Knien,
Durchs Himmelsbrot noch stärker:
Sein Antlitz scheint zu glühn.

---

[1]) Daß Hofer in Mantua noch vor der Ausführung zum Tode sehnlichst einer heiligen Messe beizuwohnen begehrte, ist Tatsache; ebenso, daß sein Leib unmittelbar nach dem Erschießen in die Kirche getragen und dort, nach italienischer Sitte, ausgesetzt wurde. Während des Meßopfers bewegte sich das Leichentuch und gleichzeitig glaubten die Umstehenden einen deutlichen Seufzer des Sandwirtes vernommen zu haben. Daraus entstand bei einigen die Meinung, bei andern sogar die Behauptung, Andreas Hofer sei erst während seiner Seelenmesse verschieden.

Aufsteht er, neu belebet.
Der Priester schaut die Uhr,
Indes die Hand erbebet:
„Noch zehn Minuten nur!"

Habt Ihr noch ein Verlangen?
Benützt den Augenblick!" —
„Den Herrn hab' ich empfangen;
Nur eins noch wär' mein Glück.

Den Taler da, den letzten,
Den ich mir vorbehielt" —
Des Helden Zähren netzten
Des Kaisers liebes Bild,

Er trocknet ab die Nässe,
Und reicht ihn ruhig dar: —
„Liest mir die Seelenmesse
Am Heil'gen-Kreuzaltar.

Und weil, selbst beizuwohnen,
So heiß mein Herz erbrennt,
Erwirkt mir's — Gott wird's lohnen! —
Wenn Ihr's erwirken könnt."

Der Priester eilt zur Pforte.
Just treten Krieger ein.
Er wechselt ein'ge Worte,
Und bringt das harte Nein.

„Doch wohne Eure Leiche
Dem heil'gen Opfer bei!
Auf dies Versprechen reiche
Die Hand ich ohne Scheu!"

Sie reichen sich die Hände,
Sie fallen sich ans Herz,
Sie drücken sich ohn' Ende,
Voll Seligkeit und Schmerz! —

2.

Bald drauf schon tritt der Priester
Im schwarzen Meßkleid vor,
Und Krieger stellen düster
Die Bahre hin im Chor.

Rings schweigt die dichte Menge,
Es trauert Freund und Feind.
Nun tönen Grabgesänge,
Und jedes Auge weint.

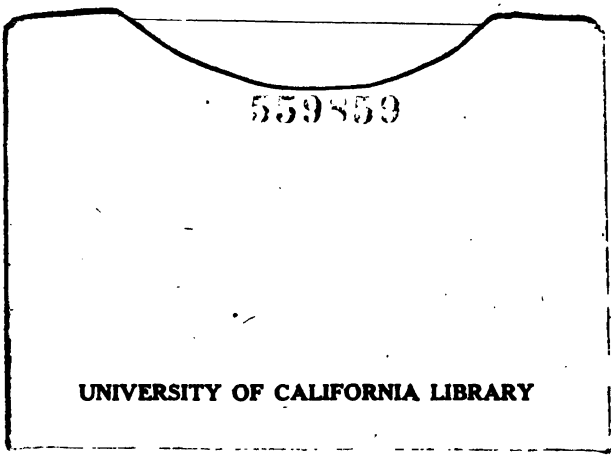
Es klingelt. Hehre Stille,
Da auf die Hostie schwebt.
Was hob des Leichnams Hülle?
Ha, seht, wie sie noch bebt!

Wegreißt die schwarze Decke
Ein Kriegsmann von dem Haupt:
Da ruht es — nicht zum Schrecke —
So friedsam, siegumlaubt!

Und bei des Kelches Steigen
Gewahrt, wer da sich fand,
Ein Streben, wie zum Neigen,
Ein Seufzen, das entschwand.

Dies war sein letztes Regen,
Sein letzter Atemzug:
Beim Opfer noch zugegen
Entschwang er sich im Flug.

YB 51773


559859

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

	Preis geb. K oder M.
Künstlergeschichten. Mit Einl. u. Bildern. (21.)	—·90
Leutner J. F., Zwischen Lech u. Inn. (31.)	1·10
Ludwig Otto, Zwischen Himmel und Erde. Mit Bild des Dichters u. Einl. — Aus dem Regen in die Traufe. (25.)	1·80
Mügge Th., Der Vogt von Sylt. (34.)	1·80
Okonski J., Zeitbilder. Drei Novellen aus dem Poln. (35.)	—·90
***Proschko** Franz J., Erasmus Tattenbach. Mit Einl. u. 6 Vollbildern. (32.)	1·80
In besserem Sondereinband K 1·60 = M. 1·40.	
Reimmichl, Aus den Tiroler Bergen. (13.)	—·90
Rosegger Peter, Steirische Geschichten. — **Koerber** Paul, Hie Teufel — hie Engel. (8.)	—·90
Schiller Friedrich, Wilhelm Tell. Mit Titelbild, Einl., Anm. u. Karte. (26.)	—·90
Schimpf und Ernst und **Aus dem Rollwagenbüchlein.** Mit Bildern. — **Ebersberg** Jul., Geschichte eines alten Kommißmantels. (10.)	1·10
Schuppe A., Laura Bassi. — Emanuel Astorga. — **Widmayer** Barth., Bunte Geschichten. (15.)	—·90
***Sienkiewicz** Heinrich, Die Kreuzritter. Historischer Roman. Mit Einl. u. 6 Vollbildern. (12.)	2·50
In Geschenkeinband (Deckenzeichnung) K 4·— = M. 3·60.	
*— Ums liebe Brot und andere Novellen. Mit Bild des Verfassers (14.)	1·50
In Geschenkeinband K 2·80 = M. 2·40.	
*— Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Mit Einl., 9 Vollbildern u. einer Karte. (20.)	2·50
In Geschenkeinband (Farbendruck) K 4·— = M. 3·60.	
Spindler C., Nach Amerika! — Ritter und Bürger. Ein echter Edelmann. — Der Hoszwerg. (2.)	1·50
Stifter Adalbert, Der Hochwald. Das Heidedorf. Feldblumen. (3.)	1·80
Tolstoi Leo, Die Kosaken. Mit Porträt u. Einl. (39.)	1·10
Trueba Anton da, Baskische Volkserzählungen. Mit Einl. (36.)	—·90
Volksbücher, Deutsche. Hrsg. von Gust. Schwab. I. **Doktor** Faustus. Mit Einl. (23.)	—·90
***Wallace** Lewis, Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Mit Porträt, Einl., einem Wortregister u. 6 Vollbildern. (30.)	2·70
In Geschenkeinband (Farbendruck) K 4·20 = M. 3·75.	
***Wiesing** Hans, Agnes vom Paltental. Mit 6 Bildern. (29.)	1·80
In besserem Sondereinband K 1·60 = M. 1·40.	
***Wiseman** Nik. Kard., Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. Mit Einl. u. 10 Bildern. (7.)	2·—
In Geschenkeinband (Deckenzeichnung) K 4·— = M. 3·60.	

(Die mit * bezeichneten sind auch in eleganten Geschenkeinbänden oder in Sondereinbänden, ohne Volksbücherei-Titel, nach beigesetzten Preisen erhältlich.)

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria" in Graz.